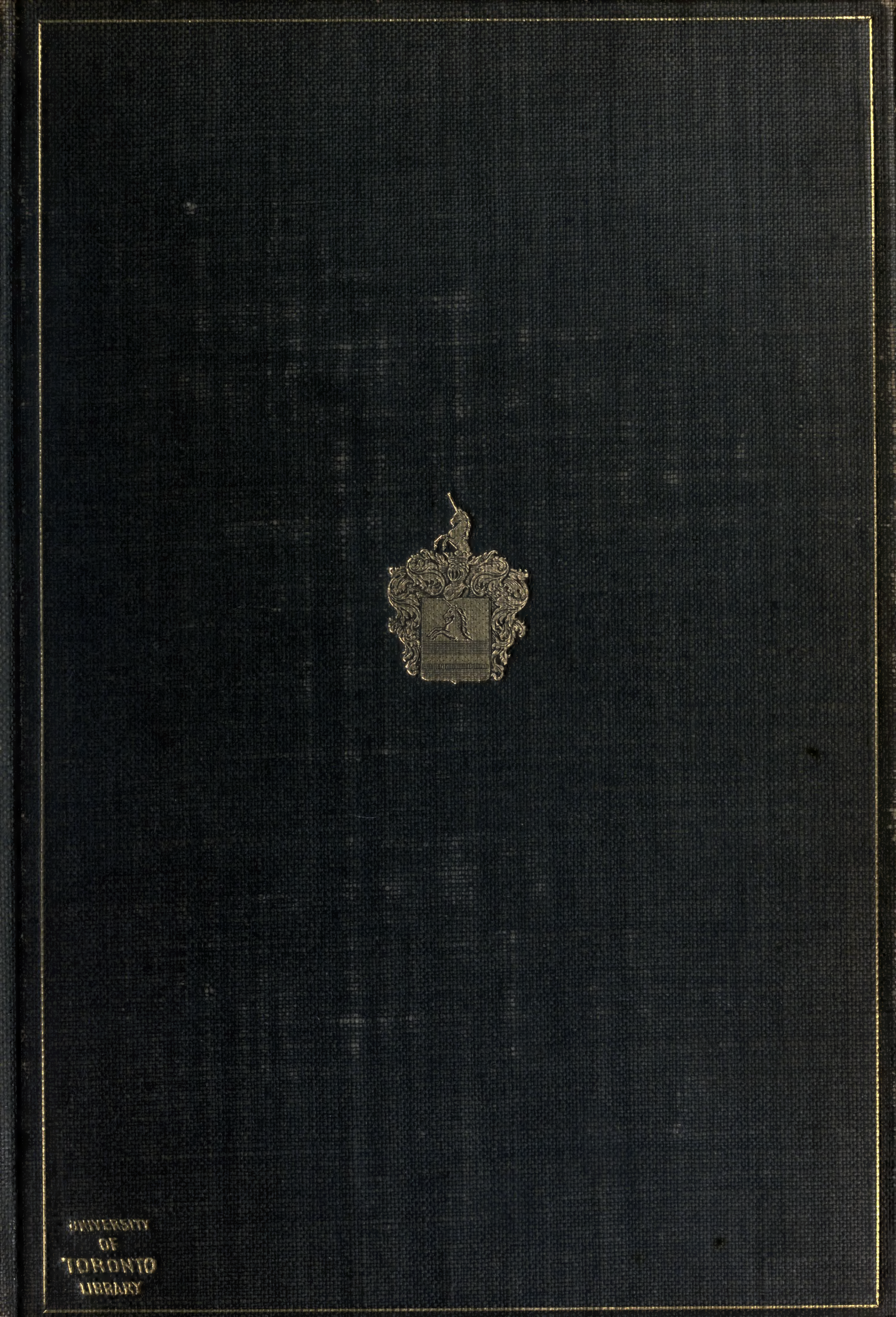
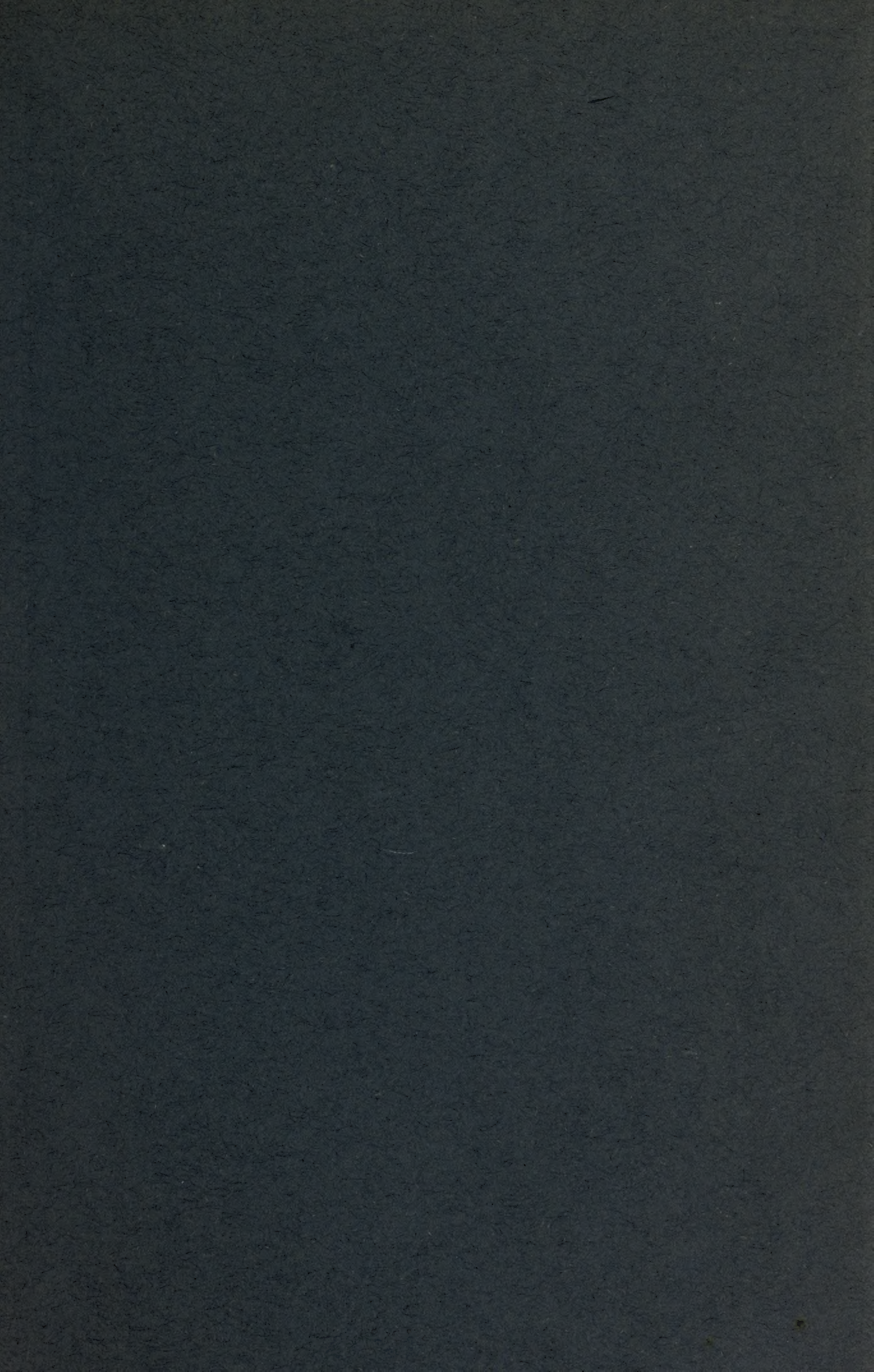
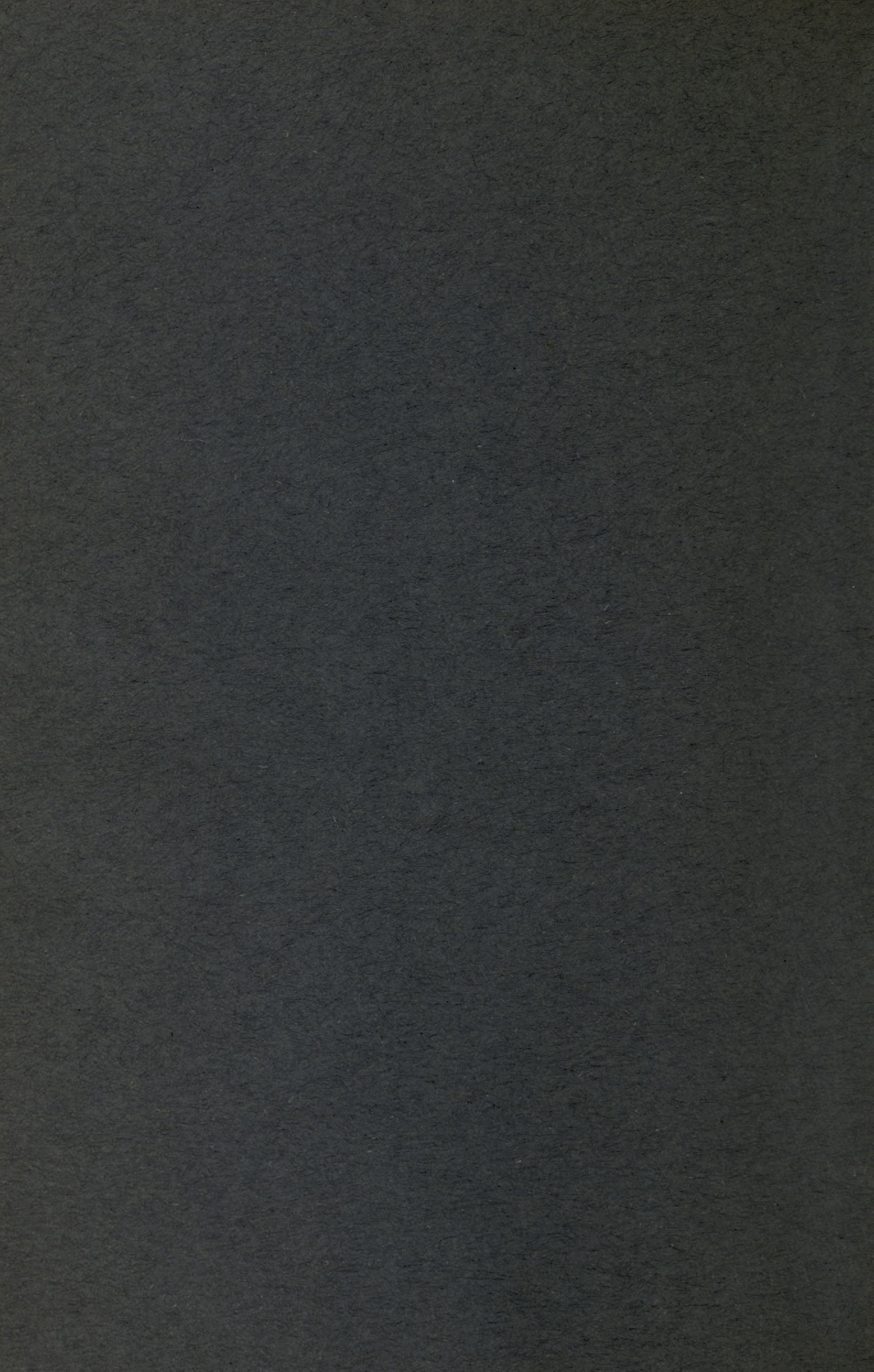
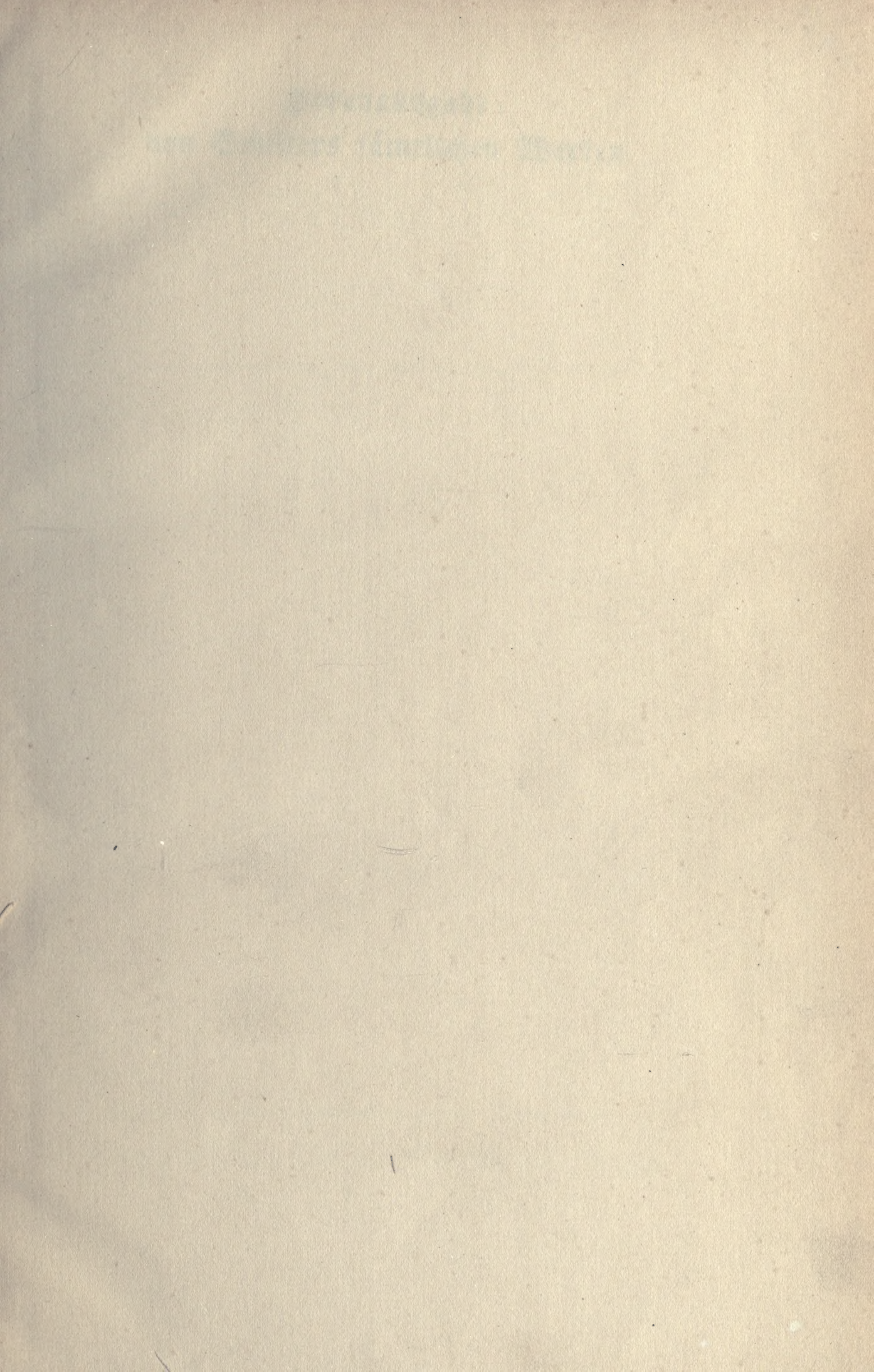
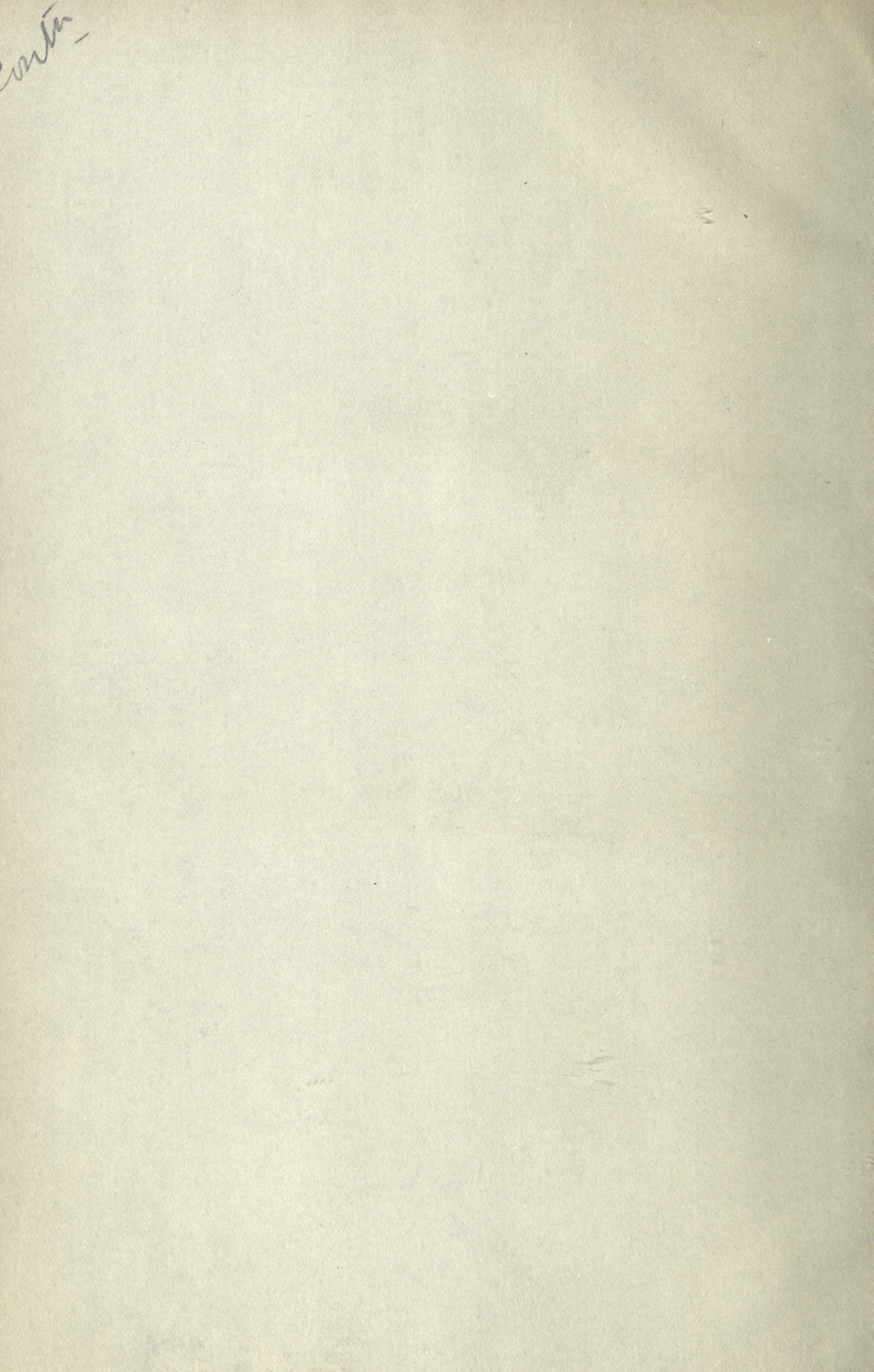












Horenausgabe
von Schillers sämtlichen Werken

Schillers Sämtliche Werke

Zehnter Band

Herausgeber: Conrad Höfer

Georg Müller Verlag München und Leipzig
1913

Herausgeber: Conrad Höfer

Inhalt des zehnten Bandes

Seite

Die Götter Griechenlandes (Umarbeitung). 1793 . 1—5

Ästhetische Aufsätze. 1793 . . . . 6—91

Vom Erhabenen (Über das Pathetische) 6

Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände . 61

Briefe an den Erbprinzen Friedrich Christian von Holstein-Sonderburg-Augustenburg 1793 (Im Wortlaut der ursprünglichen Fassung) . . . . . 92—156

Aus den Briefen 1793 . . . . 157—228

(Die in den Briefen an Körner fehlenden Stellen stehen im neunten Band unserer Ausgabe unter der Überschrift „Kallias".)

An Georg Göschen 157

An Gottfried Körner 158 159

An Bartholomäus Fischenich 161

An Gottfried Körner 164

An Georg Göschen 166

An Gottfried Körner 167

An Johann Heinrich Ramberg 171

An Ferdinand Huber 173

An Georg Göschen 174

An Gottfried Körner 175

An Bartholomäus Fischenich 177

An Gottfried Körner 178 179

An Heinrich von Gleichen 181

An Georg Göschen 182

An Gottfried Körner 182

An Charlotte von Kalb 184

An Gottfried Körner 185

An Wilhelm und Christophine Reinwald 187

An Georg Göschen 187 188

An Gottfried Körner 189

An Christian Gottfried Schütz 190

An Georg Göschen 190

An Ludovika v. Simanowitz 191
An Wilhelm Reinwald 192
An Gottfried Körner 193 196
An Georg Göschen 197
An Graf Ernst v. Schimmelmann 198
An Georg Göschen 201
An Gottfried Körner 202
An Wilhelm und Christophine Reinwald 203
An Bartholomäus Fischenich 205
An Georg Göschen 206
An Charlotte v. Kalb 206
An Gottlob Moritz Christian v. Wacks 207
An Gottfried Körner 208
An Georg Göschen 210
An Gottfried Körner 211
An Wilhelm und Christophine Reinwald 212
An (?) Schübler 213
An Christian Gottfried Schütz 213
An Charlotte v. Kalb 214
An Gottfried Körner 216
An Georg Göschen 219
An Friedrich Haug 221
An Johann Kaspar und Elisabeth Dorothea Schiller 222
An Ludovika v. Simanowitz 223
An Ferdinand Huber 224
An Friedrich Haug 225
An Gottfried Körner 226

Aus redaktioneller Tätigkeit. 1794 . . . . . . 229—238
Einladung zur Mitarbeit an den Horen 229
Ankündigung der Horen 232
Abgekürzte Ankündigung der Horen 237

Einige Rezensionen. 1794 . . . . 239—273
Bemerkungen zu Rapps Kritik der „Resignation“ 239
Über J. Kants philosophische Religionslehre 240
Genersich, Von der Liebe des Vaterlandes 242
Matthissons Gedichte 243
Über den Gartenkalender auf das Jahr 1795 265

Aus den Briefen 1794 . . . . 274—422
An Gottfried Körner 274
An Georg Göschen 279
An Eberhard Gmelin 281
An Gottfried Körner 282
An Friedrich Cotta 284
An Ludovika v. Simanowitz 285

An Johann Friedrich Frauenholz 285
An Friedrich Cotta 287
An Gottfried Körner 289
An Wilhelm Reinwald 290
An Georg Göschen 292
An Gottfried Körner 292
An Friedrich Cotta 293
Kontrakt über den Verlag einer Allgemeinen Europäischen Staatenzeitung von Herrn Hofrat Schiller 296
Kontrakt über die literarische Monatsschrift die Horen betitelt, welches unter der Aufsicht des Hofrat Schiller erscheinen soll 297
An Friedrich Hoven 300
An Johann Benjamin Erhard 301
An Johann Friedrich Frauenholz 302
An Wilhelm und Christophine Reinwald 302
An Friedrich Cotta 304
An Prinz Friedrich Christian v. Augustenburg 304
An Moritz Becht 306
An Gottfried Körner 307
An Immanuel Kant 309
An Wolfgang v. Goethe 310
An Friedrich Cotta 311
An Christoph Gottlieb v. Murr 313
An Georg Göschen 314
An Ludovika v. Simanowitz 315
An Gottfried Herder 315
An Gottfried Körner 317
An Friedrich Cotta 319
An Gottfried Körner 321 322
An Wolfgang v. Goethe 322
An Wilhelm und Christophine Reinwald 326
An Friedrich Jacobi 328
An Friedrich v. Matthisson 329
An Wolfgang v. Goethe 330
An Gottfried Körner 333
An Friedrich Cotta 335
An Gottfried Körner 338
An Wolfgang v. Goethe 339
An Johann Benjamin Erhard 341
An Charlotte Schiller 343 344
An Wolfgang v. Goethe 346
An Gottfried Körner 347
An Wilhelm Reinwald 349
An Charlotte Schiller 350 351 353 354
An Wolfgang v. Goethe 354
An Gottfried Körner 356

An Christian Gottfried Schütz 357
An Christian Garve 359
An Friedrich Cotta 361
An Gottlieb Hufeland 366
An Johann Heinrich Dannecker 367
An Wolfgang v. Goethe 368
An Gottfried Körner 369
An Wolfgang v. Goethe 371
An Friedrich Cotta 373
An Gottfried v. Herder 374
An Gottfried Körner 374
An Johann Benjamin Erhard 377
An Wolfgang v. Goethe 379
An Gottfried Körner 382
An Ferdinand Huber 382
An Wilhelm Archenholz 384
An Gottfried Körner 385 386
An Georg Göschen 387
An Christian Gottfried Schütz 388
An Friedrich Cotta 389
Aus einem Briefe Herrn Hofrat Schillers an den Herausgeber der Flora 392
An Friedrich Cotta 394
An Wolfgang v. Goethe 395
An Johann Caspar und Elisabeth Dorothea Schiller 396
An Friedrich v. Hoven 398
An Wolfgang v. Goethe 401
An Heinrich Meyer 404
An Wolfgang v. Goethe 405
An Gottfried Körner 406
An Friedrich Cotta 407
An Wolfgang v. Goethe 408
An Friedrich Cotta 409
An Wolfgang v. Goethe 411
An Friedrich Cotta 412 413
An Gottfried Körner 414
An Zacharias Becker 415
An Wilhelm Reinwald 416
An Wolfgang v. Goethe 417
An Friedrich Cotta 418
An Gottfried Körner 420

Die Götter Griechenlandes

[Umarbeitung]
[1793.]

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus diesem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere
Ach umsonst! dem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab,
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen,
Nahm der Leto Sohn den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt,
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig als das Schöne
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch errötende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirtes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn,
Linus' Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

Höhre Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
Großer Taten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederfoderer der Toten
Neigte sich der Götter stille Schar,
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn,
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf ich, durch die Wogen,
Ach! sie widerhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Selger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn,
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Vom Erhabenen.

(Zur weitern Ausführung einiger Kantischen Ideen.)

Erhaben nennen wir ein Objekt, bei dessen Vorstellung unsre sinnliche Natur ihre Schranken, unsre vernünftige Natur aber ihre Überlegenheit, ihre Freiheit von Schranken fühlt; gegen das wir also physisch den kürzern ziehen, über welches wir uns aber moralisch d. i. durch Ideen erheben.

Nur als Sinnenwesen sind wir abhängig, als Vernunftwesen sind wir frei.

Der erhabene Gegenstand gibt uns erstlich: als Naturwesen unsre Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns zweitens: mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als Vernunftwesen über die Natur, sowohl in uns als außer uns behaupten.

Wir sind abhängig, insofern etwas außer uns den Grund enthält, warum etwas in uns möglich wird.

Solange die Natur außer uns den Bedingungen konform ist, unter welchen in uns etwas möglich wird, so lange können wir unsre Abhängigkeit nicht fühlen. Sollen wir uns derselben bewußt werden, so muß die Natur mit dem, was uns Bedürfnis und doch nur durch ihre Mitwirkung möglich ist, als streitend vorgestellt werden, oder, was ebensoviel sagt, sie muß sich mit unsern Trieben im Widerspruch befinden.

Nun lassen sich alle Triebe, die in uns, als Sinnenwesen, wirksam sind, auf zwei Grundtriebe zurückführen. Erstlich besitzen wir

einen Trieb, unsern Zustand zu verändern, unsre Existenz zu äußern, wirksam zu sein, welches alles darauf hinausläuft, uns Vorstellungen zu erwerben, also Vorstellungstrieb, Erkenntnistrieb heißen kann. Zweitens besitzen wir einen Trieb, unsern Zustand zu erhalten, unsere Existenz fortzusetzen, welches Trieb der Selbsterhaltung genannt wird.

Der Vorstellungstrieb geht auf Erkenntnis, der Selbsterhaltungstrieb auf Gefühle, also auf innre Wahrnehmungen der Existenz.

Wir stehen also durch diese zweierlei Triebe in zweifacher Abhängigkeit von der Natur. Die erste wird uns fühlbar, wenn es die Natur an den Bedingungen fehlen läßt, unter welchen wir zu Erkenntnissen gelangen; die zweite wird uns fühlbar, wenn sie den Bedingungen widerspricht, unter welchen es uns möglich ist, unsre Existenz fortzusetzen. Ebenso behaupten wir durch unsre Vernunft eine zweifache Unabhängigkeit von der Natur: erstlich, indem wir (im Theoretischen) über Naturbedingungen hinausgehen und uns mehr denken können, als wir erkennen; zweitens: indem wir (im Praktischen) uns über Naturbedingungen hinwegsetzen und durch unsern Willen unsrer Begierde widersprechen können. Ein Gegenstand, bei dessen Wahrnehmung wir das erste erfahren, ist theoretisch groß, ein Erhabenes der Erkenntnis. Ein Gegenstand, der uns die Unabhängigkeit unsers Willen zu empfinden gibt, ist praktisch groß, ein Erhabenes der Gesinnung.

Bei dem Theoretischerhabenen steht die Natur als Objekt der Erkenntnis im Widerspruch mit dem Vorstellungstriebe. Bei dem Praktischerhabenen steht sie als Objekt der Empfindung im Widerspruch mit dem Erhaltungstrieb. Dort wurde sie bloß als ein Gegenstand betrachtet, der unsre Erkenntnis erweitern sollte; hier wird sie als eine Macht vorgestellt, die unsern eigenen Zustand bestimmen kann. Kant nennt daher das Praktischerhabene das Erhabene der Macht oder das Dynamischerhabene, im Gegensatz von dem Mathematischerhabenen. Weil aber aus den Begriffen dynamisch und mathematisch gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre

des Erhabenen durch diese Einteilung erschöpft sei oder nicht, so habe ich die Einteilung in das Theoretisch- und Praktisch-Erhabene vorgezogen.

Auf was Art wir in Erkenntnissen von Naturbedingungen abhängig sind und dieser Abhängigkeit uns bewußt werden, wird bei Entwicklung des Theoretischerhabenen hinreichend ausgeführt werden. Daß unsre Existenz als Sinnenwesen von Naturbedingungen außer uns abhängig gemacht ist, wird wohl kaum eines eigenen Beweises bedürfen. Sobald die Natur außer uns das bestimmte Verhältnis zu uns ändert, auf welches unser physischer Wohlstand gegründet ist, so wird auch sogleich unsre Existenz in der Sinnenwelt, die an diesem physischen Wohlstande haftet, angefochten und in Gefahr gesetzt. Die Natur hat also die Bedingungen in ihrer Gewalt, unter denen wir existieren, und damit wir dieses, zu unserm Dasein so unentbehrliche Naturverhältnis in acht nehmen sollten, so ist unserm physischen Leben an dem Selbsterhaltungstriebe ein wachsamer Hüter, diesem Triebe aber an dem Schmerz ein Warner gegeben worden. Sobald daher unser physischer Zustand eine Veränderung erleidet, die ihn zu seinem Gegenteil zu bestimmen droht, so erinnert der Schmerz an die Gefahr, und der Trieb der Selbsterhaltung wird durch ihn zum Widerstand aufgefordert.

Ist die Gefahr von der Art, daß unser Widerstand vergeblich sein würde, so muß Furcht entstehen. Ein Objekt also, dessen Existenz den Bedingungen der unsrigen widerstreitet, ist, wenn wir uns ihm an Macht nicht gewachsen fühlen, ein Gegenstand der Furcht, furchtbar.

Aber es ist nur furchtbar für uns, als Sinnenwesen, denn nur als solche hängen wir ab von der Natur. Dasjenige in uns, was nicht Natur, was dem Naturgesetz nicht unterworfen ist, hat von der Natur außer uns, als Macht betrachtet, nichts zu befahren. Die Natur, vorgestellt als eine Macht, die zwar unsern physischen Zustand bestimmen kann, aber auf unsern Willen keine Gewalt hat, ist dynamisch oder praktisch erhaben.

Das Praktischerhabene unterscheidet sich also darin von dem Theoretischerhabenen, daß es den Bedingungen unsrer Existenz, dieses nur den Bedingungen der Erkenntnis widerstreitet. Theoretischerhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führet, deren Darstellung sich die Einbildungskraft nicht gewachsen fühlt. Praktischerhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung einer Gefahr mit sich führt, welche zu besiegen sich unsre physische Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Versuch, uns von dem ersten eine Vorstellung zu machen. Wir erliegen an dem Versuch, uns der Gewalt des zweiten zu widersetzen. Ein Beispiel des ersten ist der Ozean in Ruhe, der Ozean im Sturm ein Beispiel des zweiten. Ein ungeheuer hoher Turm oder Berg kann ein Erhabenes der Erkenntnis abgeben. Bückt er sich zu uns herab, so wird er sich in ein Erhabenes der Gesinnung verwandeln. Beide haben aber wieder das miteinander gemein, daß sie gerade durch ihren Widerspruch mit den Bedingungen unsers Daseins und Wirkens diejenige Kraft in uns aufdecken, die an keine dieser Bedingungen sich gebunden fühlt; eine Kraft also, die einerseits sich mehr denken kann, als der Sinn faßt, und die andrerseits für ihre Unabhängigkeit nichts fürchtet und in ihren Äußerungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr sinnlicher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen sollte.

Ob aber gleich beide Arten des Erhabenen ein gleiches Verhältnis zu unserer Vernunftkraft haben, so stehen sie doch in einem ganz verschiednen Verhältnis zu unsrer Sinnlichkeit, welches einen wichtigen Unterschied, sowohl der Stärke als des Interesse, zwischen ihnen begründet.

Das Theoretischerhabene widerspricht dem Vorstellungstrieb, das Praktischerhabene dem Erhaltungstrieb. Bei dem ersten wird nur eine einzelne Äußerung der sinnlichen Vorstellungskraft, bei dem zweiten aber wird der letzte Grund aller möglichen Äußerungen desselben, nämlich die Existenz, angefochten.

Nun ist zwar jedes mißlingende Bestreben nach Erkenntnis mit Unlust verbunden, weil einem tätigen Trieb dadurch widersprochen wird. Aber bis zum Schmerz kann diese Unlust nie steigen, solange wir unsere Existenz von dem Gelingen oder Mißlingen einer solchen Erkenntnis unabhängig wissen und unsere Selbstachtung nicht dabei leidet.

Ein Gegenstand aber, der den Bedingungen unsers Daseins widerstreitet, der in der unmittelbaren Empfindung Schmerz erregen würde, erregt in der Vorstellung Schrecken; denn die Natur mußte zu Erhaltung der Kraft selbst ganz andere Anstalten treffen, als sie zu Unterhaltung der Tätigkeit nötig fand. Unsre Sinnlichkeit ist also bei dem furchtbaren Gegenstand ganz anders interessiert als bei dem Unendlichen; denn der Trieb der Selbsterhaltung erhebt eine viel lautere Stimme als der Vorstellungstrieb. Es ist ganz etwas anders, ob wir um den Besitz einer einzelnen Vorstellung, oder ob wir um den Grund aller möglichen Vorstellungen, unsre Existenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Dasein selbst oder für eine einzelne Äußerung desselben zu fürchten haben.

Eben deswegen aber, weil der furchtbare Gegenstand unsere sinnliche Natur gewaltsamer angreift als der unendliche, so wird auch der Abstand zwischen dem sinnlichen und übersinnlichen Vermögen dabei um so lebhafter gefühlt, so wird die Überlegenheit der Vernunft und die innere Freiheit des Gemüts desto hervorstechender. Da nun das ganze Wesen des Erhabenen auf dem Bewußtsein dieser unsrer Vernunftfreiheit beruht und alle Lust am Erhabenen gerade nur auf dieses Bewußtsein sich gründet, so folgt von selbst (was auch die Erfahrung lehrt), daß das Furchtbare in der ästhetischen Vorstellung lebhafter und angenehmer rühren müsse als das Unendliche und daß also das Praktischerhabene, der Stärke der Empfindung nach, einen sehr großen Vorzug vor dem Theoretischen voraus habe.

Das Theoretischgroße erweitert eigentlich nur unsre Sphäre, das Praktischgroße, das Dynamischerhabene unsre Kraft. — Unsre

wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir eigentlich nur durch das letztere; denn es ist ganz etwas anders in der bloßen Handlung des Vorstellens und in seinem ganzen innern Dasein sich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als sich über das Schicksal, über alle Zufälle, über die ganze Naturnotwendigkeit hinweggesetzt und erhaben fühlen. Nichts liegt dem Menschen als Sinnenwesen näher an als die Sorge für seine Existenz, und keine Abhängigkeit ist ihm drückender als diese, die Natur als diejenige Macht zu betrachten, die über sein Dasein zu gebieten hat. Und von dieser Abhängigkeit fühlt er sich frei bei Betrachtung des Praktischerhabenen. „Die unwiderstehliche Macht der Natur," sagt Kant, „gibt uns, als Sinnenwesen betrachtet, zwar unsre Ohnmacht zu erkennen, aber entdeckt zugleich in uns ein Vermögen, uns als von ihr unabhängig zu beurteilen, und eine Überlegenheit über die Natur, worauf sich eine Selbsterhaltung von ganz andrer Art gründet, als diejenige ist, die von der Natur außer uns angefochten und in Gefahr gebracht werden kann — dabei die Menschheit in unserer Person unerniedrigt bleibt, obgleich der Mensch jener Gewalt unterliegen müßte. Auf solche Weise — fährt er fort — wird die furchtbare Macht der Natur, ästhetisch von uns als erhaben beurteilt, weil sie unsre Kraft, die nicht Natur ist, in uns aufruft, um alles dasjenige, wofür wir als Sinnenwesen besorgt sind, Güter, Gesundheit und Leben, als klein anzusehen, und deswegen auch jene Macht der Natur — der wir in Ansehung dieser Güter allerdings unterworfen sind — für uns und unsre Persönlichkeit dennoch als keine Gewalt zu betrachten, unter die wir uns zu beugen hätten, wenn es auf unsre höchsten Grundsätze und deren Behauptung oder Verlassung ankäme. Also, endigt er, heißt die Natur hier erhaben, weil sie die Einbildungskraft zur Darstellung derjenigen Fälle erhebt, in denen das Gemüt sich die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung fühlbar machen kann."

Diese Erhabenheit unserer Vernunftbestimmung — diese unsre

praktische Unabhängigkeit von der Natur, muß von derjenigen Überlegenheit wohl unterschieden werden, die wir entweder durch unsere körperlichen Kräfte oder durch unsern Verstand über sie, als Macht, in einzelnen Fällen zu behaupten wissen, und welche zwar auch etwas Großes, aber gar nichts Erhabenes an sich hat. Ein Mensch z. B. der mit einem wilden Tiere streitet und es durch die Stärke seines Arms oder auch durch List überwindet; ein reißender Strom, wie der Nil, dessen Macht durch Dämme gebrochen wird und den der menschliche Verstand aus einem schädlichen Gegenstand sogar in einen nützlichen verwandelt, indem er seinen Überfluß in Kanälen auffängt und dürre Felder damit wässert; ein Schiff auf dem Meere, das durch seine künstliche Einrichtung imstand ist, allem Ungestüm des wilden Elements zu trotzen: kurz alle diejenigen Fälle, wo der Mensch durch seinen erfinderischen Verstand die Natur auch da, wo sie ihm als Macht überlegen und zu seinem Untergange bewaffnet ist, gezwungen hat, ihm zu gehorchen und seinen Zwecken zu dienen — alle diese Fälle, sage ich, erwecken kein Gefühl des Erhabenen, ob sie gleich etwas Analoges damit haben und deswegen auch in der ästhetischen Beurteilung gefallen. Warum sind sie aber nicht erhaben, da sie doch die Überlegenheit des Menschen über die Natur vorstellig machen?

Wir müssen hier zum Begriff des Erhabenen zurückgehen, worin sich der Grund leicht entdecken lassen wird. Zufolge dieses Begriffs ist nur derjenige Gegenstand erhaben, gegen den wir als Naturwesen erliegen, von dem wir uns aber als Vernunftwesen, als nicht zur Natur gehörige Wesen, absolut unabhängig fühlen. Alle natürliche Mittel also, die der Mensch anwendet, um der Naturmacht zu widerstehen, sind durch diesen Begriff des Erhabenen ausgeschlossen; denn dieser Begriff verlangt schlechterdings, daß wir dem Gegenstande als Naturwesen nicht gewachsen sein sollen, daß wir uns aber durch das, was in uns nicht Natur ist (und dies ist nichts anders als reine Vernunft) als von ihm unabhängig fühlen sollen. Nun sind aber alle jene angeführten Mittel, durch welche

der Mensch der Natur überlegen wird (Geschicklichkeit, List und physische Stärke), aus der Natur genommen, kommen ihm also als Naturwesen zu; er widersteht also diesen Gegenständen nicht als Intelligenz, sondern als Sinnenwesen, nicht moralisch durch seine innre Freiheit, sondern physisch durch Anwendung natürlicher Kräfte. Er unterliegt auch deswegen diesen Gegenständen nicht, sondern er ist ihnen schon als Sinnenwesen überlegen. Wo er aber mit seinen physischen Kräften ausreicht, da ist nichts da, was ihn nötigen könnte, zu seinem intelligenten Selbst, zu der innern Selbständigkeit seiner Vernunftkraft seine Zuflucht zu nehmen.

Zum Gefühl des Erhabenen wird also schlechterdings erfordert, daß wir uns von jedem physischen Widerstehungsmittel völlig verlassen sehen und in unserm nichtphysischen Selbst dagegen Hilfe suchen. Furchtbar muß also ein solcher Gegenstand für unsre Sinnlichkeit sein, und das ist er nicht mehr, sobald wir uns ihm durch natürliche Kräfte gewachsen fühlen.

Auch wird dieses von der Erfahrung bestätigt. Die mächtigste Naturkraft ist in eben dem Grad weniger erhaben, als sie von dem Menschen gebändigt erscheint, und sie wird wieder schnell erhaben, sobald sie die Kunst des Menschen zuschanden macht. Ein Pferd, das noch frei und ungebändigt in den Wäldern herumläuft, ist uns als eine uns überlegene Naturkraft furchtbar und kann einen Gegenstand für eine erhabene Schilderung abgeben. Eben dieses Pferd, gezähmt, an das Joch oder vor den Wagen gespannt, verliert seine Furchtbarkeit, und mit ihr auch alles Erhabene. Zerreißt aber dieses gebändigte Pferd seine Zügel, bäumt es sich entrüstet unter seinem Reiter, gibt es sich seine Freiheit gewaltsam wieder, so ist seine Furchtbarkeit wieder da, und es wird aufs neue erhaben.

Die physische Überlegenheit des Menschen über die Naturkräfte ist also so wenig ein Grund des Erhabenen, daß sie fast überall, wo sie angetroffen wird, die Erhabenheit des Gegenstandes schwächt oder ganz vernichtet. Zwar können wir uns mit merklichem Ver-

gnügen bei der Betrachtung der menschlichen Geschicklichkeit verweilen, die sich die wildesten Naturkräfte zu unterwerfen gewußt hat, aber die Quelle dieses Vergnügens ist logisch und nicht ästhetisch; es ist eine Wirkung des Nachdenkens und wird nicht durch die unmittelbare Vorstellung eingeflößt.

Praktisch erhaben ist also die Natur nirgends, als wo sie furchtbar ist. Aber nun entsteht die Frage: ist dies auch umgekehrt so? Ist sie überall, wo sie furchtbar ist, auch praktisch erhaben?

Hier müssen wir abermals zum Begriff des Erhabenen zurückgehen. So eine wesentliche Erfordernis es dazu ist, daß wir uns als Sinnenwesen von dem Gegenstand abhängig fühlen, so wesentlich gehört auf der andern Seite dazu, daß wir uns als Vernunftwesen von demselben unabhängig fühlen. Wo das erste nicht ist, wo der Gegenstand gar nichts Furchtbares für unsre Sinnlichkeit hat, da ist keine Erhabenheit möglich. Wo das zweite fehlt, wo er bloß furchtbar ist, wo wir uns ihm als Vernunftwesen nicht überlegen fühlen, da ist sie ebensowenig möglich.

Innre Gemütsfreiheit gehört schlechterdings dazu, um das Furchtbare erhaben zu finden und Wohlgefallen daran zu haben; denn es kann ja bloß dadurch erhaben sein, daß es unsre Unabhängigkeit, unsre Gemütsfreiheit zu empfinden gibt. Nun hebt aber die wirkliche und ernstliche Furcht alle Gemütsfreiheit auf.

Das erhabene Objekt muß also zwar furchtbar sein, aber wirkliche Furcht darf es nicht erregen. Furcht ist ein Zustand des Leidens und der Gewalt; das Erhabene kann allein in der freien Betrachtung und durch das Gefühl innrer Tätigkeit gefallen. Entweder darf also das furchtbare Objekt seine Macht gar nicht gegen uns richten, oder wenn dies geschieht, so muß unser Geist frei bleiben, indem unsere Sinnlichkeit überwältigt wird. Dieser letztere Fall ist aber höchst selten und erfodert eine Erhebung der menschlichen Natur, die kaum in einem Subjekt als möglich gedacht werden kann. Denn da, wo wir uns wirklich in Gefahr befinden, wo wir selbst der Gegenstand einer feindseligen Naturmacht

sind, da ist es um die ästhetische Beurteilung geschehen. So erhaben ein Meersturm, vom Ufer aus betrachtet, sein mag, so wenig mögen die, welche sich auf dem Schiff befinden, das von demselben zertrümmert wird, aufgelegt sein, dieses ästhetische Urteil darüber zu fällen.

Wir haben es also bloß mit dem ersten Fall zu tun, wo das furchtbare Objekt uns zwar seine Macht sehen läßt, aber sie nicht gegen uns richtet, wo wir uns vor demselben sicher wissen. Wir versetzen uns alsdann bloß in der Einbildung in den Fall, wo diese Macht uns selbst treffen könnte und aller Widerstand vergeblich sein würde. Das Schreckliche ist also bloß in der Vorstellung, aber auch schon die bloße Vorstellung der Gefahr bringt, wenn sie einigermaßen lebhaft ist, den Erhaltungstrieb in Bewegung, und es erfolgt etwas dem Analoges, was die wirkliche Empfindung hervorbringen würde. Ein Schauer ergreift uns, ein Gefühl von Bangigkeit regt sich, unsre Sinnlichkeit wird empört. Und ohne diesen Anfang des wirklichen Leidens, ohne diesen ernstlichen Angriff auf unsre Existenz würden wir bloß mit dem Gegenstande spielen; und es muß Ernst sein, wenigstens in der Empfindung, wenn die Vernunft zur Idee ihrer Freiheit ihre Zuflucht nehmen soll. Auch kann das Bewußtsein unsrer innern Freiheit nur insofern einen Wert haben und etwas gelten, als es damit Ernst ist, es kann aber nicht damit Ernst sein, wenn wir mit der Vorstellung der Gefahr bloß spielen.

Ich habe gesagt, daß wir uns in Sicherheit befinden müssen, wenn das Furchtbare uns gefallen soll. Nun gibt es aber Unglücksfälle und Gefahren, vor denen sich der Mensch niemals sicher wissen kann und die in der Vorstellung doch erhaben sein können und es auch wirklich sind. Der Begriff der Sicherheit kann also nicht darauf eingeschränkt werden, daß man sich der Gefahr physisch entzogen weiß, wie z. B. wenn man von einem hohen und wohlbefestigten Geländer in eine große Tiefe oder von einer Anhöhe auf die stürmende See hinabsieht. Hier freilich gründet sich

die Furchtlosigkeit auf die Überzeugung von der Unmöglichkeit, daß man getroffen werden kann. Aber worauf wollte man seine Sicherheit vor dem Schicksal, vor der allgegenwärtigen Macht der Gottheit, vor schmerzhaften Krankheiten, vor empfindlichen Verlusten, vor dem Tode gründen? Hier ist gar kein physischer Grund der Beruhigung vorhanden; und wenn wir uns das Schicksal in seiner Furchtbarkeit denken, so müssen wir uns zugleich sagen, daß wir derselben nichts weniger als entzogen sind.

Es gibt also einen zweifachen Grund der Sicherheit. Vor solchen Übeln, denen zu entfliehen in unserm physischen Vermögen steht, können wir äußere physische Sicherheit haben; vor solchen Übeln aber, denen wir auf natürlichem Weg nicht zu widerstehen noch auszuweichen imstande sind, können wir bloß innre oder moralische Sicherheit haben. Dieser Unterschied ist, besonders in Beziehung auf das Erhabene, wichtig.

Die physische Sicherheit ist ein unmittelbarer Beruhigungsgrund für unsre Sinnlichkeit ohne alle Beziehung auf unsern innern oder moralischen Zustand. Es wird daher auch gar nichts dazu erfodert, ein Objekt ohne Furcht zu betrachten, vor welchem man sich in dieser physischen Sicherheit befindet. Daher bemerkt man auch unter den Menschen eine bei weitem größere Einstimmigkeit der Urteile über das Erhabene solcher Objekte, deren Anblick mit dieser physischen Sicherheit verbunden ist, als derjenigen, vor denen man nur moralische Sicherheit hat. Die Ursache ist in die Augen fallend. Physische Sicherheit kommt jedem auf gleiche Art zugut; moralische hingegen setzt einen Gemütszustand voraus, der nicht in allen Subjekten sich findet. Aber weil diese physische Sicherheit bloß für die Sinnlichkeit gilt, so hat sie für sich selbst nichts, was der Vernunft gefallen könnte, und ihr Einfluß ist bloß negativ, indem sie bloß verhindert, daß der Selbsterhaltungstrieb nicht aufgeschreckt und die Gemütsfreiheit aufgehoben wird.

Ganz anders ist es mit der innern oder moralischen Sicherheit. Diese ist zwar auch ein Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit

(sonst wäre sie selbst erhaben) aber sie ist es nur mittelbar durch Ideen der Vernunft. Wir sehen das Furchtbare ohne Furcht an, weil wir uns der Macht desselben über uns, als Naturwesen, entweder durch das Bewußtsein unserer Unschuld oder durch den Gedanken an die Unzerstörbarkeit unsers Wesens entzogen fühlen. Diese moralische Sicherheit postuliert also, wie wir sehen, Religionsideen, denn nur die Religion, nicht aber die Moral stellt Beruhigungsgründe für unsere Sinnlichkeit auf. Die Moral verfolgt die Vorschrift der Vernunft unerbittlich und ohne alle Rücksicht auf das Interesse unserer Sinnlichkeit; die Religion aber ist es, die zwischen den Foderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Aussöhnung, eine Übereinkunft zu stiften sucht. Zur moralischen Sicherheit reicht es also gar nicht hin, daß wir eine moralische Gesinnung besitzen, sondern es wird noch dazu erfodert, daß wir die Natur in Einstimmung mit dem Moralgesetz oder, was hier einerlei ist, daß wir sie uns unter dem Einfluß eines reinen Vernunftwesens denken. Der Tod z. B. ist ein solcher Gegenstand, vor dem wir nur moralische Sicherheit haben. Die lebhafte Vorstellung aller Schrecknisse des Todes, verbunden mit der Gewißheit, ihm nicht entfliehen zu können, würde es den meisten Menschen, weil die meisten doch weit mehr Sinnenwesen als Vernunftwesen sind, durchaus unmöglich machen, mit dieser Vorstellung so viel Ruhe zu verbinden, als zu einem ästhetischen Urteil erfodert wird — wenn nicht der Vernunftglaube an eine Unsterblichkeit, auch noch selbst für die Sinnlichkeit, eine leidliche Auskunft wüßte.

Aber man muß dies nicht so verstehen, als ob die Vorstellung des Todes, wenn sie mit Erhabenheit verbunden ist, diese Erhabenheit durch die Idee der Unsterblichkeit erhielte. — Nichtsweniger! — Die Idee der Unsterblichkeit, so wie ich sie hier annehme, ist ein Beruhigungsgrund für unsern Trieb nach Fortdauer, also für unsere Sinnlichkeit, und ich muß einmal für allemal bemerken, daß bei allem, was einen erhabenen Eindruck machen soll, die

Sinnlichkeit mit ihren Foderungen schlechterdings abgewiesen worden sein und aller Beruhigungsgrund nur in der Vernunft zu suchen sein müsse. Diejenige Idee der Unsterblichkeit also, wobei die Sinnlichkeit gewissermaßen noch ihre Rechnung findet (wie sie in allen positiven Religionen aufgestellt ist) kann gar nichts dazu beitragen, die Vorstellung des Todes zu einem erhabenen Gegenstand zu machen. Vielmehr muß diese Idee nur gleichsam im Hintergrunde stehen, um bloß der Sinnlichkeit zu Hilfe zu kommen, wenn diese sich allen Schrecknissen der Zernichtung trost- und wehrlos bloßgestellt fühlte und unter diesem heftigen Angriff zu erliegen drohte. Wird diese Idee der Unsterblichkeit aber die herrschende im Gemüt, so verliert der Tod das Furchtbare, und das Erhabene verschwindet.

Die Gottheit, vorgestellt in ihrer Allwissenheit, die alle Krümmungen des menschlichen Herzens durchleuchtet, in ihrer Heiligkeit, die keine unreine Regung duldet, und in ihrer Macht, die unser physisches Schicksal in ihrer Gewalt hat, ist eine furchtbare Vorstellung und kann deswegen zu einer erhabenen Vorstellung werden. Vor den Wirkungen dieser Macht können wir keine physische Sicherheit haben, weil es uns gleich unmöglich ist, derselben auszuweichen und Widerstand zu tun. Also bleibt uns nur moralische Sicherheit übrig, die wir auf die Gerechtigkeit dieses Wesens und auf unsre Unschuld gründen. Wir sehen die schreckhaften Erscheinungen, durch welche sie ihre Macht zu erkennen gibt, ohne Schrecken an, weil das Bewußtsein unserer Schuldlosigkeit uns davor sicher stellt. Diese moralische Sicherheit macht es uns möglich, bei der Vorstellung dieser grenzenlosen, unwiderstehlichen und allgegenwärtigen Macht unsre Gemütsfreiheit nicht völlig zu verlieren, denn wo diese dahin ist, da ist das Gemüt zu keiner ästhetischen Beurteilung aufgelegt. Sie kann aber die Ursache des Erhabenen nicht sein, weil dieses Gefühl der Sicherheit, ob es gleich auf moralischen Gründen beruht, doch zuletzt nur einen Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit abgibt und den Trieb der

Selbsterhaltung befriedigt; das Erhabene aber niemals auf Befriedigung unsrer Triebe sich gründet. Soll die Vorstellung der Gottheit praktisch (dynamisch) erhaben werden, so dürfen wir das Gefühl unserer Sicherheit nicht auf unser Dasein, sondern auf unsre Grundsätze beziehen. Es muß uns gleichgültig sein, wie wir als Naturwesen dabei fahren, wenn wir uns nur als Intelligenzen von den Wirkungen ihrer Macht unabhängig fühlen. Wir fühlen uns aber als Vernunftwesen selbst von der Allmacht unabhängig, insofern selbst die Allmacht unsre Autonomie nicht aufheben, unsern Willen nicht gegen unsre Grundsätze bestimmen kann. Nur insofern also, als wir der Gottheit allen Natureinfluß auf unsre Willensbestimmungen absprechen, ist die Vorstellung ihrer Macht dynamischerhaben.

In seinen Willensbestimmungen sich von der Gottheit unabhängig fühlen, heißt aber nichts anders als sich bewußt sein, daß die Gottheit nie als eine Macht auf unsern Willen wirken könne. Weil aber der reine Wille jederzeit mit dem Willen der Gottheit koinzidieren muß, so kann der Fall nie eintreten, daß wir uns aus reiner Vernunft gegen den Willen der Gottheit bestimmen. Wir sprechen ihr also bloß insofern den Einfluß auf unsern Willen ab, als wir uns bewußt sind, daß sie durch nichts anders als durch ihre Einstimmigkeit mit dem reinen Vernunftgesetz in uns, also nicht durch Autorität, nicht durch Belohnung oder Strafe, nicht durch Hinsicht auf ihre Macht, in unsre Willensbestimmungen einfließen könne. Unsre Vernunft verehrt in der Gottheit nichts als ihre Heiligkeit und fürchtet auch nichts von ihr als ihre Mißbilligung — und auch diese nur insofern, als sie in der göttlichen Vernunft ihre eigenen Gesetze erkennt. Es steht aber nicht in der göttlichen Willkür, unsre Gesinnungen zu mißbilligen oder zu billigen, sondern das wird durch unser Betragen bestimmt. In dem einzigen Falle also, wo die Gottheit für uns furchtbar werden könnte, nämlich in ihrer Mißbilligung, hängen wir nicht von ihr ab. Die Gottheit also, vorgestellt als eine Macht, die unsre Existenz

zwar aufheben, aber solange wir diese Existenz noch haben, auf die Handlungen unsrer Vernunft keinen Einfluß haben kann, ist dynamischerhaben — und auch nur diejenige Religion, welche uns diese Vorstellung von der Gottheit gibt, trägt das Siegel der Erhabenheit in sich*.

Der Gegenstand des Praktischerhabenen muß für die Sinnlichkeit furchtbar sein; unserm physischen Zustand muß ein Übel drohen und die Vorstellung der Gefahr muß den Selbsterhaltungstrieb in Bewegung setzen.

Unser intelligibles Selbst, dasjenige in uns, was nicht Natur ist, muß sich bei jener Affektion des Erhaltungstriebs von dem sinnlichen Teil unsers Wesens unterscheiden und seiner Selbständigkeit, seiner Unabhängigkeit von allem, was die physische Natur treffen kann, kurz, seiner Freiheit sich bewußt werden.

Diese Freiheit ist aber schlechterdings nur moralisch, nicht physisch. Nicht durch unsre natürliche Kräfte, nicht durch unsern

* Wider diese Auflösung des Begriffs vom Dynamischerhabenen, sagt Kant, scheint zu streiten, daß wir Gott im Ungewitter, Erdbeben usf. als eine zürnende Macht und dennoch als erhaben vorzustellen pflegen, wobei es von unsrer Seite Torheit sowohl als Frevel sein würde, uns eine Überlegenheit des Gemüts über die Wirkungen einer solchen Macht einzubilden. Hier scheint kein Gefühl der Erhabenheit unsrer eignen Natur, sondern vielmehr Niedergeschlagenheit und Unterwerfung die Gemütsstimmung zu sein, die sich für die Erscheinung eines solchen Gegenstandes schickt. In der Religion überhaupt scheint Niederwerfen, Anbetung mit zerknirschten angstvollen Geberden das einzig schickliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu sein, welches daher auch die meisten Völker angenommen haben. Aber, fährt er fort, diese Gemütsstimmung ist mit der Idee der Erhabenheit einer Religion bei weitem nicht so notwendig verbunden. Der Mensch, der sich seiner Schuld bewußt ist und also Ursache hat, sich zu fürchten, ist in gar keiner Gemütsstimmung, um die göttliche Größe zu bewundern — nur alsdann, wenn sein Gewissen rein ist, dienen jene Wirkungen der göttlichen Macht dazu, ihm eine erhabene Idee von der Gottheit zu geben, sofern er durch das Gefühl seiner eigenen erhabnen Gesinnung über die Furcht vor den Wirkungen dieser Macht erhoben wird. Er hat Ehrfurcht, nicht Furcht, vor der Gottheit, da hingegen die Superstition bloße Furcht und Angst vor der Gottheit fühlt, ohne sie hochzuschätzen, woraus nie eine Religion des guten Wandels, bloß Gunstbewerbung und Einschmeichlung entstehen kann. Kants Kritik der ästhetischen Urteilskraft. Analytik des Erhabenen.

Verstand, nicht als Sinnenwesen, dürfen wir uns dem furchtbaren Gegenstand überlegen fühlen; denn da würde unsre Sicherheit immer nur durch physische Ursachen, also empirisch, bedingt sein und also immer noch eine Abhängigkeit von der Natur übrig bleiben. Sondern es muß uns völlig gleichgültig sein, wie wir als Sinnenwesen dabei fahren, und bloß darin muß unsre Freiheit bestehen, daß wir unsern physischen Zustand, der durch die Natur bestimmt werden kann, gar nicht zu unserm Selbst rechnen, sondern als etwas Auswärtiges und Fremdes betrachten, was auf unsre moralische Person keinen Einfluß hat.

Groß ist, wer das Furchtbare überwindet. Erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretischgroß, da er sich über die unwegsamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktischgroß oder erhaben war er nur im Unglück.

Groß war Herkules, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er am Kaukasus angeschmiedet, seine Tat nicht bereute und sein Unrecht nicht eingestand.

Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.

Praktischerhaben ist also jedweder Gegenstand, der uns zwar unsre Ohnmacht, als Naturwesen, zu bemerken gibt — zugleich aber ein Widerstehungsvermögen von ganz andrer Art in uns aufdeckt, welches zwar von unsrer physischen Existenz die Gefahr nicht entfernt, aber (welches unendlich mehr ist) unsre physische Existenz selbst von unsrer Persönlichkeit absondert. Es ist also keine materiale und bloß einen einzelnen Fall betreffende, sondern eine idealische und über alle möglichen Fälle sich erstreckende Sicherheit, deren wir uns bei Vorstellung des Erhabenen bewußt werden. Dieses gründet sich also ganz und gar nicht auf Überwindung oder Aufhebung einer uns drohenden Gefahr, sondern auf Wegräumung der letzten Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es uns den sinnlichen Teil unsers Wesens, der allein

der Gefahr unterworfen ist, als ein auswärtiges Naturding betrachten lehrt, das unsre wahre Person, unser moralisches Selbst, gar nichts angeht.

Nach Festsetzung des Begriffs vom Praktischerhabenen sind wir imstande, es nach Verschiedenheit der Gegenstände, durch die es erregt wird, und nach Verschiedenheit der Verhältnisse, in welchen wir zu diesen Gegenständen stehen, unter Klassen zu bringen.

In der Vorstellung des Erhabenen unterscheiden wir dreierlei. Erstlich: einen Gegenstand der Natur, als Macht: Zweitens: eine Beziehung dieser Macht auf unser physisches Widerstehungsvermögen: Drittens: eine Beziehung derselben auf unsre moralische Person. Das Erhabene ist also die Wirkung dreier aufeinander folgender Vorstellungen: 1. einer objektiven physischen Macht, 2. unsrer subjektiven physischen Ohnmacht, 3. unsrer subjektiven moralischen Übermacht. Ob aber gleich bei jeder Vorstellung des Erhabenen diese drei Bestandstücke wesentlich und notwendig sich vereinigen müssen, so ist es dennoch zufällig, wie wir zu der Vorstellung derselben gelangen, und darauf gründet sich nun ein zweifacher Hauptunterschied des Erhabenen der Macht.

1. Entweder wird bloß ein Gegenstand als Macht, die objektive Ursache des Leidens, aber nicht das Leiden selbst in der Anschauung gegeben, und es ist das urteilende Subjekt, welches die Vorstellung des Leidens in sich erzeugt und den gegebenen Gegenstand, durch Beziehung auf den Erhaltungstrieb, in ein Objekt der Furcht und, durch Beziehung auf seine moralische Person, in ein Erhabnes verwandelt.

2. Oder außer dem Gegenstand als Macht wird zugleich seine Furchtbarkeit für den Menschen, das Leiden selbst objektiv vorgestellt, und dem beurteilenden Subjekt bleibt nichts übrig, als die Anwendung davon auf seinen moralischen Zustand zu machen und aus dem Furchtbaren das Erhabene zu erzeugen.

Ein Objekt der ersten Klasse ist kontemplativ-, ein Objekt der zweiten pathetischerhaben.

I. Das Kontemplativerhabene der Macht.

Gegenstände, welche uns weiter nichts als eine Macht der Natur zeigen, die der unsrigen weit überlegen ist, im übrigen aber es uns selbst anheimstellen, ob wir eine Anwendung davon auf unsern physischen Zustand oder auf unsre moralische Person machen wollen, sind bloß kontemplativerhaben. Ich nenne sie deswegen so, weil sie das Gemüt nicht so gewaltsam ergreifen, daß es nicht in einem Zustand ruhiger Betrachtung dabei verharren könnte. Bei dem Kontemplativerhabenen kommt auf die Selbsttätigkeit des Gemüts das meiste an, weil von außen nur eine Bedingung gegeben wird, die zwei andern aber von dem Subjekt selbst erfüllt werden müssen. Aus diesem Grund ist das Kontemplativerhabene weder von so intensivstarker noch von so ausgebreiteter Wirkung als das Pathetischerhabene. Nicht von so ausgebreiteter: weil nicht alle Menschen Einbildungskraft genug haben, um eine lebhafte Vorstellung der Gefahr in sich hervorzubringen, nicht alle selbständige moralische Kraft genug haben, um einer solchen Vorstellung nicht lieber auszuweichen. Nicht von so starker Wirkung: weil die Vorstellung der Gefahr, auch wenn sie noch so lebhaft erweckt wird, in diesem Falle doch immer freiwillig ist, und das Gemüt leichter über eine Vorstellung Meister bleibt, die es selbsttätig erzeugte. Das Kontemplativerhabene verschafft daher einen geringern, aber auch weniger gemischten Genuß.

Die Natur gibt zum Kontemplativerhabenen nichts her, als einen Gegenstand als Macht, aus dem etwas Furchtbares für die Menschheit zu machen, der Einbildungskraft überlassen bleibt. Je nachdem nun der Anteil groß oder klein ist, den die Phantasie an Hervorbringung dieses Furchtbaren hat, je nachdem sie ihr Geschäft aufrichtiger oder verdeckter verwaltet, muß auch das Erhabene verschieden ausfallen.

Ein Abgrund, der sich zu unsern Füßen auftut, ein Gewitter, ein brennender Vulkan, eine Felsenmasse, die über uns herabhängt, als wenn sie eben niederstürzen wollte, ein Sturm auf dem Meere, ein rauher Winter der Polargegend, ein Sommer der heißen Zone, reißende oder giftige Tiere, eine Überschwemmung u. dgl. sind solche Mächte der Natur, gegen welche unser widerstehendes Vermögen für nichts zu rechnen ist, und die mit unsrer physischen Existenz doch im Widerspruche stehen. Selbst gewisse idealische Gegenstände wie z. B. die Zeit, als eine Macht betrachtet, die still aber unerbittlich wirkt, die Notwendigkeit, deren strengem Gesetze kein Naturwesen sich entziehen kann, selbst die moralische Idee der Pflicht, die sich nicht selten gegen unsre physische Existenz als eine feindliche Macht verhält, sind furchtbare Gegenstände, sobald die Einbildungskraft sie auf den Erhaltungstrieb bezieht; und sie werden erhaben, sobald die Vernunft sie auf ihre höchsten Gesetze anwendet. Weil aber in allen diesen Fällen die Phantasie erst das Furchtbare hinzutut und es ganz bei uns steht, eine Idee zu unterdrücken, die unser eigenes Werk ist, so gehören diese Gegenstände in die Klasse des Kontemplativerhabenen.

Aber die Vorstellung der Gefahr hat hier doch einen realen Grund, und es bedarf bloß der einfachen Operation: die Existenz dieser Dinge mit unserer physischen Existenz in eine Vorstellung zu verknüpfen, so ist das Furchtbare da. Die Phantasie braucht aus ihrem eigenen Mittel nichts hineinzulegen, sondern sie hält sich nur an das, was ihr gegeben ist.

Aber nicht selten werden an sich gleichgültige Gegenstände der Natur, durch Dazwischenkunft der Phantasie, subjektiv in furchtbare Mächte verwandelt, und es ist die Phantasie selbst, die das Furchtbare nicht bloß durch Vergleichung entdeckt, sondern es, ohne einen hinreichenden objektiven Grund dazu zu haben, eigenmächtig erschafft. Dies ist der Fall beim Außerordentlichen und beim Unbestimmten.

Dem Menschen, im Zustand der Kindheit, wo die Einbildungs-

kraft am ungebundensten wirkt, ist alles schreckhaft, was ungewöhnlich ist. In jeder unerwarteten Erscheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen sein Dasein gerüstet ist, und der Erhaltungstrieb ist sogleich geschäftig, dem Angriff zu begegnen. Der Erhaltungstrieb ist in dieser Periode sein unumschränkter Gebieter, und weil dieser Trieb ängstlich und feig ist, so ist die Herrschaft desselben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieser Epoche sich bildet, ist daher schwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen diesen feindseligen finstern Charakter. Man findet den Menschen früher bewaffnet als bekleidet, und sein erster Griff ist an das Schwert, wenn er einem Fremdling begegnet. Die Gewohnheit der alten Taurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küste führte, der Diana zu opfern, hat schwerlich einen andern Ursprung als die Furcht; denn so verwildert ist nur der schiefgebildete, nicht der ungebildete Mensch, daß er gegen dasjenige wütete, was ihm nicht schaden kann.

Diese Furcht vor allem, was außerordentlich ist, verliert sich nun zwar im Zustand der Kultur, aber nicht so ganz, daß in der ästhetischen Betrachtung der Natur, wo sich der Mensch dem Spiel der Phantasie freiwillig hingibt, nicht eine Spur davon übrig bleiben sollte. Das wissen die Dichter sehr gut und unterlassen daher nicht, das Außerordentliche wenigstens als ein Ingrediens des Furchtbaren zu gebrauchen. Eine tiefe Stille, eine große Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit sind an sich sehr gleichgültige Dinge, die sich durch nichts als das Außerordentliche und Ungewöhnliche auszeichnen. Dennoch erregen sie ein Gefühl des Schreckens oder verstärken wenigstens den Eindruck desselben und sind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns Virgil mit Grausen über das Höllenreich erfüllen will, so macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille desselben aufmerksam. Er nennt es loca nocte late tacentia, weitschweigende Gefilde der Nacht, domos vacuas Ditis et inania regna, leere Behausungen und hohle Reiche des Pluto.

Bei den Einweihungen in die Mysterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren feierlichen Eindruck gesehen, und dazu bediente man sich besonders auch des Stillschweigens. Eine tiefe Stille gibt der Einbildungskraft einen freien Spielraum und spannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen soll. Bei Übungen der Andacht ist das Stillschweigen einer ganzen versammelten Gemeinde ein sehr wirksames Mittel, der Phantasie einen Schwung zu geben und das Gemüt in eine feierliche Stimmung zu setzen. Selbst der Volksaberglaube macht bei seinen Träumereien davon Gebrauch, denn bekanntlich muß eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Palästen, die in Feenmärchen vorkommen, herrscht ein totes Schweigen, welches Grauen erweckt, und es gehört zur Naturgeschichte der bezauberten Wälder, daß nichts Lebendiges sich darin regt. Auch die Einsamkeit ist etwas Furchtbares, sobald sie anhaltend und unfreiwillig ist, wie z. B. die Verbannung in eine unbewohnte Insel. Eine weitausgebreitete Wüste, ein einsamer, viele Meilen langer Wald, das Herumirren auf der grenzenlosen See, sind lauter Vorstellungen, welche Grauen erregen und in der Dichtkunst zum Erhabenen zu gebrauchen sind. Hier aber (bei der Einsamkeit) ist doch schon ein objektiver Grund der Furcht, weil die Idee einer großen Einsamkeit auch die Idee der Hilflosigkeit mit sich führt.

Noch weit geschäftiger beweist sich die Phantasie, aus dem Geheimen, Unbestimmten und Undurchdringlichen einen Gegenstand des Schreckens zu machen. Hier ist sie eigentlich in ihrem Element, denn da ihr die Wirklichkeit keine Grenzen setzt und ihre Operationen auf keinen besondern Fall eingeschränkt werden, so steht ihr das weite Reich der Möglichkeiten offen. Daß sie sich aber gerade zum Schrecklichen hinneigt und von dem Unbekannten mehr fürchtet als hofft, liegt in der Natur des Erhaltungstriebs, der sie leitet. Die Verabscheuung wirkt ungleich schneller und mächtiger als die Begierde, und daher kommt es, daß wir hinter

dem Unbekannten mehr Schlimmes vermuten, als Gutes erwarten.

Die Finsternis ist schrecklich und eben darum zum Erhabenen tauglich. Sie ist aber nicht an sich selbst schrecklich, sondern weil sie uns die Gegenstände verbirgt, und uns also der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert. Sobald die Gefahr deutlich ist, verschwindet ein großer Teil der Furcht. Der Sinn des Gesichts, der erste Wächter unsers Daseins, versagt uns in der Dunkelheit seine Dienste, und wir fühlen uns der verborgenen Gefahr wehrlos bloßgestellt. Darum setzt der Aberglaube alle Geistererscheinungen in die Mitternachtstunde, und das Reich des Todes wird vorgestellt als ein Reich der ewigen Nacht. In den Dichtungen Homers, wo die Menschheit noch ihre natürlichste Sprache redet, wird die Dunkelheit als eins der größten Übel dargestellt.

„Allda liegt das Land und die Stadt der kimmerischen Männer.
Diese tappen beständig in Nacht und Nebel, und niemals
Schauet strahlend auf sie der Gott der leuchtenden Sonne,
Sondern schreckliche Nacht umhüllt die elenden Menschen."

Odyssee eilfter Gesang.

„Jupiter, ruft der tapfre Ajax im Dunkel der Schlacht aus, befreie die Griechen von dieser Finsternis. Laß es Tag werden, laß diese Augen sehen, und dann, wenn du willst, laß mich im Lichte fallen."

Ilias.

Auch das Unbestimmte ist ein Ingrediens des Schrecklichen, und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freiheit gibt, das Bild nach ihrem eigenen Gutdünken auszumalen. Das Bestimmte hingegen führt zu deutlicher Erkenntnis und entzieht den Gegenstand dem willkürlichen Spiel der Phantasie, indem es ihn dem Verstand unterwirft.

Homers Darstellung der Unterwelt wird eben dadurch, daß sie gleichsam in einem Nebel schwimmt, desto furchtbarer, und die

Geistergestalten im Ossian sind nichts als luftige Wolkengebilde, denen die Phantasie nach Willkür den Umriß gibt.

Alles, was verhüllt ist, alles Geheimnisvolle, trägt zum Schrecklichen bei und ist deswegen der Erhabenheit fähig. Von dieser Art ist die Aufschrift, welche man zu Sais in Ägypten über dem Tempel der Isis las. „Ich bin alles, was ist, was gewesen ist und was sein wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben." — Eben dieses Ungewisse und Geheimnisvolle gibt den Vorstellungen der Menschen von der Zukunft nach dem Tode etwas Grauenvolles; diese Empfindungen sind in dem bekannten Selbstgespräch Hamlets sehr glücklich ausgedrückt.

Die Beschreibung, die uns Tacitus von dem feierlichen Aufzug der Göttin Hertha macht, wird durch das Dunkel, das er darüber verbreitet, furchtbar erhaben. Der Wagen der Göttin verschwindet im Innersten des Waldes, und keiner von denen, die zu diesem geheimnisvollen Dienst gebraucht werden, kommt lebend zurück. Mit Schauder fragt man sich, was das wohl sein möge, welches dem, der es sieht, das Leben kostet, quod tantum morituri vident.

Alle Religionen haben ihre Mysterien, welche ein heiliges Grauen unterhalten, und so wie die Majestät der Gottheit hinter dem Vorhang im Allerheiligsten wohnet, so pflegt sich auch die Majestät der Könige mit Geheimnis zu umgeben, um die Ehrfurcht ihrer Untertanen durch diese künstliche Unsichtbarkeit in fortdauernder Spannung zu erhalten.

Dies sind die vorzüglichsten Unterarten des Kontemplativerhabenen der Macht, und da sie in der moralischen Bestimmung des Menschen gegründet sind, welche allen Menschen gemein ist, so ist man berechtigt, eine Empfänglichkeit dafür bei allen menschlichen Subjekten vorauszusetzen, und der Mangel derselben kann nicht wie bei bloß sinnlichen Rührungen durch ein Spiel der Natur entschuldigt, sondern darf als eine Unvollkommenheit dem Subjekt zugerechnet werden. Zuweilen findet man das Erhabene der Erkenntnis mit dem Erhabenen der Macht verbunden, und die

Wirkung ist um so größer, wenn nicht bloß das sinnliche Widerstehungsvermögen, sondern auch selbst das Darstellungsvermögen, an einem Objekt seine Schranken findet und die Sinnlichkeit mit ihrer doppelten Foderung abgewiesen wird.

II. Das Pathetischerhabene.

Wenn uns ein Gegenstand nicht bloß als Macht überhaupt, sondern zugleich als eine dem Menschen verderbliche Macht objektiv gegeben wird — wenn er also seine Gewalt nicht bloß zeigt, sondern sie wirklich feindlich äußert, so steht es der Einbildungskraft nicht mehr frei, ihn auf den Erhaltungstrieb zu beziehen, sondern sie muß, sie wird objektiv dazu genötigt. Wirkliches Leiden aber gestattet kein ästhetisches Urteil, weil es die Freiheit des Geistes aufhebt. Also darf es nicht das urteilende Subjekt sein, an welchem der furchtbare Gegenstand seine zerstörende Macht beweist, d. i. wir dürfen nicht selbst, sondern bloß sympathetisch leiden. Aber auch das sympathetische Leiden ist für die Sinnlichkeit schon zu angreifend, wenn das Leiden außer uns Existenz hat. Der teilnehmende Schmerz überwiegt allen ästhetischen Genuß. Nur alsdann, wenn das Leiden entweder bloße Illusion und Erdichtung ist, oder (im Fall, daß es in der Wirklichkeit stattgefunden hätte) wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, sondern der Einbildungskraft vorgestellt wird, kann es ästhetisch werden und ein Gefühl des Erhabenen erregen. Die Vorstellung eines fremden Leidens, verbunden mit Affekt und mit dem Bewußtsein unsrer innern moralischen Freiheit, ist Pathetischerhaben.

Die Sympathie oder der teilnehmende (mitgeteilte) Affekt ist keine freie Äußerung unsers Gemüts, die wir erst selbsttätig in uns hervorbringen müßten, sondern eine unwillkürliche, durch das Naturgesetz bestimmte Affektion des Gefühlvermögens. Es kommt gar nicht auf unsern Willen an, ob wir das Leiden eines Geschöpfs mit empfinden wollen. Sobald wir eine Vorstellung davon haben,

müssen wir es. Die Natur, nicht unsre Freiheit handelt, und die Gemütsbewegung eilt dem Entschluß zuvor.

Sobald wir also objektiv die Vorstellung eines Leidens erhalten, so muß, vermöge des unveränderlichen Naturgesetzes der Sympathie, in uns selbst ein Nachgefühl dieses Leidens erfolgen. Dadurch machen wir es gleichsam zu dem unsrigen. Wir leiden mit. Nicht bloß die teilnehmende Betrübnis, das Gerührtsein über fremdes Unglück, heißt Mitleiden, sondern jeder traurige Affekt ohne Unterschied, den wir einem andern nachempfinden; also gibt es so viele Arten des Mitleidens, als es verschiedene Arten des ursprünglichen Leidens gibt: mitleidende Furcht, mitleidende Schrecken, mitleidende Angst, mitleidende Entrüstung, mitleidende Verzweiflung.

Wenn aber das Affekt erregende (oder Pathetische) einen Grund des Erhabenen abgeben soll, so darf es nicht bis zum wirklichen Selbstleiden getrieben werden. Auch mitten im heftigsten Affekt müssen wir uns von dem selbstleidenden Subjekt unterscheiden, denn es ist um die Freiheit des Geistes geschehen, sobald die Täuschung sich in völlige Wahrheit verwandelt.

Wird das Mitleiden zu einer solchen Lebhaftigkeit erhöht, daß wir uns mit dem Leidenden ernstlich verwechseln, so beherrschen wir den Affekt nicht mehr, sondern er beherrscht uns. Bleibt hingegen die Sympathie in ihren ästhetischen Grenzen, so vereinigt sie zwei Hauptbedingungen des Erhabenen: sinnlichlebhafte Vorstellung des Leidens mit dem Gefühl eigner Sicherheit verbunden.

Aber dieses Gefühl der Sicherheit bei der Vorstellung fremder Leiden ist ganz und gar nicht der Grund des Erhabenen und überhaupt nicht die Quelle des Vergnügens, das wir aus dieser Vorstellung schöpfen. Erhaben wird das Pathetische bloß allein durch das Bewußtsein unsrer moralischen, nicht unsrer physischen Freiheit. Nicht weil wir uns durch unser gutes Geschick diesem Leiden entzogen sehen (denn da würden wir noch immer einen sehr schlechten Gewährsmann für unsre Sicherheit haben) sondern weil wir unser moralisches Selbst der Kausalität dieses Leidens, nämlich

seinem Einfluß auf unsre Willensbestimmung entzogen fühlen, erhebt es unser Gemüt und wird pathetisch erhaben.

Es ist nicht schlechterdings nötig, daß man die Seelenstärke wirklich in sich fühle, bei ernstlich eintretender Gefahr seine moralische Freiheit zu behaupten. Nicht von dem, was geschieht, sondern von dem, was geschehen soll und kann, ist hier die Rede; von unsrer Bestimmung, nicht von unserm wirklichen Tun, von der Kraft, nicht von Anwendung derselben. Indem wir ein schwerbeladnes Frachtschiff im Sturm untergehen sehen, so können wir uns an der Stelle des Kaufmanns, dessen ganzer Reichtum hier von dem Wasser verschlungen wird, recht sehr unglücklich fühlen. Aber zugleich fühlen wir doch auch, daß dieser Verlust nur zufällige Dinge betrifft und daß es Pflicht ist, sich darüber zu erheben. Es kann aber nichts Pflicht sein, was unerfüllbar ist, und was geschehen soll, muß notwendig geschehen können. Daß wir uns aber über einen Verlust hinwegsetzen können, der uns als Sinnenwesen mit Recht so empfindlich ist, beweist ein Vermögen in uns, welches nach ganz andern Gesetzen handelt als das sinnliche und mit dem Naturtrieb nichts gemein hat. Erhaben aber ist alles, was dieses Vermögen in uns zum Bewußtsein bringt.

Man kann sich also recht gut sagen, daß man den Verlust dieser Güter nichts weniger als gelassen ertragen werde, dieses hindert das Gefühl des Erhabenen gar nicht — wenn man nur fühlt, daß man sich darüber hinwegsetzen sollte und daß es Pflicht ist, ihnen keinen Einfluß auf die Selbstbestimmung der Vernunft zu gestatten. Wer freilich auch nicht einmal dafür Sinn hat, an dem ist alle ästhetische Kraft des Großen und Erhabenen verloren.

Es erfodert also doch wenigstens eine Fähigkeit des Gemüts, sich seiner Vernunftbestimmung bewußt zu werden, und eine Empfänglichkeit für die Idee der Pflicht, wenn man auch gleich die Schranken erkennt, welche die schwache Menschheit ihrer Ausübung setzen dürfte. Es würde überhaupt um das Wohlgefallen am Guten sowohl als am Erhabenen mißlich stehen, wenn man

nur Sinn für das haben könnte, was man selber erreicht hat oder zu erreichen sich zutraut. Aber es ist ein achtungswerter Charakterzug der Menschheit, daß sie sich wenigstens in ästhetischen Urteilen zu der guten Sache bekennt, auch wenn sie gegen sich selbst sprechen müßte, und daß sie den reinen Ideen der Vernunft in der Empfindung wenigstens huldigt, wenn sie gleich nicht immer Stärke genug hat, wirklich darnach zu handeln.

Zum Pathetischerhabenen werden also zwei Hauptbedingungen erfodert. Erstlich eine lebhafte Vorstellung des Leidens, um den mitleidenden Affekt in der gehörigen Stärke zu erregen. Zweitens eine Vorstellung des Widerstandes gegen das Leiden, um die innre Gemütsfreiheit ins Bewußtsein zu rufen. Nur durch das erste wird der Gegenstand pathetisch, nur durch das zweite wird das Pathetische zugleich erhaben.

Aus diesem Grundsatz fließen die beiden Fundamentalgesetze aller tragischen Kunst. Diese sind erstlich: Darstellung der leidenden Natur; zweitens: Darstellung der moralischen Selbständigkeit im Leiden.

Über das Pathetische.

Darstellung des Leidens — als bloßen Leidens — ist niemals Zweck der Kunst, aber als Mittel zu ihrem Zweck ist sie derselben äußerst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Übersinnlichen und die tragische Kunst insbesondere bewerkstelligt dieses dadurch, daß sie uns die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustand des Affekts versinnlicht. Nur der Widerstand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das freie Prinzip in uns kenntlich; der Widerstand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs geschätzt werden. Soll sich also die Intelligenz im Menschen als eine, von der Natur unabhängige, Kraft offenbaren, so muß die Natur ihre ganze Macht erst vor unsern Augen bewiesen haben. Das Sinnenwesen muß tief und heftig leiden; Pathos muß da sein, damit das Vernunftwesen

seine Unabhängigkeit kund tun und sich handelnd darstellen könne.

Man kann niemals wissen, ob die Fassung des Gemüts eine Wirkung seiner moralischen Kraft ist, wenn man nicht überzeugt worden ist, daß sie keine Wirkung der Unempfindlichkeit ist. Es ist keine Kunst, über Gefühle Meister zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig bestreichen; aber in einem Sturm, der die ganze sinnliche Natur aufregt, seine Gemütsfreiheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerstandes, das über alle Naturmacht unendlich erhaben ist. Man gelangt also zur Darstellung der moralischen Freiheit nur durch die lebendigste Darstellung der leidenden Natur, und der tragische Held muß sich erst als empfindendes Wesen bei uns legitimiert haben, ehe wir ihm als Vernunftwesen huldigen und an seine Seelenstärke glauben.

Pathos ist also die erste und unnachlaßliche Foderung an den tragischen Künstler, und es ist ihm erlaubt, die Darstellung des Leidens so weit zu treiben, als es, ohne Nachteil für seinen letzten Zweck, ohne Unterdrückung der moralischen Freiheit, geschehen kann. Er muß gleichsam seinem Helden oder seinem Leser die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es sonst immer problematisch bleibt, ob sein Widerstand gegen dasselbe eine Gemütshandlung (etwas positives) und nicht vielmehr bloß etwas negatives und ein Mangel ist.

Dies letztere ist der Fall bei dem Trauerspiel der ehemaligen Franzosen, wo wir höchst selten oder nie die leidende Natur zu Gesicht bekommen, sondern meistens nur den kalten, deklamatorischen Poeten oder auch den auf den Stelzen gehenden Komödianten sehen. Der frostige Ton der Deklamation erstickt alle wahre Natur, und den französischen Tragikern macht es ihre angebetete Dezenz vollends ganz unmöglich, die Menschheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Dezenz verfälscht überall, auch wenn sie an ihrer rechten Stelle ist, den Ausdruck der Natur, und doch fodert diesen die

Kunst unnachlaßlich. Kaum können wir es einem französischen Trauerspielhelden glauben, daß er leidet, denn er läßt sich über seinen Gemütszustand heraus wie der ruhigste Mensch, und die unaufhörliche Rücksicht auf den Eindruck, den er auf andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in sich ihre Freiheit zu lassen. Die Könige, Prinzessinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergessen ihren Rang auch im heftigsten Leiden nie und ziehen weit eher ihre Menschheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaisern in den alten Bilderbüchern, die sich mit samt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders sind die Griechen und diejenigen unter den Neuern, die in ihrem Geiste gedichtet haben. Nie schämt sich der Grieche der Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte und ist dennoch sicher, daß er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verstand läßt ihn das Zufällige, das der schlechte Geschmack zum Hauptwerke macht, von dem Notwendigen unterscheiden; alles aber, was nicht Menschheit ist, ist zufällig an dem Menschen. Der griechische Künstler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzustellen hat, weiß von keiner Prinzessin, keinem König und keinem Königsohn; er hält sich nur an den Menschen. Deswegen wirft der weise Bildhauer die Bekleidung weg und zeigt uns bloß nackende Figuren; ob er gleich sehr gut weiß, daß dies im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider sind ihm etwas Zufälliges, dem das Notwendige niemals nachgesetzt werden darf, und die Gesetze des Anstands oder des Bedürfnisses sind nicht die Gesetze der Kunst. Der Bildhauer soll und will uns den Menschen zeigen, und Gewänder verbergen denselben; also verwirft er sie mit Recht.

Eben so wie der griechische Bildhauer die unnütze und hinderliche Last der Gewänder hinwegwirft, um der menschlichen Natur mehr Platz zu machen, so entbindet der griechische Dichter seine Menschen von dem eben so unnützen und eben so hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen frostigen Anstandsgesetzen, die an

dem Menschen nur künsteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur spricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unserm Herzen in der homerischen Dichtung und in den Tragikern: alle Leidenschaften haben ein freies Spiel, und die Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden sind für alle Leiden der Menschheit so gut empfindlich als andere, und eben das macht sie zu Helden, daß sie das Leiden stark und innig fühlen und doch nicht davon überwältigt werden. Sie lieben das Leben so feurig wie wir andern, aber diese Empfindung beherrscht sie nicht so sehr, daß sie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menschlichkeit es fodern. Philoktet erfüllt die griechische Bühne mit seinen Klagen, selbst der wütende Herkules unterdrückt seinen Schmerz nicht. Die zum Opfer bestimmte Iphigenia gesteht mit rührender Offenheit, daß sie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen scheide. Nirgends sucht der Grieche in der Abstumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden seinen Ruhm, sondern in Ertragung desselben bei allem Gefühl für dasselbe. Selbst die Götter der Griechen müssen der Natur einen Tribut entrichten, sobald sie der Dichter der Menschheit näher bringen will. Der verwundete Mars schreit vor Schmerz so laut auf, wie zehentausend Mann, und die von einer Lanze geritzte Venus steigt weinend zum Olymp und verschwört alle Gefechte.

Diese zarte Empfindlichkeit für das Leiden, diese warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechischen Kunstwerken so tief und lebendig rührt, ist ein Muster der Nachahmung für alle Künstler und ein Gesetz, das der griechische Genius der Kunst vorgeschrieben hat. Die erste Foderung an den Menschen macht immer und ewig die Natur, welche niemals darf abgewiesen werden; denn der Mensch ist — ehe er etwas anders ist — ein empfindendes Wesen. Die zweite Foderung an ihn macht die Vernunft, denn er ist ein vernünftig empfindendes Wesen, eine moralische Person, und für diese ist es Pflicht, die Natur nicht über sich herrschen zu lassen, sondern sie

zu beherrschen. Erst alsdann, wenn erstlich der Natur ihr Recht ist angetan worden, und wenn zweitens die Vernunft das ihrige behauptet hat, ist es dem Anstand erlaubt, die dritte Foderung an den Menschen zu machen und ihm, im Ausdruck, sowohl seiner Empfindung als seiner Gesinnungen, Rücksicht gegen die Gesellschaft aufzulegen und sich — als ein zivilisiertes Wesen zu zeigen.

Das erste Gesetz der tragischen Kunst war Darstellung der leidenden Natur. Das zweite ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden.

Der Affekt, als Affekt, ist etwas gleichgültiges, und die Darstellung desselben würde, für sich allein betrachtet, ohne allen ästhetischen Wert sein; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nichts was bloß die sinnliche Natur angeht, ist der Darstellung würdig. Daher sind nicht nur alle bloß erschlaffende (schmelzende) Affekte, sondern überhaupt auch alle höchsten Grade von was für Affekten es auch sei unter der Würde tragischer Kunst.

Die schmelzenden Affekte, die bloß zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit dem die schöne Kunst nichts zu tun hat. Sie ergötzen bloß den Sinn durch Auflösung oder Erschlaffung und beziehen sich bloß auf den äußern, nicht auf den innern Zustand des Menschen. Viele unsrer Romane und Trauerspiele, besonders der sogenannten Dramen (Mitteldinge zwischen Lustspiel und Trauerspiel) und der beliebten Familiengemälde gehören in diese Klasse. Sie bewirken bloß Ausleerungen des Tränensacks und eine wollüstige Erleichterung der Gefäße; aber der Geist geht leer aus, und die edlere Kraft im Menschen wird ganz und gar nicht dadurch gestärkt. Eben so, sagt Kant, fühlt sich Mancher durch eine Predigt erbaut, wobei doch gar nichts in ihm aufgebaut worden ist. Auch die Musik der Neuern scheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen und schmeichelt dadurch dem herrschenden Geschmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben sein

will. Alles Schmelzende wird daher vorgezogen, und wenn noch so großer Lärm in einem Konzertsaal ist, so wird plötzlich alles Ohr, wenn eine schmelzende Passage vorgetragen wird. Ein bis ins tierische gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erscheint dann gewöhnlich auf allen Gesichtern, die trunkenen Augen schwimmen, der offene Mund ist ganz Begierde, ein wollüstiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Atem ist schnell und schwach, kurz alle Symptome der Berauschung stellen sich ein: zum deutlichen Beweise, daß die Sinne schwelgen, der Geist aber oder das Prinzip der Freiheit im Menschen der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube wird.* Alle diese Rührungen, sage ich, sind durch einen edlen und männlichen Geschmack von der Kunst ausgeschlossen, weil sie bloß allein dem Sinne gefallen, mit dem die Kunst nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite sind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeschlossen, die den Sinn bloß quälen, ohne zugleich den Geist dafür zu entschädigen. Sie unterdrücken die Gemütsfreiheit durch Schmerz nicht weniger als jene durch Wollust und können deswegen bloß Verabscheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunst würdig wäre. Die Kunst muß den Geist ergötzen und der Freiheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, ist bloß ein gequältes Tier, kein leidender Mensch mehr; denn von dem Menschen wird schlechterdings ein moralischer

---

* Ich kann hier nicht unbemerkt lassen (wie sehr ich es auch dadurch mit dem Modegeschmack verderben mag), daß die beliebten Zeichnungen unsrer Angelika Kauffmann zu der nehmlichen Klasse d. i. zum bloß angenehmen zu rechnen sind und sich selten oder nie zum Schönen erheben. Weit mehr hat es die Künstlerin auf unsern Sinn als auf unsern Geschmack angelegt, und sie verfehlt lieber die Wahrheit, vernachlässigt lieber die Zeichnung, opfert lieber die Kraft auf, als daß sie dem weichlichen Sinn durch eine etwas harte oder auch nur kühne Andeutung wahrer Natur zu nahe treten sollte. Eben so ist die Magie des Kolorits und der Schattierung oft bloß angenehme Kunst, und man darf sich daher nicht wundern, wenn der erste Blick und der große Haufe vorzüglich dadurch gewonnen werden; denn der Sinn urteilt immer zuerst auch bei dem Kenner, und er urteilt allein bei dem Nichtkenner.

Widerstand gegen das Leiden gefodert, durch den allein sich das Prinzip der Freiheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen Künstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos durch die bloße sinnliche Kraft des Affekts und die höchstlebendigste Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergessen, daß das Leiden selbst nie der letzte Zweck der Darstellung und nie die unmittelbare Quelle des Vergnügens sein kann, das wir am tragischen empfinden. Das Pathetische ist nur ästhetisch, in so fern es erhaben ist. Wirkungen aber, welche bloß auf eine sinnliche Quelle schließen lassen und bloß in der Affektion des Gefühlvermögens gegründet sind, sind niemals erhaben, wieviel Kraft sie auch verraten mögen: denn alles Erhabene stammt nur aus der Vernunft.

Eine Darstellung der bloßen Passion (sowohl der wollüstigen als der peinlichen) ohne Darstellung der übersinnlichen Widerstehungskraft heißt gemein, das Gegenteil heißt edel. Gemein und edel sind Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Anteil oder Nichtanteil der übersinnlichen Natur des Menschen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist edel als was aus der Vernunft quillt; alles, was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, ist gemein. Wir sagen von einem Menschen, er handle gemein, wenn er bloß den Eingebungen seines sinnlichen Triebes folgt, er handle anständig, wenn er seinem Trieb nur mit Rücksicht auf Gesetze folgt, er handle edel, wenn er bloß der Vernunft, ohne Rücksicht auf seine Triebe folgt. Wir nennen eine Gesichtsbildung gemein, wenn sie die Intelligenz im Menschen durch gar nichts kenntlich macht, wir nennen sie sprechend, wenn der Geist die Züge bestimmte, und edel, wenn ein reiner Geist die Züge bestimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur gemein, wenn es uns keine andre als physische Zwecke zeigt; wir nennen es edel, wenn es, unabhängig von allen physischen Zwecken, zugleich Darstellung von Ideen ist.

Ein guter Geschmack also, sage ich, gestattet keine, wenn gleich noch so kraftvolle Darstellung des Affekts, die bloß physisches Leiden und physischen Widerstand ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menschheit, die Gegenwart eines übersinnlichen Vermögens, sichtbar zu machen — und zwar aus dem schon entwickelten Grunde, weil nie das Leiden an sich, nur der Widerstand gegen das Leiden pathetisch und der Darstellung würdig ist. Daher sind alle absolut höchsten Grade des Affekts dem Künstler sowohl als dem Dichter untersagt; denn alle unterdrücken die innerlich widerstehende Kraft oder setzen vielmehr die Unterdrückung derselben schon voraus, weil kein Affekt seinen absolut höchsten Grad erreichen kann, solange die Intelligenz im Menschen noch einigen Widerstand leistet.

Jetzt entsteht die Frage: wodurch macht sich diese übersinnliche Widerstehungskraft in einem Affekte kenntlich? Durch nichts anders als durch Beherrschung oder, allgemeiner, durch Bekämpfung des Affekts. Ich sage des Affekts, denn auch die Sinnlichkeit kann kämpfen, aber das ist kein Kampf mit dem Affekt, sondern mit der Ursache, die ihn hervorbringt — kein moralischer, sondern ein physischer Widerstand, den auch der Wurm äußert, wenn man ihn tritt, und der Stier, wenn man ihn verwundet, ohne deswegen Pathos zu erregen. Daß der leidende Mensch seinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, daß er seinen Feind zu entfernen, daß er das leidende Glied in Sicherheit zu bringen suchte, hat er mit jedem Tiere gemein, und schon der Instinkt übernimmt dieses, ohne erst bei seinem Willen anzufragen. Das ist also noch kein Aktus seiner Humanität, das macht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich. Die Sinnlichkeit wird zwar jederzeit ihren Feind, aber niemals sich selbst bekämpfen.

Der Kampf mit dem Affekt hingegen ist ein Kampf mit der Sinnlichkeit und setzt also etwas voraus, was von der Sinnlichkeit unterschieden ist. Gegen das Objekt, das ihn leiden macht, kann sich der Mensch mit Hülfe seines Verstandes und seiner

Muskelkräfte wehren; gegen das Leiden selbst hat er keine andre Waffen als Ideen der Vernunft.

Diese müssen also in der Darstellung vorkommen oder durch sie erweckt werden, wo Pathos stattfinden soll. Nun sind aber Ideen im eigentlichen Sinn und positiv nicht darzustellen, weil ihnen nichts in der Anschauung entsprechen kann. Aber negativ und indirekt sind sie allerdings darzustellen, wenn in der Anschauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur vergebens aufsuchen. Jede Erscheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann abgeleitet werden, ist eine indirekte Darstellung des Übersinnlichen.

Wie gelangt nun die Kunst dazu, etwas vorzustellen, was über der Natur ist, ohne sich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erscheinung muß das sein, die durch natürliche Kräfte vollbracht wird (denn sonst wäre sie keine Erscheinung) und dennoch ohne Widerspruch aus physischen Ursachen nicht kann hergeleitet werden? Dies ist die Aufgabe; und wie löst sie nun der Künstler?

Wir müssen uns erinnern, daß die Erscheinungen, welche im Zustand des Affekts an einem Menschen können wahrgenommen werden, von zweierlei Gattung sind. Entweder es sind solche, die ihm bloß als Tier angehören und als solche bloß dem Naturgesetz folgen, ohne daß sein Wille sie beherrschen oder überhaupt die selbständige Kraft in ihm unmittelbaren Einfluß darauf haben könnte. Der Instinkt erzeugt sie unmittelbar, und blind gehorchen sie seinen Gesetzen. Dahin gehören zum Beispiel die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Atemholens und die ganze Oberfläche der Haut. Aber auch diejenigen Werkzeuge, die dem Willen unterworfen sind, warten nicht immer die Entscheidung des Willens ab, sondern der Instinkt setzt sie oft unmittelbar in Bewegung, da besonders, wo dem physischen Zustand Schmerz oder Gefahr droht. So steht zwar unser Arm unter der Herrschaft des Willens, aber wenn wir unwissend etwas heißes angreifen, so ist das Zurück-

ziehen der Hand gewiß keine Willenshandlung, sondern der Instinkt allein vollbringt sie. Ja noch mehr. Die Sprache ist gewiß etwas, was unter der Herrschaft des Willens steht, und doch kann auch der Instinkt sogar über dieses Werkzeug und Werk des Verstandes nach seinem Gutdünken disponiren, ohne erst bei dem Willen anzufragen, sobald ein großer Schmerz oder nur ein starker Affekt uns überrascht. Man lasse den gefaßtesten Stoiker auf einmal etwas höchst wunderbares oder unerwartet schreckliches erblicken; man lasse ihn dabei stehen, wenn jemand ausglitscht und in einen Abgrund fallen will, so wird ein lauter Ausruf und zwar kein bloß unartikulierter Ton, sondern ein ganz bestimmtes Wort ihm unwillkürlich entwischen, und die Natur in ihm wird früher als der Wille gehandelt haben. Dies dient also zum Beweis, daß es Erscheinungen an dem Menschen gibt, die nicht seiner Person als Intelligenz, sondern bloß seinem Instinkt als einer Naturkraft können zugeschrieben werden.

Nun gibt es aber auch zweitens Erscheinungen an ihm, die unter dem Einfluß und unter der Herrschaft des Willens stehen, oder die man wenigstens als solche betrachten kann, die der Wille hätte verhindern können; welche also die Person und nicht der Instinkt zu verantworten hat. Dem Instinkt kommt es zu, das Interesse der Sinnlichkeit mit blindem Eifer zu besorgen, aber der Person kommt es zu, den Instinkt durch Rücksicht auf Gesetze zu beschränken. Der Instinkt achtet an sich selbst auf kein Gesetz, aber die Person hat dafür zu sorgen, daß den Vorschriften der Vernunft durch keine Handlung des Instinks Eintrag geschehe. Soviel ist also gewiß, daß der Instinkt allein nicht alle Erscheinungen am Menschen im Affekt unbedingterweise zu bestimmen hat, sondern daß ihm durch den Willen des Menschen eine Grenze gesetzt werden kann. Bestimmt der Instinkt allein alle Erscheinungen am Menschen, so ist nichts mehr vorhanden, was an die Person erinnern könnte, und es ist bloß ein Naturwesen, also ein Tier, was wir vor uns haben; denn Tier heißt jedes Naturwesen

unter der Herrschaft des Instinkts. Soll also die Person dargestellt werden, so müssen einige Erscheinungen am Menschen vorkommen, die entweder gegen den Instinkt oder doch nicht durch den Instinkt bestimmt worden sind. Schon daß sie nicht durch den Instinkt bestimmt wurden, ist hinreichend, uns auf eine höhere Quelle zu leiten, sobald wir nur einsehen, daß der Instinkt sie schlechterdings hätte anders bestimmen müssen, wenn seine Gewalt nicht wäre gebrochen worden.

Jetzt sind wir imstande, die Art und Weise anzugeben, wie die übersinnliche selbständige Kraft im Menschen, sein moralisches Selbst, im Affekt zur Darstellung gebracht werden kann. — Dadurch nämlich, daß alle bloß der Natur gehorchende Teile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigstens unter gewissen Umständen nicht disponieren kann, die Gegenwart des Leidens verraten — diejenigen Teile aber, welche der blinden Gewalt des Instinkts entzogen sind und dem Naturgesetz nicht notwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieses Leidens zeigen, also in einem gewissen Grad frei erscheinen. An dieser Disharmonie nun zwischen denjenigen Zügen, die der animalischen Natur nach dem Gesetz der Notwendigkeit eingeprägt werden, und zwischen denen, die der selbsttätige Geist bestimmt, erkennt man die Gegenwart eines übersinnlichen Prinzips im Menschen, welches den Wirkungen der Natur eine Grenze setzen kann und sich also eben dadurch als von derselben unterschieden kenntlich macht. Der bloß tierische Teil des Menschen folgt dem Naturgesetz und darf daher von der Gewalt des Affekts unterdrückt erscheinen. An diesem Teil also offenbart sich die ganze Stärke des Leidens und dient gleichsam zum Maß, nach welchem der Widerstand geschätzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerstandes oder die moralische Macht in dem Menschen nur nach der Stärke des Angriffs beurteilen. Je entscheidender und gewaltsamer nun der Affekt in dem Gebiet der Tierheit sich äußert, ohne doch im Gebiet der Menschheit dieselbe Macht behaupten zu können, desto

mehr wird diese letztere kenntlich, desto glorreicher offenbar sich die moralische Selbständigkeit des Menschen, desto pathetischer ist die Darstellung und desto erhabener das Pathos.*

In den Bildsäulen der Alten findet man diesen ästhetischen Grundsatz anschaulich gemacht, aber es ist schwer, den Eindruck, den der sinnlich lebendige Anblick macht, unter Begriffe zu bringen und durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und seiner Kinder ist ohngefähr ein Maß für das, was die bildende Kunst der Alten im Pathetischen zu leisten vermochte. „Laokoon", sagt uns Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst (S. *699* der Wiener Quartausgabe), „ist eine Natur im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellet und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Odem und durch Zurückhaltung des Ausdrucks der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich und den Odem an sich ziehet, erschöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urteilen läßt. Sein eigenes

---

* Unter dem Gebiet der Tierheit begreife ich das ganze System derjenigen Erscheinungen am Menschen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes stehen und ohne Voraussetzung einer Freiheit des Willens vollkommen erklärbar sind; unter dem Gebiet der Menschheit aber diejenigen, welche ihre Gesetze von der Freiheit empfangen. Mangelt nun bei einer Darstellung der Affekt im Gebiet der Tierheit, so läßt uns dieselbe kalt; herrscht er hingegen im Gebiet der Menschheit, so ekelt sie uns an und empört. Im Gebiet der Tierheit muß der Affekt jederzeit unaufgelöst bleiben, sonst fehlt das Pathetische; erst im Gebiet der Menschheit darf sich die Auflösung finden. Eine leidende Person, klagend und weinend vorgestellt, wird daher nur schwach rühren, denn Klagen und Tränen lösen den Schmerz schon im Gebiet der Tierheit auf. Weit stärker ergreift uns der verbissene stumme Schmerz, wo wir bei der Natur keine Hilfe finden, sondern zu etwas, das über alle Natur hinausliegt, unsre Zuflucht nehmen müssen; und eben in dieser Hinweisung auf das Übersinnliche liegt das Pathos und die tragische Kraft.

Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zum Vater wenden und um Hilfe schreien; denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmütigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Duft auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hilfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmut und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischet, welcher mit einer Regung von Unmut, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwellen macht und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüssen offenbaret. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Wahrheit gebildet: denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, so drücket das Sträuben gegen denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wütenden Bisse ihr Gift ausgießet, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Übel zu entrinnen; kein Teil ist in Ruhe, ja die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut."

Wie wahr und fein ist in dieser Beschreibung der Kampf der Intelligenz mit dem Leiden der sinnlichen Natur entwickelt, und wie treffend die Erscheinungen angegeben, in denen sich Tierheit und Menschheit, Naturzwang und Vernunftfreiheit offenbaren! Virgil schilderte bekanntlich denselben Auftritt in seiner Äneis, aber es lag nicht in dem Plan des epischen Dichters, sich bei dem Gemütszustand des Laokoon, wie der Bildhauer tun mußte, zu verweilen.

Bei dem Virgil ist die ganze Erzählung bloß Nebenwerk, und die Absicht, wozu sie ihm dienen soll, wird hinlänglich durch die bloße Darstellung des Physischen erreicht, ohne daß er nötig gehabt hätte, uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke tun zu lassen, da er uns nicht sowohl zum Mitleid bewegen als mit Schrecken durchdringen will. Die Pflicht des Dichters war also in dieser Hinsicht bloß negativ, nämlich die Darstellung der leidenden Natur nicht soweit zu treiben, daß aller Ausdruck der Menschheit oder des moralischen Widerstandes dabei verloren ging, weil sonst Unwillen und Abscheu unausbleiblich erfolgen müßten. Er hielt sich daher lieber an Darstellung der Ursache des Leidens und fand für gut, sich umständlicher über die Furchtbarkeit der beiden Schlangen und über die Wut, mit der sie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen desselben zu verbreiten. An diesen eilt er nur schnell vorüber, weil ihm daran liegen mußte, die Vorstellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeschwächt zu erhalten. Hätte er uns hingegen von Laokoons Person soviel wissen lassen als der Bildhauer, so würde nicht mehr die strafende Gottheit, sondern der leidende Mensch der Held in der Handlung gewesen sein und die Episode ihre Zweckmäßigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt die Virgilische Erzählung schon aus Lessings vortrefflichem Kommentar. Aber die Absicht, wozu Lessing sie gebrauchte, war bloß, die Grenzen der poetischen und malerischen Darstellung an diesem Beispiel anschaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetischen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck scheint sie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlaube mir, sie in dieser Hinsicht noch einmal zu durchlaufen.

Ecce autem gemini Tenedo tranquilla per alta
(horresco referens) immensis orbibus angues
incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt.

Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
sanguineae exsuperant undas, pars caetera pontum
pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
ardenteis oculos suffecti sanguine et igni,
sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die erste von den drei oben angeführten Bedingungen des Erhabenen der Macht ist hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nämlich, die zur Zerstörung bewaffnet ist und jedes Widerstandes spottet. Daß aber dieses Mächtige zugleich furchtbar und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwei verschiedenen Operationen des Gemüts, das ist auf zwei Vorstellungen, die wir selbsttätig in uns erzeugen. Indem wir erstlich diese unwiderstehliche Naturmacht mit dem schwachen Widerstehungsvermögen des physischen Menschen zusammenhalten, erkennen wir sie als furchtbar, und indem wir sie zweitens auf unseren Willen beziehen und uns die absolute Unabhängigkeit desselben von jedem Natureinfluß ins Bewußtsein rufen, wird sie uns zu einem erhabenen Objekt. Diese beiden Beziehungen aber stellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts als einen mit starker Macht bewaffneten und nach Äußerung derselben strebenden Gegenstand. Wenn wir davor zittern, so geschieht es bloß, weil wir uns selbst oder ein uns ähnliches Geschöpf im Kampf mit demselben denken. Wenn wir uns bei diesem Zittern erhaben fühlen, so ist es, weil wir uns bewußt werden, daß wir, auch selbst als ein Opfer dieser Macht, für unser freies Selbst, für die Autonomie unserer Willensbestimmungen nichts zu fürchten haben würden. Kurz, die Darstellung ist bis hieher bloß kontemplativerhaben.

Diffugimus visu exsangues, illi agmine certo
Laocoonta petunt.

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtbar gegeben, und das Kontemplativerhabene geht ins Pathetische über. Wir sehen es

wirklich mit der Ohnmacht des Menschen in Kampf treten. Laokoon oder wir, das wirkt bloß dem Grad nach verschieden. Der sympathetische Trieb schreckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer schießen los auf — uns, und alles Entrinnen ist vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir diese Macht mit der unsrigen messen und auf unsre Existenz beziehen wollen. Dies geschieht ohne unser Zutun in dem Objekte selbst. Unsre Furcht hat also nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen bloß subjektiven Grund in unserem Gemüte, sondern einen objektiven Grund in dem Gegenstand. Denn erkennen wir gleich das Ganze für eine bloße Fiktion der Einbildungskraft, so unterscheiden wir doch auch in dieser Fiktion eine Vorstellung, die uns von außen mitgeteilt wird, von einer andern, die wir selbsttätig in uns hervorbringen.

Das Gemüt verliert also einen Teil seiner Freiheit, weil es von außen empfängt, was es vorher durch seine Selbsttätigkeit erzeugte. Die Vorstellung der Gefahr erhält einen Anschein objektiver Realität, und es wird Ernst mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenwesen, die keinem andern als dem Erhaltungstriebe folgen, so würden wir hier stille stehen und im Zustand des bloßen Leidens verharren. Aber etwas ist in uns, was an den Affektionen der sinnlichen Natur keinen Teil nimmt und dessen Tätigkeit sich nach keinen physischen Bedingungen richtet. Je nachdem nun dieses selbsttätige Prinzip (die moralische Anlage) in einem Gemüt sich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr oder weniger Raum gelassen sein und mehr oder weniger Selbsttätigkeit im Affekt übrig bleiben.

In moralischen Gemütern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) schnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, so macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüt erweitert sich nur desto mehr nach innen, indem es nach außen Grenzen findet. Herausgeschlagen aus allen Verschanzungen, die dem Sinnenwesen einen physischen Schutz

verschaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unsrer moralischen Freiheit und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine bloß komparative und prekäre Schutzwehre im Feld der Erscheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu diesem physischen Bedrängnis gekommen sein muß, ehe wir bei unsrer moralischen Natur Hilfe suchen, so können wir dieses hohe Freiheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bloß bei diesem Leiden stehen und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein selbständiges Gemüt hingegen nimmt gerade von diesem Leiden den Übergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kraftwirkung und weiß aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

Laocoonta petunt, ac primum parva duorum
corpora gnatorum serpens amplexus uterque
implicat, ac miseros morsu depascitur artus.

Es tut eine große Wirkung, daß der moralische Mensch (der Vater) eher als der physische angefallen wird. Alle Affekte sind ästhetische aus der zweiten Hand, und keine Sympathie ist stärker, als die wir mit der Sympathie empfinden.

Post ipsum auxilio subeuntem ac tela ferentem
corripiunt.

Jetzt war der Augenblick da, den Helden als moralische Person bei uns in Achtung zu setzen, und der Dichter ergriff diesen Augenblick. Wir kennen aus seiner Beschreibung die ganze Macht und Wut der feindlichen Ungeheuer und wissen, wie vergeblich aller Widerstand ist. Wäre nun Laokoon bloß ein gemeiner Mensch, so würde er seines Vorteils wahrnehmen und wie die übrigen Trojaner in einer schnellen Flucht seine Rettung suchen. Aber er hat ein Herz in seinem Busen, und die Gefahr seiner Kinder hält ihn zu seinem eigenen Verderben zurück. Schon dieser einzige Zug macht ihn unsers ganzen Mitleidens würdig. In was für

einem Moment auch die Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und erschüttert haben. Daß es aber gerade in dem Momente geschieht, wo er als Vater uns achtungswürdig wird, daß sein Untergang gleichsam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtlichen Bekümmernis für seine Kinder vorgestellt wird — dies entflammt unsre Teilnahme aufs höchste. Er ist es jetzt gleichsam selbst, der sich aus freier Wahl dem Verderben hingibt, und sein Tod wird eine Willenshandlung.

Bei allem Pathos muß also der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessiert sein. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bei aller sinnlichen Kraft nie pathetisch sein und wird unausbleiblich unsre Empfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemüts muß immer der leidende Mensch, aus allem Leiden der Menschheit muß immer der selbständige oder der Selbständigkeit fähige Geist durchscheinen.

Auf zweierlei Weise aber kann sich die Selbständigkeit des Geistes im Zustand des Leidens offenbaren. Entweder negativ: wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt und dem Zustand keine Kausalität für die Gesinnung gestattet wird; oder positiv: wenn der ethische Mensch dem physischen das Gesetz gibt und die Gesinnung für den Zustand Kausalität erhält. Aus dem ersten entspringt das Erhabene der Fassung, aus dem zweiten das Erhabene der Handlung.

Ein Erhabenes der Fassung ist jeder vom Schicksal unabhängige Charakter. „Ein tapfrer Geist, im Kampf mit der Widerwärtigkeit," sagt Seneka, „ist ein anziehendes Schauspiel selbst für die Götter." Einen solchen Anblick gibt uns der römische Senat nach dem Unglück bei Cannä. Selbst Miltons Lucifer, wenn er sich in der Hölle, seinem künftigen Wohnort, zum erstenmal umsieht,

durchdringt uns, dieser Seelenstärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. „Schrecken, ich grüße euch,“ ruft er aus, „und dich, unterirdische Welt, und dich, tiefste Hölle. Nimm auf deinen neuen Gast. Er kommt zu dir mit einem Gemüte, das weder Zeit noch Ort umgestalten soll. In seinem Gemüte wohnt er. Das wird ihm in der Hölle selbst einen Himmel erschaffen. Hier endlich sind wir frei usf.“ Die Antwort der Medea im Trauerspiel gehört in die nämliche Klasse.

Das Erhabene der Fassung läßt sich anschauen, denn es beruht auf der Koexistenz; das Erhabene der Handlung hingegen läßt sich bloß denken, denn es beruht auf der Sukzession, und der Verstand ist nötig, um das Leiden von einem freien Entschluß abzuleiten. Daher ist nur das erste für den bildenden Künstler, weil dieser nur das Koexistente glücklich darstellen kann, der Dichter aber kann sich über beides verbreiten. Selbst wenn der bildende Künstler eine erhabene Handlung darzustellen hat, muß er sie in eine erhabene Fassung verwandeln.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfodert, daß das Leiden eines Menschen auf seine moralische Beschaffenheit nicht nur keinen Einfluß habe, sondern vielmehr umgekehrt das Werk seines moralischen Charakters sei. Dies kann auf zweierlei Weise sein. Entweder mittelbar und nach dem Gesetz der Freiheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt. Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Motiv, und sein Leiden ist eine Willenshandlung. Oder unmittelbar und nach dem Gesetz der Notwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moralisch büßt. Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Macht, und sein Leiden ist bloß eine Wirkung. Ein Beispiel des ersten gibt uns Regulus, wenn er, um Wort zu halten, sich der Rachbegier der Karthaginienser ausliefert; zu einem Beispiel des zweiten würde er uns dienen, wenn er sein Wort gebrochen und das Bewußtsein dieser Schuld ihn elend gemacht hätte. In beiden Fällen hat das Leiden einen moralischen Grund, nur

mit dem Unterschied, daß er uns in dem ersten Fall seinen moralischen Charakter, in dem andern bloß seine Bestimmung dazu zeigt. In dem ersten Fall erscheint er als eine moralisch große Person, in dem zweiten bloß als ein ästhetisch großer Gegenstand.

Dieser letzte Unterschied ist wichtig für die tragische Kunst und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Objekt, bloß in der ästhetischen Schätzung, ist schon derjenige Mensch, der uns die Würde der menschlichen Bestimmung durch seinen Zustand vorstellig macht, gesetzt auch, daß wir diese Bestimmung in seiner Person nicht realisiert finden sollten. Erhaben in der moralischen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er sich zugleich als Person jener Bestimmung gemäß verhält, wenn unsere Achtung nicht bloß seinem Vermögen, sondern dem Gebrauch dieses Vermögens gilt, wenn nicht bloß seiner Anlage, sondern seinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es ist ganz etwas anders, ob wir bei unserm Urteil auf das moralische Vermögen überhaupt und auf die Möglichkeit einer absoluten Freiheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieses Vermögens und auf die Wirklichkeit dieser absoluten Freiheit des Willens unser Augenmerk richten.

Es ist etwas ganz anders, sage ich, und diese Verschiedenheit liegt nicht etwa nur in den beurteilten Gegenständen, sondern sie liegt in der verschiedenen Beurteilungsweise. Der nämliche Gegenstand kann uns in der moralischen Schätzung mißfallen und in der ästhetischen sehr anziehend für uns sein. Aber wenn er uns auch in beiden Instanzen der Beurteilung Genüge leistete, so tut er diese Wirkung bei beiden auf eine ganz verschiedene Weise. Er wird dadurch, daß er ästhetisch brauchbar ist, nicht moralisch befriedigend, und dadurch, daß er moralisch befriedigt, nicht ästhetisch brauchbar.

Ich denke mir zum Beispiel die Selbstaufopferung des Leonidas bei Thermopylä. Moralisch beurteilt ist mir diese Handlung Darstellung des, bei allem Widerspruch der Instinkte erfüllten, Sitten-

gesetzes; ästhetisch beurteilt, ist sie mir Darstellung des, von allem Zwang der Instinkte unabhängigen, sittlichen Vermögens. Meinen moralischen Sinn (die Vernunft) befriedigt diese Handlung; meinen ästhetischen Sinn (die Einbildungskraft) entzückt sie.

Von dieser Verschiedenheit meiner Empfindungen bei dem nämlichen Gegenstande gebe ich mir folgenden Grund an.

Wie sich unser Wesen in zwei Prinzipien oder Naturen teilt, so teilen sich, diesen gemäß, auch unsre Gefühle in zweierlei ganz verschiedene Geschlechter. Als Vernunftwesen empfinden wir Beifall oder Mißbilligung; als Sinnenwesen empfinden wir Lust oder Unlust. Beide Gefühle, des Beifalls und der Lust, gründen sich auf eine Befriedigung: jenes auf Befriedigung eines Anspruchs, denn die Vernunft fodert bloß, aber bedarf nicht; dieses auf Befriedigung eines Anliegens, denn der Sinn bedarf bloß, und kann nicht fodern. Beide, die Foderungen der Vernunft und die Bedürfnisse des Sinnes, verhalten sich zueinander wie Notwendigkeit zu Notdurft, sie sind also beide unter dem Begriff von Nezessität enthalten; bloß mit dem Unterschied, daß die Nezessität der Vernunft ohne Bedingung, die Nezessität der Sinne bloß unter Bedingungen statt hat. Bei beiden aber ist die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Lust sowohl als des Beifalls, gründet sich also zuletzt auf Übereinstimmung des Zufälligen mit dem Notwendigen. Ist das Notwendige ein Imperativ, so wird Beifall, ist es eine Notdurft, so wird Lust die Empfindung sein; beide in desto stärkerem Grade, je zufälliger die Befriedigung ist.

Nun liegt bei aller moralischen Beurteilung eine Foderung der Vernunft zum Grunde, daß moralisch gehandelt werde, und es ist eine unbedingte Nezessität vorhanden, daß wir wollen, was recht ist. Weil aber der Wille frei ist, so ist es (physisch) zufällig, ob wir es wirklich tun. Tun wir es nun wirklich, so erhält diese Übereinstimmung des Zufalls im Gebrauche der Freiheit mit dem Imperativ der Vernunft Billigung oder Beifall, und zwar in desto höherem Grade, als der Widerstreit der

Neigungen diesen Gebrauch der Freiheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bei der ästhetischen Schätzung hingegen wird der Gegenstand auf das Bedürfnis der Einbildungskraft bezogen, welche nicht gebieten, bloß verlangen kann, daß das Zufällige mit ihrem Interesse übereinstimmen möge. Das Interesse der Einbildungskraft aber ist: sich frei von Gesetzen im Spiele zu erhalten. Diesem Hange zur Ungebundenheit ist die sittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm sein Objekt auf das strengste bestimmt wird, nichts weniger als günstig; und da die sittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenstand des moralischen Urteils ist, so sieht man leicht, daß bei dieser Art zu urteilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine sittliche Verbindlichkeit des Willens läßt sich nur unter Voraussetzung einer absoluten Independenz desselben vom Zwang der Naturtriebe denken; die Möglichkeit des Sittlichen postuliert also Freiheit und stimmt folglich mit dem Interesse der Phantasie hierin auf das vollkommenste zusammen. Weil aber die Phantasie durch ihr Bedürfnis nicht so vorschreiben kann, wie die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorschreibt, so ist das Vermögen der Freiheit, auf die Phantasie bezogen, etwas zufälliges und muß daher, als Übereinstimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweise) Notwendigen, Lust erwecken. Beurteilen wir also jene Tat des Leonidas moralisch, so betrachten wir sie aus einem Gesichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Notwendigkeit in die Augen fällt. Beurteilen wir sie hingegen ästhetisch, so betrachten wir sie aus einem Standpunkt, wo sich uns weniger ihre Notwendigkeit als ihre Zufälligkeit darstellt. Es ist Pflicht für jeden Willen, so zu handeln, sobald er ein freier Wille ist; daß es aber überhaupt eine Freiheit des Willens gibt, welche es möglich macht, so zu handeln, dies ist eine Gunst der Natur in Rücksicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freiheit Bedürfnis ist. Beurteilt also der moralische Sinn — die Vernunft — eine tugendhafte Hand-

lung, so ist Billigung das Höchste, was erfolgen kann; weil die Vernunft nie mehr und selten nur soviel finden kann, als sie fodert. Beurteilt hingegen der ästhetische Sinn, die Einbildungskraft, die nämliche Handlung, so erfolgt eine positive Lust, weil die Einbildungskraft niemals Einstimmigkeit mit ihrem Bedürfnisse fodern kann und sich also von der wirklichen Befriedigung desselben, als von einem glücklichen Zufall, überrascht finden muß. Daß Leonidas die heldenmütige Entschließung wirklich faßte, billigen wir; daß er sie fassen konnte, darüber frohlocken wir und sind entzückt.

Der Unterschied zwischen beiden Arten der Beurteilung fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde legt, über welche das moralische und das ästhetische Urteil verschieden ausfallen. Man nehme die Selbstverbrennung des Peregrinus Proteus zu Olympia. Moralisch beurteilt, kann ich dieser Handlung nicht Beifall geben, insofern ich unreine Triebfedern dabei wirksam finde, um derentwillen die Pflicht der Selbsterhaltung hintan gesetzt wird. Ästhetisch beurteilt, gefällt mir aber diese Handlung, und zwar deswegen gefällt sie mir, weil sie von einem Vermögen des Willens zeugt, selbst dem mächtigsten aller Instinkte, dem Triebe der Selbsterhaltung, zu widerstehen. Ob es eine rein moralische Gesinnung oder ob es bloß eine mächtigere sinnliche Reizung war, was den Selbsterhaltungstrieb bei dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf achte ich bei der ästhetischen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlasse, von dem Verhältnis seines Willens zu dem Willensgesetz abstrahiere und mir den menschlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältnis zu der ganzen Naturgewalt denke. Bei der moralischen Schätzung, hat man gesehen, wurde die Selbsterhaltung als eine Pflicht vorgestellt, daher beleidigte ihre Verletzung; bei der ästhetischen Schätzung hingegen wurde sie als ein Interesse angesehen, daher gefiel ihre Hintansetzung. Bei der letztern Art des Beurteilens wird also die Operation gerade um-

gekehrt, die wir bei der erstern verrichten. Dort stellen wir das sinnlich beschränkte Individuum und den pathologisch-affizierbaren Willen dem absoluten Willensgesetz und der unendlichen Geisterpflicht, hier hingegen stellen wir das absolute Willensvermögen und die unendliche Geistergewalt dem Zwange der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher läßt uns das ästhetische Urteil frei und erhebt und begeistert uns, weil wir uns schon durch das bloße Vermögen, absolut zu wollen, schon durch die bloße Anlage zur Moralität gegen die Sinnlichkeit in augenscheinlichem Vorteil befinden, weil schon durch die bloße Möglichkeit, uns vom Zwange der Natur loszusagen, unserm Freiheitsbedürfnis geschmeichelt wird. Daher beschränkt uns das moralische Urteil und demütigt uns, weil wir uns bei jedem besondern Willensakt gegen das absolute Willensgesetz mehr oder weniger im Nachteil befinden und durch die Einschränkung des Willens auf eine einzige Bestimmungsweise, welche die Pflicht schlechterdings fodert, dem Freiheitstriebe der Phantasie widersprochen wird. Dort schwingen wir uns von dem Wirklichen zu dem Möglichen und von dem Individuum zur Gattung empor; hier hingegen steigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter und schließen die Gattung in die Schranken des Individuums ein; kein Wunder also, wenn wir uns bei ästhetischen Urteilen erweitert, bei moralischen hingegen eingeengt und gebunden fühlen.*

---

* Diese Auflösung, erinnre ich beiläufig, erklärt uns auch die Verschiedenheit des ästhetischen Eindrucks, den die Kantische Vorstellung der Pflicht auf seine verschiedenen Beurteiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Teil des Publikums findet diese Vorstellung der Pflicht sehr demütigend; ein andrer findet sie unendlich erhebend für das Herz. Beide haben recht, und der Grund dieses Widerspruchs liegt bloß in der Verschiedenheit des Standpunkts, aus welchem beide diesen Gegenstand betrachten. Seine bloße Schuldigkeit tun, hat allerdings nichts großes, und insofern das beste, was wir zu leisten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangelhafte Erfüllung, unserer Pflicht ist, liegt in der höchsten Tugend nichts Begeisterndes. Aber bei allen Schranken der sinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich seine Schuldigkeit tun, und in den Fesseln der Materie dem heiligen Geistergesetz unwandelbar folgen, dies ist allerdings

Aus diesem allen ergibt sich denn, daß die moralische und die ästhetische Beurteilung, weit entfernt, einander zu unterstützen, einander vielmehr im Wege stehen, weil sie dem Gemüt zwei ganz entgegengesetzte Richtungen geben; denn die Gesetzmäßigkeit, welche die Vernunft als moralische Richterin fodert, besteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als ästhetische Richterin verlangt. Daher wird ein Objekt zu einem ästhetischen Gebrauch gerade um soviel weniger taugen, als es sich zu einem moralischen qualifiziert; und wenn der Dichter es dennoch erwählen müßte, so wird er wohltun, es so zu behandeln, daß nicht sowohl unsre Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unsre Phantasie auf das Vermögen des Willens hingewiesen werde. Um seiner selbst willen muß der Dichter diesen Weg einschlagen, denn mit unserer Freiheit ist sein Reich zu Ende. Nur solange wir außer uns anschauen, sind wir sein; er hat uns verloren, sobald wir in unsern eigenen Busen greifen. Dies erfolgt aber unausbleiblich, sobald ein Gegenstand nicht mehr als Erscheinung von uns betrachtet wird, sondern als Gesetz über uns richtet.

Selbst von den Äußerungen der erhabensten Tugend kann der Dichter nichts für seine Absichten brauchen, als was an denselben der Kraft gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er sich nichts. Der Dichter, auch wenn er die vollkommensten sittlichen Muster vor unsre Augen stellt, hat keinen andern Zweck und darf keinen andern haben, als uns durch Betrachtung derselben zu

erhebend und der Bewunderung wert. Gegen die Geisterwelt gehalten, ist an unsrer Tugend freilich nichts Verdienstliches, und wieviel wir es uns auch kosten lassen mögen, wir werden immer unnütze Knechte sein; gegen die Sinnenwelt gehalten, ist sie hingegen ein desto erhabeneres Objekt. Insofern wir also Handlungen moralisch beurteilen und sie auf das Sittengesetz beziehen, werden wir wenig Ursache haben, auf unsere Sittlichkeit stolz zu sein; insofern wir aber auf die Möglichkeit dieser Handlungen sehen und das Vermögen unsers Gemüts, das derselben zum Grund liegt, auf die Welt der Erscheinungen beziehen, d. h. insofern wir sie ästhetisch beurteilen, ist uns ein gewisses Selbstgefühl erlaubt, ja es ist sogar notwendig, weil wir ein Prinzipium in uns aufdecken, das über alle Vergleichung groß und unendlich ist.

ergötzen. Nun kann uns aber nichts ergötzen, als was unser Subjekt verbessert, und nichts kann uns geistig ergötzen, als was unser geistiges Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmäßigkeit eines andern unser Subjekt verbessern und unsere geistige Kraft vermehren? Daß er seine Pflicht wirklich erfüllt, beruht auf einem zufälligen Gebrauche, den er von seiner Freiheit macht, und der eben darum für uns nichts beweisen kann. Es ist bloß das Vermögen zu einer ähnlichen Pflichtmäßigkeit, was wir mit ihm teilen, und indem wir in seinem Vermögen auch das unsrige wahrnehmen, fühlen wir unsere geistige Kraft erhöht. Es ist also bloß die vorgestellte Möglichkeit eines absoluten freien Wollens, wodurch die wirkliche Ausübung desselben unserm ästhetischen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man sich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poetische Kraft des Eindrucks, den sittliche Charaktere oder Handlungen auf uns machen, von ihrer historischen Realität abhängt. Unser Wohlgefallen an idealischen Charakteren verliert nichts durch die Erinnerung, daß sie poetische Fiktionen sind, denn es ist die poetische, nicht die historische Wahrheit, auf welche alle ästhetische Wirkung sich gründet. Die poetische Wahrheit besteht aber nicht darin, daß etwas wirklich geschehen ist, sondern darin, daß es geschehen konnte, also in der innern Möglichkeit der Sache. Die ästhetische Kraft muß also schon in der vorgestellten Möglichkeit liegen.

Selbst an wirklichen Begebenheiten historischer Personen ist nicht die Existenz, sondern das durch die Existenz kund gewordene Vermögen das poetische. Der Umstand, daß diese Personen wirklich lebten und daß die Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar sehr oft unser Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zusatz, der dem poetischen Eindruck vielmehr nachteilig als beförderlich ist. Man hat lange geglaubt, der Dichtkunst unsers Vaterlands einen Dienst zu erweisen, wenn man den Dichtern Nationalgegenstände zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hieß es, wurde die griechische Poesie so bemächtigend für das Herz, weil sie einheimische

Szenen malte und einheimische Taten verewigte. Es ist nicht zu leugnen, daß die Poesie der Alten, dieses Umstandes halber, Wirkungen leistete, deren die neuere Poesie sich nicht rühmen kann — aber gehörten diese Wirkungen der Kunst und dem Dichter? Wehe dem griechischen Kunstgenie, wenn es vor dem Genius der Neuern nichts weiter als diesen zufälligen Vorteil voraus hätte, und wehe dem griechischen Kunstgeschmack, wenn er durch diese historische Beziehungen in den Werken seiner Dichter erst hätte gewonnen werden müssen! Nur ein barbarischer Geschmack braucht den Stachel des Privatinteresse, um zu der Schönheit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt. Die Poesie soll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächnisses nehmen, soll nie die Gelehrsamkeit zu ihrer Auslegerin, nie den Eigennutz zu ihrem Fürsprecher machen. Sie soll das Herz treffen, weil sie aus dem Herzen floß, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen.

Es ist ein Glück, daß das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht viel achtet, die man ihm, aus besserer Meinung als Befugnis, zu erteilen sich sauer werden läßt; sonst würden Sulzer und seine Nachfolger der deutschen Poesie eine sehr zweideutige Gestalt gegeben haben. Den Menschen moralisch auszubilden und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden, ist zwar ein sehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Musen wissen es am besten, wie nahe die Künste des Erhabenen und Schönen damit zusammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunst mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr unmittelbar nur sehr schlecht gelingen. Die Dichtkunst führt bei dem Menschen nie ein besondres Geschäft aus, und man könnte kein ungeschickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut besorgt zu sehen. Ihr Wirkungskreis ist das Total der menschlichen Natur, und bloß, insofern sie auf den Charakter einfließt, kann sie auf seine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem

Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder raten, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn tun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Taten kann sie ihn rufen und zu allem, was er sein soll, ihn mit Stärke ausrüsten.

Die ästhetische Kraft, womit uns das Erhabene der Gesinnung und Handlung ergreift, beruht also keineswegs auf dem Interesse der Vernunft, daß recht gehandelt werde, sondern auf dem Interesse der Einbildungskraft, daß recht handeln möglich sei, d. h. daß keine Empfindung, wie mächtig sie auch sei, die Freiheit des Gemüts zu unterdrücken vermöge. Diese Möglichkeit liegt aber in jeder starken Äußerung von Freiheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter diese antrifft, da hat er einen zweckmäßigen Gegenstand für seine Darstellung gefunden. Für sein Interesse ist es eins, aus welcher Klasse von Charakteren, der schlimmen oder guten, er seine Helden nehmen will, da das nämliche Maß von Kraft, welches zum Guten nötig ist, sehr oft zur Konsequenz im Bösen erfodert werden kann. Wie viel mehr wir in ästhetischen Urteilen auf die Kraft als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freiheit als auf Gesetzmäßigkeit sehen, wird schon daraus hinlänglich offenbar, daß wir Kraft und Freiheit lieber auf Kosten der Gesetzmäßigkeit geäußert, als die Gesetzmäßigkeit auf Kosten der Kraft und Freiheit beobachtet sehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moralische Gesetz sich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureißen drohen, so gewinnt der Charakter ästhetisch, wenn er diesen Antrieben widerstehen kann. Ein Lasterhafter fängt an, uns zu interessieren, sobald er Glück und Leben wagen muß, um seinen schlimmen Willen durchzusetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demselben Verhältnis unsre Aufmerksamkeit, als seine Glückseligkeit selbst ihn zum Wohlverhalten nötigt. Rache, zum Beispiel, ist unstreitig ein unedler und selbst niedriger Affekt. Nichtsdestoweniger wird sie ästhetisch, sobald sie dem, der sie ausübt, ein schmerzhaftes Opfer kostet. Medea, indem sie ihre Kinder ermordet, zielt bei dieser Handlung

auf Jasons Herz, aber zugleich führt sie einen schmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird ästhetisch erhaben, sobald wir die zärtliche Mutter sehen.

Das ästhetische Urteil enthält hierin mehr wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laster, welche von Willensstärke zeugen, eine größere Anlage zu wahrhaften moralischen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem konsequenten Bösewicht nur einen einzigen Sieg über sich selbst, eine einzige Umkehrung der Maximen kostest, um die ganze Konsequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher sonst kann es kommen, daß wir den halbguten Charakter mit Widerwillen von uns stoßen und dem ganz schlimmen oft mit schauernder Bewunderung folgen? Daher unstreitig, weil wir bei jenem auch die Möglichkeit des absolut freien Wollens aufgeben, diesem hingegen es in jeder Äußerung anmerken, daß er durch einen einzigen Willensakt sich zur ganzen Würde der Menschheit aufrichten kann.

In ästhetischen Urteilen sind wir also nicht für die Sittlichkeit an sich selbst, sondern bloß für die Freiheit interessiert, und jene kann nur insofern unsrer Einbildungskraft gefallen, als sie die letztere sichtbar macht. Es ist daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moralische Zweckmäßigkeit in ästhetischen Dingen fodert und, um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man sie ganz unterjochen müssen, und dann ist es um alle ästhetische Wirkung geschehen, oder sie wird mit der Vernunft ihre Herrschaft teilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen sein. Indem man zwei verschiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beide zu verfehlen. Man wird die Freiheit der Phantasie durch moralische Gesetzmäßigkeit fesseln und die Notwendigkeit der Vernunft durch die Willkür der Einbildungskraft zerstören.

Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände.

[1793.]

Alle Eigenschaften der Dinge, wodurch sie ästhetisch werden können, lassen sich unter viererlei Klassen bringen, die sowohl nach ihrer objektiven Verschiedenheit, als nach ihrer verschiednen subjektiven Beziehung auf unser leidendes oder tätiges Vermögen ein nicht bloß der Stärke, sondern auch dem Wert nach verschiedenes Wohlgefallen wirken und für den Zweck der schönen Künste auch von ungleicher Brauchbarkeit sind; nämlich das Angenehme, das Gute, das Erhabene und das Schöne. Unter diesen ist das Erhabene und Schöne allein der Kunst eigen. Das Angenehme ist ihrer nicht würdig, und das Gute ist, wenigstens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunst ist zu vergnügen, und das Gute, sei es theoretisch oder praktisch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das Angenehme vergnügt bloß die Sinne und unterscheidet sich darin von dem Guten, welches der bloßen Vernunft gefällt. Es gefällt durch seine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn affizieren und alles, was Form ist, nur der Vernunft gefallen.

Das Schöne gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom Guten unterscheidet, aber es gefällt durch seine Form der Vernunft, wodurch es sich vom Angenehmen unterscheidet. Das Gute, kann man sagen, gefällt durch die bloße vernunftgemäße Form, das Schöne durch vernunftähnliche Form, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet, das Angenehme bloß gefühlt. Jenes gefällt im Begriff, das zweite in der Anschauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

Der Abstand zwischen dem Guten und dem Angenehmen fällt am meisten in die Augen. Das Gute erweitert unsre Erkenntnis, weil es einen Begriff von seinem Objekt verschafft und voraus-

setzt: der Grund unsers Wohlgefallens liegt in dem Gegenstand, wenn gleich das Wohlgefallen selbst ein Zustand ist, in dem wir uns befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntnis seines Objektes hervor und gründet sich auch auf keines. Es ist bloß dadurch angenehm, daß es empfunden wird, und sein Begriff verschwindet gänzlich, sobald wir uns die Affektibilität der Sinne hinwegdenken oder sie auch nur verändern. Einem Menschen, der Frost empfindet, ist eine warme Luft angenehm: eben dieser Mensch aber wird in der Sommerhitze einen kühlenden Schatten suchen. In beiden Fällen aber, wird man gestehen, hat er richtig geurteilt. Das Objektive ist von uns völlig unabhängig, und was uns heute wahr, zweckmäßig, vernünftig vorkommt, wird uns (vorausgesetzt, daß wir heute richtig geurteilt haben) auch in zwanzig Jahren eben so erscheinen. Unser Urteil über das Angenehme ändert sich ab, so wie sich unsere Lage gegen sein Objekt verändert. Es ist also keine Eigenschaft des Objekts, sondern entsteht erst aus dem Verhältnis eines Objekts zu unsern Sinnen — denn die Beschaffenheit des Sinns ist eine notwendige Bedingung desselben.

Das Gute hingegen ist schon gut, ehe es vorgestellt und empfunden wird. Die Eigenschaft, durch die es gefällt, besteht vollkommen für sich selbst, ohne unser Subjekt nötig zu haben, wenn gleich unser Wohlgefallen an demselben auf einer Empfänglichkeit unsers Wesens ruht. Das Angenehme, kann man daher sagen, ist nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfunden, weil es ist.

Der Abstand des Schönen von dem Angenehmen fällt, so groß er auch übrigens ist, weniger in die Augen. Es ist darin dem Angenehmen gleich, daß es immer den Sinnen muß vorgehalten werden, daß es nur in der Erscheinung gefällt. Es ist ihm ferner darinnen gleich, daß es keine Erkenntnis von seinem Objekt verschafft noch voraussetzt. Es unterscheidet sich aber wieder sehr von dem Angenehmen, weil es durch die Form seiner Erscheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem

vernünftigen Subjekt bloß, insofern dasselbe zugleich sinnlich ist, aber es gefällt auch dem sinnlichen nur, insofern dasselbe zugleich vernünftig ist. Es gefällt nicht bloß dem Individuum, sondern der Gattung, und ob es gleich nur durch seine Beziehung auf sinnlich-vernünftige Wesen Existenz erhält, so ist es doch von allen empirischen Bestimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und es bleibt dasselbe, auch wenn sich die Privatbeschaffenheit der Subjekte verändert. Das Schöne hat also eben das mit dem Guten gemein, worin es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem Guten ab, wo es sich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten ist dasjenige zu verstehen, worin die Vernunft eine Angemessenheit zu ihren theoretischen oder praktischen Gesetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenstand mit der theoretischen Vernunft vollkommen zusammenstimmen und doch der praktischen im höchsten Grad widersprechend sein. Wir können den Zweck einer Unternehmung mißbilligen und doch die Zweckmäßigkeit in derselben bewundern. Wir können die Genüsse verachten, die der Wollüstling zum Ziel seines Lebens macht, und doch seine Klugheit in der Wahl der Mittel und die Konsequenz seiner Grundsätze loben. Was uns bloß durch seine Form gefällt, ist gut, und es ist absolut und ohne Bedingung gut, wenn seine Form zugleich auch sein Inhalt ist. Auch das Gute ist ein Objekt der Empfindung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angenehme, und auch keiner gemischten, wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das erste, und nicht Neigung, wie das zweite. Die reine Vorstellung des Guten kann nur Achtung einflößen.

Nach Festsetzung des Unterschiedes zwischen dem Angenehmen, dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, daß ein Gegenstand häßlich, unvollkommen, ja sogar moralisch verwerflich und doch angenehm sein, doch den Sinnen gefallen könne; daß ein Gegenstand die Sinne empören und doch gut sein, doch der Vernunft gefallen könne; daß ein Gegenstand seinem innern Wesen nach das moralische Gefühl empören und doch in der Betrachtung

gefallen, doch schön sein könne. Die Ursache ist, weil bei allen diesen verschiedenen Vorstellungen ein anderes Vermögen des Gemüts und auf eine andere Art interessiert ist.

Aber hiermit ist die Klassifikation der ästhetischen Prädikate noch nicht erschöpft; denn es gibt Gegenstände, die zugleich häßlich, den Sinnen widrig und schrecklich, unbefriedigend für den Verstand und in der moralischen Schätzung gleichgültig sind und die doch gefallen, ja die in so hohem Grad gefallen, daß wir gern das Vergnügen der Sinne und des Verstandes aufopfern, um uns den Genuß derselben zu verschaffen.

Nichts ist reizender in der Natur als eine schöne Landschaft in der Abendröte. Die reiche Mannigfaltigkeit und der milde Umriß der Gestalten, das unendliche wechselnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die fernen Objekte umkleidet, alles wirkt zusammen, unsere Sinne zu ergötzen. Das sanfte Geräusch eines Wasserfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Musik soll dazu kommen, unser Vergnügen zu vermehren. Wir sind aufgelößt in süße Empfindungen von Ruhe, und indem unsere Sinne von der Harmonie der Farben, der Gestalten und Töne auf das angenehmste gerührt werden, ergötzt sich das Gemüt an einem leichten und geistreichen Ideengang und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf einmal erhebt sich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landschaft verfinstert, der alle andere Töne überstimmt oder schweigen macht und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Pechschwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerschläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz, und unser Gesicht wie unser Gehör wird auf das widrigste gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das schreckliche der Nacht desto sichtbarer zu machen; wir sehen, wie er einschlägt, ja wir fangen an, zu fürchten, daß er auch uns treffen möchte. Nichtsdestoweniger werden wir glauben, bei dem Tausch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Personen ausgenommen, denen die Furcht alle Freiheit des Ur-

teils raubt. Wir werden von diesem furchtbaren Schauspiel, das unsere Sinne zurückstößt, von einer Seite mit Macht angezogen und verweilen uns bei demselben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentliche Lust nennen kann, aber der Lust oft weit vorzieht. Nun ist aber dieses Schauspiel der Natur eher verderblich als gut (wenigstens hat man gar nicht nötig, an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieser Naturerscheinung Gefallen zu finden), es ist eher häßlich als schön, denn Finsternis kann als Beraubung aller Vorstellungen, die das Licht verschafft, nie gefallen, und die plötzliche Lufterschütterung durch den Donner, so wie die plötzliche Lufterleuchtung durch den Blitz widersprechen einer notwendigen Bedingung aller Schönheit, die nichts Abruptes, nichts Gewaltsames verträgt. Ferner ist diese Naturerscheinung den bloßen Sinnen eher schmerzhaft als annehmlich, weil die Nerven des Gesichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechselung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille peinlich angespannt und dann ebenso gewaltsam wieder erschlafft werden. Und trotz allen diesen Ursachen des Mißfallens ist ein Gewitter für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erscheinung.

Ferner. Mitten in einer grünen und lachenden Ebene soll ein unbewachsener wilder Hügel hervorragen, der dem Auge einen Teil der Aussicht entzieht. Jeder wird diesen Erdhaufen hinweg wünschen, als etwas, das die Schönheit der ganzen Landschaft verunstaltet. Nun lasse man in Gedanken diesen Hügel immer höher und höher werden, ohne das geringste an seiner übrigen Form zu verändern, so daß dasselbe Verhältnis zwischen seiner Breite und Höhe auch noch im Großen beibehalten wird. Anfangs wird das Mißvergnügen über ihn zunehmen, weil ihn seine zunehmende Größe nur bemerkbarer, nur störender macht. Man fahre aber fort, ihn bis über die doppelte Höhe eines Turmes zu vergrößern, so wird das Mißvergnügen über ihn sich unmerklich verlieren und einem ganz andern Gefühle Platz machen. Ist er endlich so hoch

hinaufgestiegen, daß es dem Auge beinahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zusammenzufassen, so ist er uns mehr wert, als die ganze schöne Ebene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch so schönen vertauschen. Nun gebe man in Gedanken diesem Berg eine solche Neigung, daß es aussieht, als wenn er alle Augenblicke herabstürzen wollte, so wird das vorige Gefühl sich mit einem andern vermischen; Schrecken wird sich damit verbinden, aber der Gegenstand selbst wird nur desto anziehender sein. Gesetzt aber, man könnte diesen sich neigenden Berg durch einen andern unterstützen, so würde sich der Schrecken und mit ihm ein großer Teil unsers Wohlgefallens verlieren. Gesetzt ferner, man stellte dicht an diesen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Teil niedriger wäre als der zunächst auf ihn folgende, so würde das erste Gefühl, das uns seine Größe einflößte, merklich geschwächt werden — etwas ähnliches würde geschehen, wenn man den Berg selbst in zehn oder zwölf gleichförmige Absätze teilte; auch wenn man ihn durch künstliche Anlagen verzierte. Mit diesem Berge haben wir nun anfangs keine andere Operation vorgenommen, als daß wir ihn, ganz wie er war, ohne seine Form zu verändern, größer machten, und durch diesen einzigen Umstand wurde er aus einem gleichgültigen, ja sogar widerwärtigen Gegenstand in einen Gegenstand des Wohlgefallens verwandelt. Bei der zweiten Operation haben wir diesen großen Gegenstand zugleich in ein Objekt des Schreckens verwandelt und dadurch das Wohlgefallen an seinem Anblick vermehrt. Bei den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende seines Anblicks vermindert und dadurch das Vergnügen geschwächt. Wir haben die Vorstellung seiner Größe subjektiv verringert, teils dadurch, daß wir die Aufmerksamkeit des Auges zerteilten, teils dadurch, daß wir demselben in den daneben gestellten kleineren Bergen ein Maß verschafften, womit es die Größe des Berges desto leichter beherrschen konnte. Größe und Schreckbarkeit können also

in gewissen Fällen für sich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es gibt in der griechischen Fabellehre kein fürchterlicheres und zugleich häßlicheres Bild als die Furien oder Erinnyen, wenn sie aus dem Orkus hervorsteigen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein scheußlich verzerrtes Gesicht, hagre Figuren, ein Kopf, der statt der Haare mit Schlangen bedeckt ist, empören unsre Sinne eben so sehr, als sie unsern Geschmack beleidigen. Wenn aber diese Ungeheuer vorgestellt werden, wie sie den Muttermörder Orestes verfolgen, wie sie die Fackel in ihren Händen schwingen und ihn rastlos von einem Orte zum andern jagen, bis sie endlich, wenn die zürnende Gerechtigkeit versöhnt ist, in den Abgrund der Hölle verschwinden, so verweilen wir mit einem angenehmen Grausen bei dieser Vorstellung. Aber nicht bloß die Gewissensangst eines Verbrechers, welche durch die Furien versinnlicht wird, selbst seine pflichtwidrige Handlungen, der wirkliche Aktus eines Verbrechens, kann uns in der Darstellung gefallen. Die Medea des griechischen Trauerspiels, Klytämnestra, die ihren Gemahl ermordet, Orest, der seine Mutter tötet, erfüllen unser Gemüt mit einer schauerlichen Lust. Selbst im gemeinen Leben entdecken wir, daß uns gleichgültige, ja selbst widrige und abschreckende Gegenstände zu interessieren anfangen, sobald sie sich entweder dem Ungeheuren oder dem Schrecklichen nähern. Ein ganz gemeiner und unbedeutender Mensch fängt an, uns zu gefallen, sobald eine heftige Leidenschaft, die seinen Wert nicht im geringsten erhöht, ihn zu einem Gegenstand der Furcht und des Schreckens macht; so wie ein gemeiner nichts sagender Gegenstand für uns eine Quelle der Lust wird, sobald wir ihn so vergrößern, daß er unser Fassungsvermögen zu überschreiten droht. Ein häßlicher Mensch wird noch häßlicher durch den Zorn, und doch kann er im Ausbruch dieser Leidenschaft, sobald sie nicht ins Lächerliche, sondern ins Furchtbare verfällt, gerade noch den meisten Reiz für uns haben. Selbst bis zu den Tieren herab gilt diese Bemerkung. Ein Stier am Pfluge, ein

Pferd am Karren, ein Hund sind gemeine Gegenstände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, setzen wir das ruhige Pferd in Wut, oder sehen wir einen wütenden Hund, so erheben sich diese Tiere zu ästhetischen Gegenständen, und wir fangen an, sie mit einem Gefühle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung grenzt. Der allen Menschen gemeinschaftliche Hang zum Leidenschaftlichen, die Macht der sympathetischen Gefühle, die uns in der Natur zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entsetzens hintreibt, die in der Kunst soviel Reiz für uns hat, die uns in das Schauspielhaus lockt, die uns an den Schilderungen großer Unglücksfälle soviel Geschmack finden läßt, alles dies beweist für eine vierte Quelle von Lust, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen imstand sind.

Alle bisher angeführten Beispiele haben etwas Objektives in der Empfindung, die sie bei uns erregen, mit einander gemein. In allen empfangen wir eine Vorstellung von etwas, „das entweder unsere sinnliche Fassungskraft oder unsere sinnliche Widerstehungskraft überschreitet oder zu überschreiten droht," jedoch ohne diese Überlegenheit bis zur Unterdrückung jener beiden Kräfte zu treiben und ohne die Bestrebung zum Erkenntnis oder zum Widerstand in uns niederzuschlagen. Ein Mannigfaltiges wird uns dort gegeben, welches in Einheit zusammenzufassen unser anschauendes Vermögen bis an seine Grenzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgestellt, gegen welche die unsrige verschwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen genötigt werden. Entweder ist es ein Gegenstand, der sich unserm Anschauungsvermögen zugleich darbietet und entzieht und das Bestreben zur Vorstellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen zu lassen, oder es ist ein Gegenstand, der gegen unser Dasein selbst feindlich aufzustehen scheint, uns gleichsam zum Kampf herausfodert und für den Ausgang besorgt macht. Eben so ist in allen angeführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen sichtbar. Alle setzen das Gemüt in eine unruhige Bewegung und spannen es an. Ein gewisser Ernst, der

bis zur Feierlichkeit steigen kann, bemächtigt sich unserer Seele, und indem sich in den sinnlichen Organen deutliche Spuren von Beängstigung zeigen, sinkt der nachdenkende Geist in sich selbst zurück und scheint sich auf ein erhöhtes Bewußtsein seiner selbständigen Kraft und Würde zu stützen. Dieses Bewußtsein muß schlechterdings überwiegend sein, wenn das Große oder das Schreckliche einen ästhetischen Wert für uns haben soll. Weil sich nun das Gemüt bei solchen Vorstellungen begeistert und über sich selbst gehoben fühlt, so bezeichnet man sie mit dem Namen des Erhabenen, obgleich den Gegenständen selbst objektiv nichts Erhabenes zukommt, und es also wohl schicklicher wäre, sie erhebend zu nennen.

Wenn ein Objekt erhaben heißen soll, so muß es sich unseren sinnlichen Vermögen entgegensetzen. Es lassen sich aber überhaupt zwei verschiedene Verhältnisse denken, in welchen die Dinge zu unsrer Sinnlichkeit stehen können, und diesen gemäß muß es auch zwei verschiedene Arten des Widerstandes geben. Entweder werden sie als Objekte betrachtet, von denen wir uns ein Erkenntnis verschaffen wollen, oder sie werden als eine Macht angesehen, mit der wir die unsrige vergleichen. Nach dieser Einteilung gibt es auch zwei Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntnis und das Erhabene der Kraft.*

Nun tragen aber die sinnlichen Vermögen nichts weiter zur Erkenntnis bei, als daß sie den gegebenen Stoff auffassen und das Mannigfaltige desselben im Raum und in der Zeit aneinander setzen. Dieses Mannigfaltige zu unterscheiden und zu sortieren, ist das Geschäft des Verstandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verstand allein gibt es ein Verschiedenes, für die Einbildungskraft (als Sinn) bloß ein Gleichartiges, und es ist also bloß die Menge des Gleichartigen (die Quantität, nicht die Qualität), was bei der sinnlichen Auffassung der Erscheinungen einen Unterschied machen kann. Soll also das sinnliche Vorstellungsvermögen an einem

---

* Man sehe die Abhandlung im dritten Band, dritten Stück der neuen Thalia.

Gegenstand erliegen, so muß dieser Gegenstand durch seine Quantität für die Einbildungskraft übersteigend sein. Das Erhabene der Erkenntnis beruht demnach auf der Zahl oder der Größe und kann darum auch das mathematische heißen.*

Von der ästhetischen Größenschätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenstandes vier, von einander ganz verschiedene Vorstellungen machen.

Der Turm, den ich vor mir sehe, ist eine Größe.

Er ist zweihundert Ellen hoch.

Er ist hoch.

Er ist ein hoher (erhabener) Gegenstand.

Es leuchtet in die Augen, daß durch jedes dieser viererlei Urteile, welche sich doch sämtlich auf die Quantität des Turms beziehen, etwas ganz Verschiedenes ausgesagt wird. In den beiden ersten Urteilen wird der Turm bloß als ein Quantum (als eine Größe), in den zwei übrigen wird er als ein magnum (als etwas Großes) betrachtet.

Alles, was Teile hat, ist ein Quantum. Jede Anschauung, jeder Verstandesbegriff hat eine Größe, so gewiß dieser eine Sphäre und jene einen Inhalt hat. Die Quantität überhaupt kann also nicht gemein sein, wenn man von einem Größenunterschied unter den Objekten redet. Die Rede ist hier von einer solchen Quantität, die einem Gegenstande vorzugsweise zukommt, d. h. die nicht bloß ein quantum sondern zugleich ein magnum ist.

Bei jeder Größe denkt man sich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichartige Teile verbunden sind. Soll also ein Unterschied zwischen Größe und Größe stattfinden, so kann er nur darin liegen, daß in der Einen mehr, in der andern weniger Teile zur Einheit verbunden sind, oder daß die Eine nur einen Teil in der andern ausmacht. Dasjenige Quantum, welches ein anderes

* Siehe Kants Kritik der ästhetischen Urteilskraft.

Quantum als Teil in sich enthält, ist gegen dieses Quantum ein magnum.

Untersuchen, wie oft ein bestimmtes Quantum in einem andern enthalten ist, heißt dieses Quantum messen (wenn es stetig) oder es zählen (wenn es nicht stetig ist). Auf die zum Maß genommene Einheit kommt es also jederzeit an, ob wir einen Gegenstand als ein Magnum betrachten sollen, d. h. alle Größe ist ein Verhältnisbegriff.

Gegen ihr Maß gehalten, ist jede Größe ein Magnum, und noch mehr ist sie es gegen das Maß ihres Maßes, mit welchem verglichen dieses selbst wieder ein Magnum ist. Aber so wie es herabwärtsgeht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum ist wieder klein, sobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt es hier eine Grenze, da wir jede noch so große Zahlreihe mit sich selbst wieder multiplizieren können?

Auf dem Wege der Messung können wir also zwar auf die komparative, aber nie auf die absolute Größe stoßen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten sein kann, sondern alle andre Größen unter sich befaßet. Nichts würde uns ja hindern, daß dieselbe Verstandeshandlung, die uns eine solche Größe lieferte, uns auch das Duplum derselben lieferte, weil der Verstand sukzessiv verfährt und, von Zahlbegriffen geleitet, seine Synthese ins Unendliche fortsetzen kann. So lange sich noch bestimmen läßt, wie groß ein Gegenstand sei, ist er noch nicht (schlechthin) groß und kann durch dieselbe Operation der Vergleichung zu einem sehr kleinen herabgewürdiget werden. Diesem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Größe per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur selbst, dem aber nie eine Anschauung entsprechen und dessen Synthesis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da sich das Reich der Zahl nie erschöpfen läßt, so müßte es der Verstand sein, der seine Synthesis endigt. Er selbst müßte irgend eine Einheit als höchstes und äußerstes Maß aufstellen und, was darüber hinausragt, schlechthin für groß erklären.

Dies geschieht auch wirklich, wenn ich von dem Turm, der vor mir steht, sage, er sei hoch, ohne seine Höhe zu bestimmen. Ich gebe hier kein Maß der Vergleichung, und doch kann ich dem Turm die absolute Größe nicht zuschreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch größer anzunehmen. Mir muß also schon durch den bloßen Anblick des Turmes ein äußerstes Maß gegeben sein, und ich muß mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: dieser Turm ist hoch, auch jedem andern dieses äußerste Maß vorgeschrieben zu haben. Dieses Maß liegt also schon in dem Begriffe eines Turmes, und es ist kein andres als der Begriff seiner Gattungsgröße.

Jedem Dinge ist ein gewisses Maximum der Größe entweder durch seine Gattung (wenn es ein Werk der Natur ist) oder (wenn es ein Werk der Freiheit ist) durch die Schranken der ihm zugrunde liegenden Ursache und durch seinen Zweck vorgeschrieben. Bei jeder Wahrnehmung von Gegenständen wenden wir, mit mehr oder weniger Bewußtsein, dieses Größenmaß an, aber unsre Empfindungen sind sehr verschieden, je nachdem das Maß, welches wir zum Grund legen, zufälliger und notwendiger ist. Überschreitet ein Objekt den Begriff seiner Gattungsgröße, so wird es uns gewissermaßen in Verwunderung setzen. Wir werden überrascht, und unsre Erfahrung erweitert sich, aber insofern wir an dem Gegenstand selbst kein Interesse nehmen, bleibt es bloß bei diesem Gefühle einer übertroffenen Erwartung. Wir haben jenes Maß nur aus einer Reihe von Erfahrungen abgezogen, und es ist gar keine Notwendigkeit vorhanden, daß es immer zutreffen muß. Überschreitet hingegen ein Erzeugnis der Freiheit den Begriff, den wir uns von den Schranken seiner Ursache machten, so werden wir schon eine gewisse Bewunderung empfinden. Es ist hier nicht bloß die übertroffene Erwartung, es ist zugleich eine Entledigung von Schranken, was uns bei einer sochen Erfahrung überrascht. Dort blieb unsre Aufmerksamkeit bloß bei dem Produkte stehen, das an sich selbst gleichgültig war; hier wird sie auf die hervorbringende

Kraft hingezogen, welche moralisch oder doch einem moralischen Wesen angehörig ist und uns also notwendig interessieren muß. Dieses Interesse wird in eben dem Grade steigen, als die Kraft, welche das wirkende Prinzipium ausmachte, edler und wichtiger und die Schranke, welche wir überschritten finden, schwerer zu überwinden ist. Ein Pferd von ungewöhnlicher Größe wird uns angenehm befremden, aber noch mehr der geschickte und starke Reiter, der es bändigt. Sehen wir ihn nun gar mit diesem Pferd über einen breiten und tiefen Graben setzen, so erstaunen wir, und ist es eine feindliche Fronte, gegen welche wir ihn lossprengen sehen, so gesellt sich zu diesem Erstaunen Achtung, und es geht in Bewunderung über. In dem letztern Fall behandeln wir seine Handlung als eine dynamische Größe und wenden unsern Begriff von menschlicher Tapferkeit als Maßstab darauf an, wo es nun darauf ankommt, wie wir uns selbst fühlen und was wir als äußerste Grenze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es sich, wenn der Größenbegriff des Zwecks überschritten wird. Hier legen wir keinen empirischen und zufälligen, sondern einen rationalen und also notwendigen Maßstab zum Grunde, der nicht überschritten werden kann, ohne den Zweck des Gegenstandes zu vernichten. Die Größe eines Wohnhauses ist einzig durch seinen Zweck bestimmt, die Größe eines Turmes kann bloß durch die Schranken der Architektur bestimmt sein. Finde ich daher das Wohnhaus für seinen Zweck zu groß, so muß es mir notwendig mißfallen. Finde ich hingegen den Turm meine Idee von Turmeshöhen übersteigend, so wird er mich nur desto mehr ergötzen. Warum? Jenes ist ein Widerspruch, dieses nur eine unerwartete Übereinstimmung mit dem, was ich suche. Ich kann es mir sehr wohl gefallen lassen, daß eine Schranke erweitert, aber nicht, daß eine Absicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenstand schlechtweg sage, er sei groß, ohne hinzuzusetzen, wie groß er sei, so erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas absolut Großes, dem kein Maßstab gewachsen

ist; ich verschweige bloß das Maß, dem ich ihn unterwerfe, in der Voraussetzung, daß es in seinem bloßen Begriff schon enthalten sei. Ich bestimme seine Größe zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbaren Dinge, aber doch zum Teil, und gegen eine gewisse Klasse von Dingen, also doch immer objektiv und logisch, weil ich ein Verhältnis aussage und nach einem Begriffe verfahre.

Dieser Begriff kann aber empirisch, also zufällig sein, und mein Urteil wird in diesem Fall nur subjektive Gültigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattungsgröße, was nur die Größe gewisser Arten ist, ich erkenne vielleicht für eine objektive Grenze, was nur die Grenze meines Subjektes ist, ich lege vielleicht der Beurteilung meinen Privatbegriff von dem Gebrauch und dem Zweck eines Dinges unter. Der Materie nach kann also meine Größenschätzung ganz subjektiv sein, ob sie gleich der Form nach objektiv, d. i. wirklich Verhältnisbestimmung ist. Der Europäer hält den Patagonen für einen Riesen, und sein Urteil hat auch volle Gültigkeit bei demjenigen Völkerstamm, von dem er seinen Begriff menschlicher Größe entlehnte; in Patagonien hingegen wird es Widerspruch finden. Nirgends wird man den Einfluß subjektiver Gründe auf die Urteile der Menschen mehr gewahr als bei ihrer Größenschätzung, sowohl bei körperlichen als bei unköperlichen Dingen. Jeder Mensch, kann man annehmen, hat ein gewisses Kraft- und Tugendmaß in sich, wornach er sich bei der Größenschätzung moralischer Handlungen richtet. Der Geizhals wird das Geschenk eines Guldens für eine sehr große Anstrengung seiner Freigebigkeit halten, wenn der Großmütige mit der dreifachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Mensch von gemeinem Schlag hält schon das Nichtbetrügen für einen großen Beweis seiner Ehrlichkeit; ein anderer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Obgleich in allen diesen Fällen das Maß subjektiv ist, so ist die Messung selbst immer objektiv; denn man darf nur das Maß allgemein machen, so wird die Größenbestimmung allgemein eintreffen.

So verhält es sich wirklich mit den objektiven Maßen, die im allgemeinen Gebrauche sind, ob sie gleich alle einen subjektiven Ursprung haben und von dem menschlichen Körper hergenommen sind.

Alle vergleichende Größenschätzung aber, sie mag nun idealisch oder körperlich, sie mag ganz oder nur zum Teil bestimmend sein, führt nur zur relativen und niemals zur absoluten Größe; denn wenn ein Gegenstand auch wirklich das Maß übersteigt, welches wir als ein höchstes und äußerstes annehmen, so kann ja immer noch gefragt werden, um wieviel mal er es übersteige. Er ist zwar ein Großes gegen seine Gattung, aber noch nicht das Größtmögliche, und wenn die Schranke einmal überschritten ist, so kann sie ins Unendliche fort überschritten werden. Nun suchen wir aber die absolute Größe, weil diese allein den Grund eines Verzugs in sich enthalten kann; da alle komparativen Größen, als solche betrachtet, einander gleich sind. Weil nichts den Verstand nötigen kann, in seinem Geschäft still zu stehen, so muß es die Einbildungskraft sein, welche demselben eine Grenze setzt. Mit andern Worten: Die Größenschätzung muß aufhören logisch zu sein, sie muß ästhetisch verrichtet werden. Die ganze Form dieses Geschäfts muß sich also verändern.

Wenn ich eine Größe logisch schätze, so beziehe ich sie immer auf mein Erkenntnisvermögen; wenn ich sie ästhetisch schätze, so beziehe ich sie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenstand, hier hingegen erfahre ich bloß an mir selbst etwas, auf Veranlassung der vorgestellten Größe des Gegenstandes. Dort erblicke ich etwas außer mir, hier etwas in mir. Ich messe also auch eigentlich nicht mehr, ich schätze keine Größe mehr, sondern ich selbst werde mir augenblicklich zu einer Größe und zwar zu einer unendlichen. Derjenige Gegenstand, der mich mir selbst zu einer unendlichen Größe macht, heißt erhaben.

Die Einbildungskraft, als Spontaneität des Gemüts, verrichtet bei Vorstellung der Größen ein doppeltes Geschäft. Sie faßt

erstlich jedweden Teil des gegebenen Quantums in einem empirischen Bewußtsein auf, welches die Apprehension ist; zweitens faßt sie die nach einander aufgefaßten Teile in einem reinen Selbstbewußtsein zusammen, in welchem letzten Geschäft, der Comprehension, sie ganz als reiner Verstand wirkt. Mit jedem Teile des Quantums nämlich verbindet sich die Vorstellung meines Ich (empirisches Bewußtsein); und durch Reflexion über diese sukzesiv angestellten Synthesen erkenne ich die Identität meines Ich in der ganzen Reihe derselben (reines Selbstbewußtsein); dadurch erst wird das Quantum ein Gegenstand für mich. Ich reihe A an B und B an C u. s. f., und indem ich diesem meinem Geschäft gleichsam zusehe, sage ich mir: sowohl in A als in B und in C bin ich das handelnde Subjekt.

Die Auffassung geschieht sukzesiv, und ich ergreife eine Teilvorstellung nach der andern. Da nun nach jedem Zeitmoment stets wieder ein anderes folgt und so fort bis ins Unendliche, so ist auf diesem Weg keine Gefahr, daß ich nicht auch das zahlreichste Quantum zu Ende bringen könnte. Man gebe mir bloß Zeit, so soll keine Zahl für mich, in der Apprehension, überschwenglich sein. Die Zusammenfassung hingegen geschieht simultan, und durch die Vorstellung der Identität meines Ichs in allen vorhergegangenen Synthesen hebe ich die Zeitbedingung wieder auf, unter welcher sie vor sich gegangen waren. Alle jene verschiedenen empirischen Vorstellungen meines Ich verlieren sich in das einzige reine Selbstbewußtsein: das Subjekt, welches in A und B und C u. s. f. gehandelt hat, bin Ich, das ewig identische Selbst.

Für diese zweite Handlung, nämlich für die Reduktion der verschiedenen empirischen Apperzeptionen auf das reine Selbstbewußtsein ist es nun ganz und gar nicht gleichgültig, wie viele solcher empirischer Apperzeptionen es sind, die in das reine Selbstbewußtsein sich auflösen sollen. Die Erfahrung wenigstens lehrt, daß die Einbildungskraft hier eine Grenze hat, wie schwer auch der notwendige Grund derselben sich möchte auffinden lassen. Diese Grenze

kann in verschiedenen Subjekten verschieden und vielleicht durch Übung und Anstrengung zu erweitern sein, aber nie wird sie aufgehoben werden. Wenn das Reflexionsvermögen diese Grenze überschreitet und Vorstellungen, welche schon darüber hinausliegen, in ein Selbstbewußtsein versammeln will, so verliert es eben soviel an Klarheit, als es an Ausbreitung gewinnt. Zwischen dem Umfang des Ganzen einer Vorstellung und der Deutlichkeit ihrer Teile ist ein wenig unüberschreitbares bestimmtes Verhältnis, daher wir bei jeder Aufnehmung eines großen Quantums in die Einbildungskraft eben soviel rückwärts verlieren, als wir vorwärts gewinnen und, wenn wir nun das Ende erreicht haben, den Anfang verschwunden sehen.

Diejenige Anzahl von Vorstellungen, mit welcher die Deutlichkeit der einzelnen Teile noch vollkommen bestehen kann, wäre also das Maximum des menschlichen Komprehensionsvermögens. Es kann, und zwar sehr beträchtlich, von der Einbildungskraft überschritten werden, aber jederzeit auf Kosten der Deutlichkeit; und zum Nachteile des Verstandes, der sich streng darin halten muß. Weniger als drei kann diese Zahl nicht wohl sein, weil der ursprüngliche Akt des Entgegensetzens, auf dem doch alles bestimmte Denken ruht, diese Dreiheit notwendig macht. Ob es über diese Dreiheit hinausgehe, läßt sich bezweifeln, und die Erfahrung liefert wenigstens nichts, woraus es bewiesen werden könnte. Und so könnte denn allerdings die Zahl drei die heilige Zahl genannt werden, weil uns durch sie unser ganzer Denkkreis bestimmt sein würde.

Nach diesem logischen Grundmaße richtet sich nun auch das ästhetische, in Schätzung der Größen, welches zwar nicht ganz so eng kann angenommen werden. Es ist ausgemacht, daß wir wenigstens mehr als drei Einheiten zugleich übersehen und unterscheiden können, wenngleich, je weiter wir die Zusammenfassung treiben, je mehr und mehr die Deutlichkeit abnimmt. Weil aber bei der Größenschätzung alle Teile als gleichartig angenommen werden, so

ist hier die Foderung der Deutlichkeit auch schon etwas weniger strenge. Wir werden vielleicht mit einem Blick zwanzig Personen übersehen können, aber mehr als drei darunter in einem Zeitmoment zu erkennen, wird schwer sein. Überhaupt müssen wir uns hier in acht nehmen, daß wir das nicht für simultan halten, was bloß eine schnelle Sukzession ist. Die Rapidität, womit der Verstand aus dreimal drei neune macht, läßt uns nicht mehr unterscheiden, ob diese neun Einheiten auf einmal oder in einer Folge von drei Momenten vor unserer Seele schweben. Wir bilden uns oft ein, mit dem Sinn zu fassen, wo wir bloß mit dem Verstande begreifen. Aber wir dürfen nur das Experiment machen, ob das, was wir bei einer geschickten Anordnung auf einmal übersehen, auch noch dann, wenn es in Unordnung ist, diese Wirkung tut. Einteilung und Ordnung können nur den Verstand, aber nie die Einbildungskraft, unterstützen; was wir also nur unter dieser Bedingung leicht übersehen, das haben wir nicht auf einmal angeschaut, sondern gezählt oder gemessen.

Dieses durch die Schranken unsers Subjekts bestimmte Maximum der Komprehension ist es, was uns bei aller Größenschätzung, auch der mathematischen, als letztes Grundmaß leitet. Weil jede Größe nur komparativ zu bestimmen ist, so würde es dem Verstand ohne ein solch äußerstes Grundmaß an einem festen Punkte fehlen, auf welchem er zuletzt notwendig ruhen muß, um nur irgend eine Größe bestimmen zu können. Nach diesem subjektiven Grundmaße nun wird jedes Quantum in der Natur geschätzt, und die Einerleiheit desselben in allen Menschen ist auch allein Ursache, daß in den Urteilen der Menschen über Größe eine Übereinstimmung stattfinden kann. Würde dieses Grundmaß erweitert, so würden alle Gegenstände, wenigstens ästhetisch, in ein anderes Größenverhältnis zu uns treten, Berechnungen, die jetzt nur diskursiv nach Begriffen vonstatten gehen, würden das Werk eines Blickes sein, und Objekte, die uns jetzt durch Erhabenheit rühren, würden ihren ganzen Zauber ablegen und in der gemeinen Klasse verschwinden.

Man nehme einstweilen an, daß dieses Maximum der sinnlichen Zusammenfassung zehen sei. Zehen Einheiten kann also die Einbildungskraft in eine begreifen, ohne daß eine einzige darunter fehle. Nun sind aber in einer gegebenen Größe tausend solcher Einheiten enthalten, und das ganze Tausend soll in das Bewußtsein aufgenommen werden. Das Quantum zu apprehendieren, d. h. jede dieser tausend Einheiten ins Bewußtsein einzeln aufzunehmen, hat ganz und gar keine Schwierigkeit, weil dazu nichts als Zeit erfodert wird; aber es zu komprehendieren, d. h. das in allen diesen tausend vorgestellten Einheiten zerstreute Bewußtsein als identisch zu erkennen, tausend verschiedene Apperzeptionen in einer einzigen zu begreifen, das ist die schwere Aufgabe, die gelöst werden soll. Nun gibt es dazu keinen andern Ausweg als diesen, die tausend Einheiten auf zehen zu reduzieren, weil zehen das Höchste ist, was die Einbildungskraft zusammenfassen kann.

Wie können aber tausend Einheiten durch zehen repräsentiert werden? Nicht anders als durch Begriffe, welche die einzigen und beständigen Repräsentanten der Anschauungen sind. Die Einbildungskraft legt also ihr intuitives Geschäft nieder, und der Verstand fängt sein diskursives (hier eigentlich symbolisches) an. Die Zahl muß aushelfen, wo die Anschauung nicht mehr zureicht, und der Gedanke sich unterwerfen, worüber der Blick nicht mehr Meister werden kann.

Aus jenen zehen Einheiten, welche das Maximum sinnlicher Zusammenfassung sind, bildet der Verstand eine neue logische Einheit, den Zahlbegriff 10. Nun kann aber, wie wir annehmen, die Einbildungskraft zehen Einheiten zugleich zusammenfassen; jener Zahlbegriff 10, als Einheit gedacht, kann also, zehenmal genommen, in eine Intuition der Einbildungskraft zusammenfließen. Freilich werden jene logischen Einheiten, die der Verstand bildet, in dieser zweiten Komprehension nicht als Vielheiten, sondern als Einheiten aufgenommen, und die zehen Einheiten, welche jede derselben in sich begreift, kommen einzeln nicht mehr in Betrachtung. Bloß

der Begriff als Repräsentant gilt, und das Repräsentierte verliert sich in Dunkelheit oder verschwindet. Diese zehen logische Einheiten faßt nun der Verstand in eine neue Einheit, die Zahl 100, zusammen, welche, zehenmal wiederholt, von der Einbildungskraft abermals zugleich vorgestellt werden kann und die Zahl 1000 gibt, die das gegebene Quantum vollständig ausmißt. Bei diesem dritten Akt der Komprehension müssen nun jene ursprünglichen Einheiten noch weit mehr erlöschen, weil selbst ihre unmittelbaren Repräsentanten, die Zahlbegriffe zehen, durch andere repräsentiert worden sind und selbst in Dunkelheit verschwinden.

Bei dieser ganzen Operation hat die Einbildungskraft das Maß ihrer Zusammenfassung keineswegs erweitert, und es war immer nur dasselbe Quantum von zehen Einheiten, welches ihr in einem Zeitmoment vorschwebte. Dadurch aber, daß der Verstand, in drei sukzessiven Operationen, jene sinnlichen Einheiten mit logischen austauschte und diese immer wieder unter andere und höhere logische brachte, unterwarf er der Einbildungskraft das ganze Quantum jener 1000 und verbarg ihr auf diese Art ihre ästhetische Armut in einem logischen Reichtum.

Um jedoch zu wissen, daß man nicht zehen sondern tausend zählt, und daß jede der letzten zehen Einheiten hundert andere in sich faßt, muß das Gemüt sich mit Schnelligkeit der vorhergegangenen Synthesen erinnern, durch welche es diese Einheiten erzeugt. Wenigstens eine dunkle Intuition des Gehaltes, der in diesen Zahlbegriffen liegt, muß die fortschreitende Synthesis begleiten, wie auch jeder, der sich beim Rechnen beobachtet, in sich wahrnehmen kann. Nur kann es nicht fehlen, daß, je mehr die Zahlbegriffe wachsen, das Verfahren des Gemüts immer mehr logisch werden und die Anschaulichkeit abnehmen muß; daher es auch kommt, daß uns die höchsten Zahlbegriffe zuletzt weit weniger sagen als die niedrigern, weil wir mit diesen doch noch einen Gehalt verbinden. Um von dem Begriff einer Million Goldstücke gerührt zu werden, muß man sich wenigstens dunkel erinnern, was

für ein großer Gehalt schon in der Zahl tausend liegt und wieviele Scheidemünzen schon ein einzelnes Goldstück enthalte.

Ein Regiment von 2000 Mann stehe in langer Fronte, drei Mann hoch da, und von der Größe desselben wollen wir uns schnell eine Vorstellung machen. Ich will zu Erleichterung der Übersicht annehmen, daß alles nach der Dekadik gestellt sei. Ein kleiner Abschnitt a soll also nach jedem 10, und ein größerer aa nach jedem 100 angebracht sein, und unser Auge soll durch die ganze Länge der Fronte tragen. Den ersten Abschnitt bis a werden wir also, der Annahme gemäß, in einem simultanen Blick übersehen, worin noch jeder einzelne Mann unterschieden werden kann. Dieser Abschnitt nun ist zugleich eine Einheit für den reflektierenden Verstand; und wenn also der Blick an zehen solchen Abschnitten hinunter gegleitet ist und die Einbildungskraft ihre Komprehension zehenmal nacheinander verrichtet hat, so versucht der Verstand abermals, sich die Identität des Bewußtseins in diesen zehen Komprehensionen zu denken, das heißt aus diesen zehen logischen Einheiten eine neue zu machen. Es gelingt ihm auch, aber auf Kosten der ersten Intuition, welche in demselben Verhältnis ihre Teile verbirgt, als sie sich selbst in den Teil eines andern Ganzen verwandelt. So wie die sukzessiven Zusammenfassungen durch den reflektierenden Verstand simultan gemacht werden, so verlieren die simultanen Intuitionen der Einbildungskraft ihre Deutlichkeit und schweben nun bloß noch als Massen vor der Seele. Wird nun diese Synthesis noch höher gesteigert und aus den erzeugten Einheiten wieder neue erzeugt, so verschwindet das einzelne ganz, und die ganze Fronte verliert sich bloß in eine stetige Länge, worin sich nicht einmal mehr ein Abschnitt, vielweniger ein einzelner Kopf unterscheiden läßt. Es ergibt sich also daraus, daß die Deutlichkeit der Intuition immer nur in eine bestimmte Zahl eingeschlossen bleibt, daß bei allem diskursiven Fortschritt des Verstandes die Einbildungskraft ihren realen Reichtum (was die Simultaneität der Anschauung betrifft) niemals erweitert, und daß, wenn auch die

Berechnung in Millionen geht, immer nur eine bestimmte Zahl darin die herrschende sein wird, in welcher die übrigen gleichsam untergehn. Will man nun von einem großen Quantum einen ästhetischen Eindruck erhalten, so muß man die ursprünglichen Einheiten aus dem sie repräsentierenden Begriff schnell wieder herzustellen suchen, welches in dem angeführten Fall z. B. dadurch geschehen wird, daß man immer den ersten Abschnitt in dem Auge zu behalten sucht, während daß man an der ganzen Fronte hinunter siehet.

Eben hier aber, bei diesem Versuche der Einbildungskraft, die Sinnlichkeit der Vorstellung aus der logischen Repräsentation durch Zahlbegriffe wieder herzustellen und so die Länge mit der Breite, die Simultaneität mit der Sukzession in eine Intuition zu begreifen, kommt die Grenze dieses Vermögens, zugleich aber auch die Stärke eines andern an das Licht, durch welche letztere Entdeckung uns jener Mangel überwiegend ersetzt wird.

Die Vernunft dringt, ihren notwendigen Gesetzen nach, auf absolute Totalität der Anschauung, und ohne sich durch die notwendige Begrenzung der Einbildungskraft abweisen zu lassen, fordert sie von ihr eine vollständige Komprehension aller Teile des gegebenen Quantums in eine simultane Vorstellung. Die Einbildungskraft wird also genötigt, das ganze Maß ihres komprehensiven Vermögens auszubieten, aber weil sie mit dieser Aufgabe dennoch nicht zu Ende kommen, dennoch aller Anstrengung ungeachtet ihren Kreis nicht erweitern kann, sinkt sie erschöpft in sich selbst zurück, und der sinnliche Mensch empfindet mit peinlicher Unruhe seine Schranken.

Aber ist es eine äußere Gewalt, die ihm diese Erfahrung seiner Schranken gibt? Ist der unmeßbare Ozean oder der sternenbesäete unendliche Himmel schuld, daß ich mir meiner Ohnmacht bei Darstellung ihrer Größe bewußt werde? Woher weiß ich denn, daß sie für meine Darstellung überschwengliche Größen sind und daß ich mir keine Totalität ihres Bildes verschaffen kann? Weiß

ich es etwa von diesen Objekten, daß sie ein Ganzes der Vorstellung ausmachen sollten; ich könnte dies ja nicht anders als durch meine Vorstellung von ihnen wissen, und doch wird vorausgesetzt, daß ich mir dieselbe nicht als ein Ganzes vorstellen kann? Sie sind mir also nicht gegeben als ein Ganzes, und ich selbst bin es, der den Begriff der Totalität zuerst in sie hineinlegt. Ich habe also diesen Begriff schon in mir, und ich selbst, das denkende Wesen, bin es, an dem ich, das darstellende Wesen, erliege. Ich erfahre zwar bei Betrachtung dieser großen Gegenstände meine Ohnmacht, aber ich erfahre sie durch meine Kraft. Ich bin nicht durch die Natur, ich bin durch mich selbst überwunden.

Indem ich alle einzelnen Teile eines aufgefaßten Quantums zumal zusammenfassen will, was will ich eigentlich tun? Ich will die Identität meines Selbstbewußtseins in allen diesen Teilvorstellungen erkennen, ich will in allen mich selbst finden. Ich will zu mir sagen: „Alle diese Teile sind vorgestellt worden durch mich, das immer einerlei bleibende Subjekt.“ Man muß sich wohl erinnern, daß die Vernunft immer nur Zusammenfassung derjenigen Teile fordert, die schon aufgefaßt, also schon im empirischen Bewußtsein vorgestellt sind; denn nur alsdann fängt eine Größe an, mich zu rühren, wenn ich sie mit meiner Einbildungskraft durchlaufen, also ihre Teile aufgefaßt habe, aber sie nicht zusammenfassen kann.

Ich will also Vorstellungen, die ich schon gehabt, in eine einzige auflösen, und dieses kann ich nicht, und peinlich empfinde ich, daß ich es nicht kann. Um aber zu empfinden, daß ich eine Forderung nicht erfüllen kann, muß ich zugleich die Vorstellung dieser Forderung und die meines Unvermögens haben. Diese Forderung aber ist hier: Allheit der Teile in der Komprehension oder Einheit meines Ichs in einer gewissen Reihe von Veränderungen meines Ichs. Ich muß mir also vorstellen, daß ich die Einheit meines Ichs in allen diesen Veränderungen nicht zur Vorstellung bringen kann; aber eben dadurch stelle ich mir ja dieselbe vor. Eben

dadurch denke ich mir ja schon die Totalität der ganzen Reihe, daß ich sie denken will, da ich nichts wollen kann, als wovon ich schon eine Vorstellung habe. Ich trage also schon diese Allheit in mir, die ich darzustellen suche, eben weil ich sie darzustellen suche. Das Große also ist in mir, nicht außer mir. Es ist mein ewig identisches, in jedem Wechsel bestehendes, in jeder Verwandlung sich selbst wiederfindendes Subjekt. Ich kann die Auffassung ins Unendliche fortsetzen: heißt also nichts anders, als: in unendlichen Veränderungen meines Bewußtseins ist mein Bewußtsein identisch, die ganze Unendlichkeit liegt in der Einheit meines Ichs.

Diese Auflösung läßt sich noch in eine andere Formel fassen. Bei allen Vorstellungen von Objekten, mithin auch der Größe, ist das Gemüt nie bloß das, was bestimmt wird, sondern es ist immer zugleich das, was bestimmt. Es ist zwar das Objekt, welches mich verändert, aber Ich, das vorstellende Subjekt, bin es, der das Objekt zum Objekte macht und durch sein Produkt also sich selbst verändert. In allen diesen Veränderungen aber muß etwas sein, was sich nicht verändert, und dieses ewig unwandelbare Prinzipium ist eben das reine und identische Ich, der Grund der Möglichkeit aller Objekte, insofern sie vorgestellt werden. Was also nur immer in den Vorstellungen Großes liegt, liegt in uns, die wir diese Vorstellungen erzeugen. Welches Gesetz uns auch für unser Denken oder Handeln gegeben werden mag, es wird uns gegeben durch uns; und auch wenn wir als sinnlich beschränkte Wesen es unerfüllt lassen müssen, wie hier im Theoretischen das Gesetz der Totalität in der Größendarstellung, oder wenn wir als freie Wesen mit Willen es brechen, wie das Gesetz der Sitten im Praktischen, so sind w i r es doch immer, die es aufgestellt haben. Ich mag also in der schwindelnden Vorstellung des allgegenwärtigen Raums oder der nimmerendenden Zeit mich verlieren, oder ich mag in der Vorstellung der absoluten Vollkommenheit meine eigene Nichtigkeit fühlen — ich selbst bin es doch nur, der dem Raum seine unendliche Weite und der Zeit ihre ewige Länge gibt, ich selbst bin

es, der die Idee des Allheiligen in sich trägt, weil ich sie aufstelle, und die Gottheit, die ich mir vorstelle, ist meine Schöpfung, so gewiß mein Gedanke der meinige ist.

Das Erhabene der Größe ist also keine objektive Eigenschaft des Gegenstandes, dem es beigelegt wird; es ist bloß die Wirkung unsers eigenen Subjekts auf Veranlassung jenes Gegenstandes. Es entspringt einesteils aus dem vorgestellten Unvermögen der Einbildungskraft, die, von der Vernunft als Foderung aufgestellte Totalität in Darstellung der Größe zu erreichen, andern teils aus dem vorgestellten Vermögen der Vernunft, eine solche Foderung aufzustellen zu können. Auf das erste gründet sich die zurückstoßende, auf das zweite die anziehende Kraft des Großen und des Sinnlichunendlichen.

Obgleich aber das Erhabene eine Erscheinung ist, welche erst in unserm Subjekt erzeugt wird, so muß doch in den Objekten selbst der Grund enthalten sein, warum gerade nur diese und keine andern Objekte uns zu diesem Gebrauch Anlaß geben. Und weil wir ferner bei unserm Urteil das Prädikat des Erhabenen in den Gegenstand legen (wodurch wir andeuten, daß wir diese Verbindung nicht bloß willkürlich vornehmen, sondern dadurch ein Gesetz für jedermann aufzustellen meinen), so muß in unserm Subjekt ein notwendiger Grund enthalten sein, warum wir von einer gewissen Klasse von Gegenständen gerade diesen und keinen andern Gebrauch machen.

Es gibt demnach innere und gibt äußere notwendige Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen. Zu jenen gehört ein gewisses bestimmtes Verhältnis zwischen Vernunft und Einbildungskraft, zu diesen ein bestimmtes Verhältnis des angeschauten Gegenstandes zu unserm ästhetischen Größenmaß.

Sowohl die Einbildungskraft als die Vernunft müssen sich mit einem gewissen Grad von Stärke äußern, wenn das Große uns rühren soll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, daß sie ihr ganzes Komprehensionsvermögen zu Darstellung der Idee des

Absoluten aufbiete, worauf die Vernunft unnachlaßlich dringt. Ist die Phantasie untätig und träge oder geht die Tendenz des Gemüts mehr auf Begirffe als auf Anschauungen, so bleibt auch der erhabenste Gegenstand bloß ein logisches Objekt und wird gar nicht vor das ästhetische Forum gezogen. Dies ist der Grund, warum Menschen von überwiegender Stärke des analytischen Verstandes für das ästhetisch Große selten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft ist entweder nicht lebhaft genug, sich auf Darstellung des Absoluten der Vernunft auch nur einzulassen, oder ihr Verstand zu geschäftig, den Gegenstand sich zuzueignen und ihn aus dem Felde der Intuition in sein diskursives Gebiet hinüber zu spielen.

Ohne eine gewisse Stärke der Phantasie wird der große Gegenstand gar nicht ästhetisch, ohne eine gewisse Stärke der Vernunft hingegen wird der ästhetische nicht erhaben. Die Idee des Absoluten erfodert schon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen gewissen Reichtum an Ideen und eine genauere Bekanntschaft des Menschen mit seinem edelsten Selbst. Wessen Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Großen der Sinne nie einen übersinnlichen Gebrauch zu machen wissen. Die Vernunft wird sich in das Geschäft gar nicht mischen, und es wird der Einbildungskraft allein oder dem Verstand allein überlassen bleiben. Die Einbildungskraft für sich selbst ist aber weit entfernt, sich auf eine Zusammenfassung einzulassen, die ihr peinlich wird. Sie begnügt sich also mit der bloßen Auffassung, und es fällt ihr gar nicht ein, ihren Darstellungen Allheit geben zu wollen. Daher die stupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schoß der erhabensten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch aus seinem tierischen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von weitem den großen Naturgeist zu ahnden, der aus dem Sinnlich-Unermeßlichen zu einer fühlenden Seele spricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühllosigkeir anstarrt, das flieht der entnervte Weichling als einen Gegenstand des Grauens, der ihm nicht seine Kraft, nur seine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt sich von großen Vorstellungen peinlich auseinander gespannt. Seine Phantasie ist zwar reizbar genug, sich an der Darstellung des Sinnlich-Unendlichen zu versuchen, aber seine Vernunft nicht selbständig genug, dieses Unternehmen mit Erfolge zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege sinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbaren Genius, aber nur mit irdischen, nicht mit unsterblichen Waffen. Dieser Schwäche sich bewußt entzieht, er sich lieber einem Anblick, der ihn niederschlägt, und sucht Hilfe bei der Trösterin aller Schwachen, der Regel. Kann er sich selbst nicht aufrichten zu dem Großen der Natur, so muß die Natur zu seiner kleinen Fassungskraft herunter steigen. Ihre kühnen Formen muß sie mit künstlichen vertauschen, die ihr fremd, aber seinem verzärtelten Sinne Bedürfnis sind. Ihren Willen muß sie seinem eisernen Joch unterwerfen und in die Fesseln mathematischer Regelmäßigkeit sich schmiegen. So entsteht der ehemalige französische Geschmack in Gärten, der endlich fast allgemein dem englischen gewichen ist, aber ohne dadurch dem wahren Geschmack merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur ist ebensowenig bloße Mannigfaltigkeit als Einförmigkeit. Ihr gesetzter ruhiger Ernst verträgt sich ebensowenig mit diesen schnellen und leichtsinnigen Übergängen, mit welchen man sie in dem neuen Gartengeschmack von einer Dekoration zur andern hinüber hüpfen läßt. Sie legt, indem sie sich verwandelt, ihre harmonische Einheit nicht ab, in bescheidener Einfalt verbirgt sie ihre Fülle, und auch in der üppigsten Freiheit sehen wir sie das Gesetz der Stetigkeit ehren.*

* Die Gartenkunst und die dramatische Dichtkunst haben in neuern Zeiten ziemlich dasselbe Schicksal, und zwar bei denselben Nationen, gehabt. Dieselbe Tyrannei der Regel in den französischen Gärten und in den französischen Tragödien; dieselbe bunte und wilde Regellosigkeit in den Parks der Engländer und

Zu den objektiven Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen gehört fürs erste, daß der Gegenstand, den wir dafür erkennen sollen, ein Ganzes ausmache und also Einheit zeige; fürs zweite, daß er uns das höchste sinnliche Maß, womit wir alle Größen zu messen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne das erste würde die Einbildungskraft gar nicht aufgefodert werden, eine Darstellung seiner Totalität zu versuchen, ohne das zweite würde ihr dieser Versuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrifft jede Größe, die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raumgrößen müssen ja in demselben liegen. Nichtsdestoweniger bemerken wir, daß oft ein einziger Berg, der sich darin erhebt, uns einen weit stärkern Eindruck des Erhabenen zu geben imstand ist als der ganze Gesichtskreis, der nicht nur diesen Berg, sondern noch tausend andere Größen in sich befaßt. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erscheint und wir also nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darstellung zusammen zu fassen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenstände, welche den Blick insbesondere auf sich ziehen, denkt man sich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder auf die offenbare See, so wird der Horizont selbst zu einem Objekt und zwar zu dem erhabensten, was dem Aug je erscheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu diesem Eindruck besonders viel bei, weil sie an sich selbst so leicht zu fassen ist und die Einbildungskraft sich um so weniger erwehren kann, die Vollendung derselben zu versuchen.

Der ästhetische Eindruck der Größe beruht aber darauf, daß die Einbildungskraft die Totalität der Darstellung an dem gegebenen Gegenstande fruchtlos versucht, und dies kann nur dadurch geschehen, daß das höchste Größenmaß, welches sie auf einmal deutlich fassen kann, sovielmal zu sich selbst addiert, als der Verstand

---

in ihrem Shakespeare; und so wie der deutsche Geschmack von jeher das Gesetz von den Ausländern empfangen, so mußte er auch in diesem Stück zwischen jenen beiden Extremen hin und her schwanken.

deutlich zusammen denken kann, für den Gegenstand zu klein ist. Daraus aber scheint zu folgen, daß Gegenstände von gleicher Größe auch einen gleich erhabenen Eindruck machen müßten, und daß der mindergroße diesen Eindruck weniger werde hervorbringen können, wogegen doch die Erfahrung spricht. Denn nach dieser erscheint der Teil nicht selten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Turm erhabener als der Himmel, in den er hinaufragt, der Fels erhabener als das Meer, dessen Wellen ihn umspülen. Man muß sich aber hier der vorhin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welcher der ästhetische Eindruck nur dann erfolgt, wenn sich die Imagination auf Allheit des Gegenstandes einläßt. Unterläßt sie dieses bei dem weit größeren Gegenstand und beobachtet es hingegen bei dem mindergroßen, so kann sie von dem letztern ästhetisch gerührt und doch gegen den ersten unempfindlich sein. Denkt sie sich aber diesen als eine Größe, so denkt sie ihn zugleich als Einheit, und dann muß er notwendig einen verhältnismäßig stärkeren Eindruck machen, als er jenen an Größe übertrifft.

Alle sinnliche Größen sind entweder im Raum (ausgedehnte Größen) oder in der Zeit (Zahlgrößen). Ob nun gleich jede ausgedehnte Größe zugleich eine Zahlgröße ist (weil wir auch das im Raum gegebene in der Zeit auffassen müssen), so ist dennoch die Zahlgröße selbst nur insofern, als ich sie in eine Raumgröße verwandle, erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius ist zwar ein ungeheures Quantum in der Zeit und, wenn ich sie in Allheit begreifen will, für meine Phantasie überschwenglich; aber ich lasse mich auch nimmermehr darauf ein, diese Zeitgröße anzuschauen, sondern helfe mir durch Zahlen, und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, daß die höchste Raumgröße, die ich in Einheit zusammen fassen kann, z. B. ein Gebirge, dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Maß für diese Entfernung ist, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Maß für dieselbe nehme ich also doch von ausgedehnten Größen, und auf das Maß kommt es ja eben an, ob ein Objekt uns groß erscheinen soll.

Das Große im Raum zeigt sich entweder in Längen oder in Höhen, wozu auch die Tiefen gehören: denn die Tiefe ist nur eine Höhe unter uns, so wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die lateinischen Dichter auch keinen Anstand nehmen, den Ausdruck profundus auch von Höhen zu gebrauchen:

> ni faceret, maria ac terras coelumque profundum
> quippe ferant rapidi secum. —

Höhen erscheinen durchaus erhabener als gleich große Längen, wovon der Grund zum Teil darin liegt, daß sich das Dynamisch-erhabene mit dem Anblick der erstern verbindet. Eine bloße Länge, wie unabsehbar sie auch sei, hat gar nichts Furchtbares an sich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieser herabstürzen können. Aus demselben Grund ist eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren sie unmittelbarer begleitet. Soll eine große Höhe schreckhaft für uns sein, so müssen wir uns erst hinaufdenken und sie also in eine Tiefe verwandeln. Man kann diese Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit Blau untermischten bewölkten Himmel in einem Brunnen oder sonst in einem dunkeln Wasser betrachtet, wo seine unendliche Tiefe einen ungleich schauerlicheren Anblick als seine Höhe gibt. Dasselbe geschieht in noch höherem Grade, wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu einer Tiefe wird und, weil er das einzige Objekt ist, das in das Auge fällt, unsre Einbildungskraft zu Darstellung seiner Totalität unwiderstehlich nötigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch schon deswegen stärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Größe durch keine Vergleichung geschwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Maßstab, unter welchem sie verliert, denn soweit sich eine Länge erstreckt, soweit erstreckt sich auch der Himmel. Zwar ist auch das höchste Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, aber das lehrt bloß der Verstand, nicht das Auge, und es ist nicht der Himmel, der durch seine Höhe die

Berge niedrig macht, sondern die Berge sind es, die durch ihre Größe die Höhe des Himmels zeigen.

Es ist daher nicht bloß eine optisch richtige, sondern auch eine symbolisch wahre Vorstellung, wenn es heißt, daß der Atlas den Himmel stütze. So wie nämlich der Himmel selbst auf dem Atlas zu ruhen scheint, so ruht unsere Vorstellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der Berg trägt also, in figürlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denselben für unsre sinnliche Vorstellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel fallen, d. h. er würde optisch von seiner Höhe sinken und erniedriget werden.

Briefe an den Erbprinzen Friedrich Christian von Holstein-Sonderburg-Augustenburg

Jena, den 9. Februar 1793

Durchlauchtigster Prinz!

Daß ich ein so langes Stillschweigen gegen Sie beobachtet habe, ist eine Beleidigung, die ich mir selbst und nicht Ihnen zufügte und wegen welcher ich eher Ihr Bedauern als Ihren Unwillen verdiene.

Diese ganze Zeit über ein Opfer der Hypochondrie, höchst ungewiß über meine Gesundheit und in meinen Körper- und Geisteskräften wie gelähmt, fühlte ich mich gänzlich ungeschickt, mich zu der heiteren Geistesstimmung zu erheben, die ich Ihnen gerne zeigen möchte. Aber in den wenigen hellen Sonnenblicken meines bisherigen Lebens habe ich wenigstens daran gearbeitet, Ihrer, mein ewig verehrter Prinz, nicht ganz unwert zu sein; und Ihnen sowohl, als Ihrem edeln Freunde, eine Probe davon zu geben, dieses war es, was mich diese ganze Zeit über lebhaft interessierte und beschäftigte. Diesen Winter hoffte ich ganz gewiß, diese Arbeit zu vollenden, und sie dann in die Hände derjenigen zu liefern, denen sie mit vollem Rechte zugehört; denn wem sonst als Ihnen beiden, meine Vortrefflichsten, danke ich das lang gewünschte und unschätzbare Glück, dem freien Hange meines Geistes folgen zu können? Aber meine immer wiederkehrenden Zufälle verursachten mir so viele Unterbrechungen, daß ich nun schwerlich vor Ausgang des Sommers die Endigung dieser Arbeit hoffen kann. Da sich indessen meine Gesundheit nach und nach wieder herzustellen scheint, so sehe ich mit froherem Mut der Zukunft entgegen.

Das Unternehmen, gnädigster Prinz, an das ich mich wagte — denn da ich einmal am Bekennen bin, so will ich auch nichts mehr verschweigen — ist etwas kühn, ich gestehe es, aber ein unwiderstehlicher Hang zog mich dazu hin. Mein jetziges Unvermögen, die Kunst selbst auszuüben, wozu ein frischer und freier Geist gehört, hat mir eine günstige Muße verschafft, über ihre Prinzipien nachzudenken. Die Revolution in der philosophischen Welt hat den Grund, auf dem die Ästhetik aufgeführt war, erschüttert und das bisherige System derselben, wenn man ihm anders diesen Namen geben kann, über den Haufen geworfen. Kant hat schon, wie ich Ihnen, mein Prinz, gar nicht zu sagen brauche, in seiner Kritik der ästhetischen Urteilskraft angefangen, die Grundsätze der kritischen Philosophie auch auf den Geschmack anzuwenden, und zu einer neuen Kunsttheorie die Fundamente, wo nicht gegeben, doch vorbereitet. Aber so wie es jetzt in der philosophischen Welt aussieht, dürfte die Reihe wohl zuletzt an die Ästhetik kommen, eine Regeneration zu erfahren. Unsere vorzüglichsten Denker haben mit der Metaphysik noch alle Hände voll zu tun, und jetzt scheint noch das Naturrecht und die Politik eine nähere Aufmerksamkeit zu erfordern. Der Kunstphilosophie scheint also von dieser Seite wenig Licht aufzugehen, und zu einer Zeit, wo der menschliche Geist alle Felder des Wissens beleuchtet und mustert, scheint sie allein in ihrer gewohnten Dunkelheit verharren zu müssen.

Ich glaube, daß sie ein bessres Schicksal verdient, und habe den verwegenen Gedanken gefaßt, ihr Ritter zu werden. Für jetzt zwar kann ich bloß einige flüchtige Ideen dazu liefern, weil mein Beruf zum Philosophieren noch sehr unentschieden ist, aber ich werde suchen, ihn mir zu geben. Zu Gründung einer Kunsttheorie ist es, deucht mir, nicht hineinreichend, Philosoph zu sein; man muß die Kunst selbst ausgeübt haben, und dies, glaube ich, gibt mir einige Vorteile über diejenigen, die mir an philosophischer Einsicht ohne Zweifel überlegen sein werden. Eine ziemlich lange

Ausübung der Kunst hat mir Gelegenheit verschafft, der Natur in mir selbst bei denjenigen Operationen, die nicht aus Büchern zu erlernen sind, zuzusehen. Ich habe mehr als irgend ein anderer meiner Kunstbrüder in Deutschland durch Fehler gelernt, und dies, deucht mir, führt mehr als der sichere Gang eines nie irrenden Genies zur deutlichen Einsicht in das Heiligtum der Kunst. Dies ist es ohngefähr, was ich zu Rechtfertigung meines Unternehmens im voraus anzuführen weiß; der Erfolg selbst muß das übrige entscheiden.

Und bei Ihnen, mein verehrungswürdigster Prinz, werde ich wohl keine Apologie dafür nötig haben, daß ich die wirksamste aller Triebfedern des menschlichen Geistes, die seelenbildende Kunst, zum Rang einer philosophischen Wissenschaft erhoben wünsche. Wenn ich der Verbindung nachdenke, in der das Gefühl des Schönen und Großen mit dem edelsten Teil unseres Wesens steht, so kann ich sie unmöglich für ein bloßes subjektives Spiel der Empfindungskraft halten, welches keiner anderen als empirischer Regeln fähig ist. Auch die Schönheit, dünkt mir, muß wie die Wahrheit und das Recht auf ewigen Fundamenten ruhn, und die ursprünglichen Gesetze der Vernunft müssen auch die Gesetze des Geschmacks sein. Der Umstand freilich, daß wir die Schönheit fühlen und nicht erkennen, scheint alle Hoffnung, einen allgemein geltenden Grundsatz für sie zu finden, niederzuschlagen, weil alles Urteil aus dieser Quelle bloß ein Erfahrungsurteil ist. Gewöhnhält man eine Erklärung der Schönheit nur darum für gegründet, weil sie mit dem Ausspruch des Gefühls in einzelnen Fällen übereinstimmend ist, anstatt daß man, wenn es wirklich eine Erkenntnis des Schönen aus Prinzipien gäbe, dem Ausspruch des Gefühls nur deswegen trauen sollte, weil er mit der Erklärung des Schönen übereinstimmend ist. Anstatt seine Gefühle nach Grundsätzen zu prüfen und zu berichtigen, prüft man die ästhetischen Grundsätze nach seinen Gefühlen.

Dies ist der Knoten, dessen Auflösung leider selbst Kant

für unmöglich hält. Was werden Sie also, gnädigster Prinz, zu dem Einfall eines Anfängers sagen, der erst seit gestern in das Heiligtum der Philosophie hineinblickte, nach der Erklärung eines solchen Mannes noch eine Auflösung dieses Problems zu versuchen? In der Tat würde ich nie den Mut dazu gehabt haben, wenn nicht Kants Philosophie selbst mir die Mittel dazu verschaffte. Diese fruchtbare Philosophie, die sich so oft nachsagen lassen muß, daß sie nur immer einreiße und nichts aufbaue, gibt, nach meiner gegenwärtigen Überzeugung, die festen Grundsteine her, auch ein System der Ästhetik zu errichten, und ich kann es mir bloß aus einer vorgefaßten Idee ihres Schöpfers erklären, daß er ihr nicht auch noch dieses Verdienst erwarb. Weit entfernt, mich für denjenigen zu halten, dem dieses vorbehalten ist, will ich wenigstens versuchen, wie weit der entdeckte Pfad mich führt. Führt er mich gleich nicht zum Ziel, so ist doch keine Reise ganz verloren, auf der die Wahrheit gesucht wird.

Dies leitet mich auf eine Bitte, von der ich wünschte, mein vortrefflichster Prinz, daß sie Eingang bei Ihnen finden möchte. Ich wünschte meine Ideen über die Philosophie des Schönen, ehe ich sie dem Publikum selbst vorlege, in einer Reihe von Briefen an Sie richten und Ihnen stückweise zusenden zu dürfen. Diese freiere Form wird dem Vortrage derselben mehr Individualität und Leben und der Gedanke, daß ich mit Ihnen rede und von Ihnen beurteilt werde, mir selbst ein höheres Interesse an meiner Materie geben. Reiner und lichter Sinn für Wahrheit, mit warmer Empfänglichkeit für alles, was schön und groß und gut ist, verbunden, ist das Eigentum weniger Sterblichen, und unsere mehresten Gelehrten besonders sind so ängstlich in ihre Systeme eingeschnallt, daß eine etwas ungewohnte Vorstellungsart ihre mit dreifach Erz umpanzerte Brust nicht durchdringen kann. Wenige sind es, in denen das zarte Schönheitsgefühl durch Abstraktion nicht erstickt wird, und noch weit wenigere halten es der Mühe wert, über ihre Empfindungen zu philosophieren. Ich

muß es durchaus vergessen, daß ich von solchen Menschen beurteilt werde, und nur für freie und heitre Geister, die über den Staub der Schulen erhaben sind und den Funken reiner und edler Menschheit in sich bewahren, kann ich meine Ideen und Gefühle entfalten.

Um so eher werden Sie es mir zugute halten, mein ewig hochgeschätzter Prinz, daß ich mir ein so seltenes Geschenk, als mir die Grazien in Ihnen zugeführt haben, zu versichern und mich des edeln Bandes zu bemächtigen suche, welches Philosophie und Geschmack, alles Abstandes der Verhältnisse ungeachtet, zwischen den Freunden der Weisheit und Schönheit weben. Diese beiden Gottheiten werden mir auch die Grenzen vorzeichnen, innerhalb deren ich mich dieser Freiheit bedienen darf, und mir nie erlauben, meine Wünsche weiter zu erstrecken, als einige Augenblicke Ihres dem Glück der Welt gewidmeten Lebens mit meinen philosophisch-poetischen Visionen zuweilen beschäftigen zu dürfen. Mit der respektvollsten Verehrung und Liebe nenne ich mich

Eurer Durchlaucht
verbundenster Diener
F. Schiller.

Jena, den 13. Juli 1793.

Durchlauchtigster Prinz!

Wie sehr haben Sie mich durch die gnädige Aufnahme meiner Bitte geehrt, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne in einer Reihe von Briefen vorlegen zu dürfen. Könnte das Vergnügen, das dieser unschätzbare Beweis Ihrer Wohlgewogenheit mir gewährt, noch durch etwas erhöhet werden, so würde es durch die Erklärung geschehen sein, womit Sie die mir gegebene Erlaubnis begleiteten. Sie erlassen mir, gnädigster Prinz, die Fesseln eines dogmatischen Vortrags und machen mir eben das zur Pflicht, was ich mir als eine Gunst von Ihnen hatte

erbitten wollen. Die Freiheit des Vortrags, welche Ew. Durchlaucht verlangen, ist nicht Zwang, sondern Bedürfnis für mich, und großmütig lassen Sie mir den Schein eines Verdienstes, wo ich nicht einmal eine Wahl habe. Viel zu wenig bekannt mit dem Gebrauche schulgerechter Formen, um durch Mißbrauch derselben mich zu versündigen, werde ich vor der Gefahr wenigstens sicher sein, Ihre Geduld methodisch zu ermüden. Meine Philosophie wird ihren Ursprung nicht verleugnen, und, wenn sie je verunglücken sollte, eher in den Untiefen und in den Strudeln der poetisierenden Einbildungskraft untersinken, als an den kahlen Sandbänken trockner Abstraktionen scheitern. Eine Frucht meines eigenen Nachdenkens und aus meinem beschränkten Erfahrungskreise geschöpft, wird sie sich vielmehr jedes andern Fehlers als der Sektiererei schuldig machen und eher aus eigener Gebrechlichkeit fallen, als durch Autorität und fremde Hilfe sich aufrecht erhalten. Auch da, wo ich mich an die kritische Philosophie anschließen werde (und ich leugne nicht, daß dies sehr oft geschehen dürfte), hoffe ich, die Freiheit Ihres Geistes zu respektieren und Ihrer selbstrichtenden Vernunft eine freiwillige Beistimmung abzugewinnen.

Manchen Kantischen Sätzen gibt die strenge Reinheit und die scholastische Form, in der sie aufgestellt werden, eine Härte und eine Sonderbarkeit, die ihrem Inhalte fremd ist, und von dieser Hülle entkleidet, erscheinen sie dann als die verjährten Ansprüche der allgemeinen Vernunft. Philosophische Wahrheiten, habe ich oft bemerkt, müssen in einer andern Form gefunden und in einer andern angewandt und verbreitet werden. Die Schönheit eines Gebäudes wird nicht eher sichtbar, als bis man das Geräte des Maurers und Zimmermanns hinwegnimmt und das Gerüste abbricht, hinter welchem es emporstieg. Aber die mehrsten Schüler Kants ließen sich eher den Geist als die Maschinerie seines Systems entreißen und legen eben dadurch an den Tag, daß sie mehr dem Arbeiter als dem Baumeister gleichen.

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, vortrefflichster Prinz, wie

angenehm mich Ihr Geständnis überraschte, daß Sie von der Unduldsamkeit unserer philosophischen Weltverbesserer schlecht erbaut seien, und daß Sie diese Besorgnis auch auf mich zu erstrecken scheinen, vermehrt, wenn es möglich ist, meine Ehrfurcht vor Ihrem Geiste und erhöht mein Vertrauen, da gerade dies der einzige Fehler ist, von dem ich frei zu bleiben hoffe. Ihre liberale Art zu denken verschafft mir die glückliche Freiheit, unabhängig von jedem System bloß meiner eigenen Überzeugung zu folgen. Das Reich der Vernunft ist ein Reich der Freiheit, und keine Knechtschaft ist schimpflicher, als die man auf diesem heiligen Boden erduldet. Aber viele, die sich ohne innere Befugnis darauf niederlassen, beweisen, daß sie nicht frei geboren, bloß frei gelassen sind.

Sollte ich indessen, bei noch so lebhafter Abneigung gegen Systemsucht, doch zuweilen Ihre Befürchtungen wahr machen, gnädigster Prinz, und in den unfruchtbaren Steppen der Spekulation mich verlieren, so werden Sie die Grazien mir zu Hilfe schicken und den Verirrten auf den rechten Weg zurückrufen. Ich erbitte es mir von Ihrer Gnade, schenken Sie mir nichts, verzeihen Sie mir nichts. Dulden Sie nicht, daß ich die Sache der Schönheit mit Waffen verfechte, die der Schönheit nicht würdig sind, daß ich die Vorschriften des Geschmacks in demselben Moment verletze, wo ich den Beweis für ihre Gültigkeit führe.

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ew. Durchlaucht verstattet wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihnen meine Ideen von Schönheit und schöner Kunst vorzulegen? Ist es nicht außer der Zeit, sich um die Bedürfnisse der ästhetischen Welt zu bekümmern, wo die Angelegenheiten der politischen ein so viel näheres Interesse darbieten?

Ich liebe die Kunst und was mit ihr zusammenhängt über alles, und meine Neigung, ich bekenne es, gibt ihr vor jeder andern Beschäftigung des Geistes den Vorzug. Aber es kömmt hier nicht

darauf an, was die Kunst mir ist, sondern wie sie sich gegen den menschlichen Geist überhaupt und insbesondere gegen die Zeit verhält, in der ich mich zu ihrem Sachwalter aufwerfe.

Ich möchte nicht gerne in einem andern Jahrhundert leben und für ein anderes wirken. Man ist ebenso gut Zeitbürger, als man Weltbürger, Staatsbürger, Hausvater ist. Wenn es unschicklich und unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gebräuchen des Volks, bei dem man sich aufhält, und des Zirkels, worin man lebt, loszusprechen; warum sollte es weniger Pflicht sein, sich in der Wahl seiner Tätigkeit nach dem Geschmack und dem Bedürfnis des Zeitalters zu richten?

Was an sich gut ist, möchte man vielleicht sagen, ist zu jeder Zeit gut, und das ist jede Untersuchung der Wahrheit. Aber es gibt viele Wahrheiten, die zu untersuchen sind, und bei der Wahl, die man darunter anstellt, gebührt, meiner Meinung nach, dem Zeitbedürfnis und dem Zeitgeschmack eine entscheidende Stimme.

Nun scheint aber diese Stimme keineswegs zum Vorteil der schönen Kunst auszufallen. Der Lauf der Begebenheiten im Politischen und der Gang des menschlichen Geistes im Literarischen hat dem Genius der Zeit eine solche Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der idealisierenden Kunst entfernt. Diese muß die Wirklichkeit verlassen und sich mit einer gewissen Kühnheit über das Bedürfnis der Gegenwart erheben, denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit. Jetzt aber herrscht das Bedürfnis, und der Drang der physischen Lage, die Abhängigkeit des Menschen von tausend Verhältnissen, die ihm Fesseln anlegen und ihn je mehr und mehr mit der unidealischen Wirklichkeit verstricken, hemmt freien Aufflug in die Regionen des Idealischen. Selbst die spekulierende Vernunft entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft die ihrigen erweitert.

Besonders aber ist es jetzt das politische Schöpfungswerk, was beinahe alle Geister beschäftigt. Die Ereignisse in diesem letzten

Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts sind für die Philosophen nicht weniger auffordernd und wichtig, als sie es sonst nur für den mithandelnden Weltmann sind, und Ew. Durchlaucht könnten also mit doppeltem Rechte erwarten, daß ich diesen merkwürdigen Stoff zum Gegenstand der schriftlichen Unterhaltung machte, die Sie mir mit so viel Großmut und Güte zugestanden haben.

Ein Gesetz des weisen Solon verdammt den Bürger, der bei einem Aufstande keine Partei nimmt. Wenn es je einen Fall gegeben hat, auf den dieses Gesetz könnte angewandt werden, so scheint es der gegenwärtige zu sein, wo das große Schicksal der Menschheit zur Frage gebracht ist und wo man also, wie es scheint, nicht neutral bleiben kann, ohne sich der strafbarsten Gleichgültigkeit gegen das, was dem Menschen das Heiligste sein muß, schuldig zu machen. Eine geistreiche, mutvolle, lange Zeit als Muster betrachtete Nation hat angefangen, ihren positiven Gesellschaftszustand gewaltsam zu verlassen und sich in den Naturstand zurück zu versetzen, für den die Vernunft die alleinige und absolute Gesetzgeberin ist. So sehr dieser große Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden, der sich Mensch nennt, interessieren muß, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessieren. Eine Angelegenheit, über welche sonst nur das Recht des Stärkeren und die Konvenienz zu entscheiden hätte, ist vor dem Richterstuhl reiner Vernunft anhängig gemacht und maßt sich wenigstens an, als ob sie nach Prinzipien abgeurteilt sein wollte. Jeder selbstdenkende Mensch aber darf sich (so weit er fähig ist, seine eigentümliche Vorstellungsart zu generalisieren, sein Individuum zur Gattung zu erweitern) als einen Beisitzer jenes Vernunftgerichts ansehen, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist und in den Erfolg sich verflochten sieht. Es ist nicht nur seine eigene Sache, welche bei diesem großen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, sondern es wird auch nach Gesetzen gesprochen, die er als mitbestellter Re-

präsentant der Vernunft zu diktieren berechtigt und aufrecht zu erhalten verpflichtet ist.

Was könnte also wohl, vortrefflicher Prinz, anziehender und interessanter für mich sein, als mich in das Innere dieses großen Gegenstandes mit einem ebenso geistreichen Denker als humanen Weltbürger einzulassen, der mit schönem Enthusiasmus das große Ganze der Menschheit umreicht, dessen heller und vorurteilsfreier Sinn die Vernunft rein und unverstellt widerstrahlt? Eine Unterhaltung dieses Inhalts würde einen um so größeren Reiz für mich haben, je mehr der Standort, aus welchem ich, der Privatmann, die politische Welt betrachte, von demjenigen verschieden ist, aus welchem Sie, der Fürst und mithandelnde Staatsmann, in die Flut der Ereignisse niederschauen. Was kann aber entzückender sein, als einander in der Denkart zu begegnen, wo die äußern Verhältnisse die weiteste Entfernung bewirken, und aus einem noch so unermeßlichen Abstand in der wirklichen Welt doch in demselben Mittelpunkt der Ideenwelt zu konvergieren?

Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe und zu der schriftlichen Unterhaltung, die Ew. Durchlaucht mir verstatten wollen, eine Materie in Vorschlag bringe, die von dem Lieblingsgespräch des Zeitalters so sehr entlegen ist, geschieht nicht aus überwiegender Neigung für diesen Gegenstand, obgleich ich mich einer solchen Neigung nie schämen werde; nicht meine Vorliebe für die Kunst, sondern ein Grundsatz bestimmte meine Wahl, und ich glaube, sie rechtfertigen zu können. Wenn ich also gleich in der Behandlung meines Gegenstandes höchstens auf Ihre Nachsicht Anspruch machen kann, so möchte ich über die Wahl desselben gern Ihren Beifall haben.

Wäre das Faktum wahr, — wäre der außerordentliche Fall wirklich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron erhoben und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, so wollte ich auf ewig

von den Musen Abschied nehmen und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Tätigkeit widmen. Aber dieses Faktum ist es eben, was ich zu bezweifeln wage. Ja, ich bin soweit entfernt, an den Anfang einer Regeneration im Politischen zu glauben, daß mir die Ereignisse der Zeit vielmehr alle Hoffnungen dazu auf Jahrhunderte benehmen.

Ehe diese Ereignisse eintraten, gnädigster Prinz, konnte man sich allenfalls mit dem lieblichen Wahne schmeicheln, daß der unmerkliche, aber ununterbrochene Einfluß denkender Köpfe, die seit Jahrhunderten ausgestreuten Keime der Wahrheit, der aufgehäufte Schatz von Erfahrung die Gemüter allmählich zum Empfang des Bessern gestimmt und so eine Epoche vorbereitet haben müßten, wo die Philosophie den moralischen Weltbau übernehmen und das Licht über die Finsternis siegen könnte. So weit war man in der theoretischen Kultur vorgedrungen, daß auch die ehrwürdigsten Säulen des Aberglaubens zu wanken anfingen und der Thron tausendjähriger Vorurteile schon erschüttert ward. Nichts schien mehr zu fehlen als das Signal zur großen Veränderung und eine Vereinigung der Gemüter. Beides ist nun gegeben — aber wie ist es ausgeschlagen?

Der Versuch des französischen Volks, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht, und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Teil Europas, und ein ganzes Jahrhundert, in Barbarei und Knechtschaft zurückgeschleudert. Der Moment war der günstigste, aber er fand eine verderbte Generation, die ihn nicht wert war, und weder zu würdigen noch zu benutzen wußte. Der Gebrauch, den sie von diesem großen Geschenk des Zufalls macht und gemacht hat, beweist unwidersprechlich, daß das Menschengeschlecht der vormundschaftlichen Gewalt noch nicht entwachsen ist, daß das liberale Regiment der Vernunft da noch zu frühe kommt, wo man kaum damit fertig wird, sich der brutalen

Gewalt der Tierheit zu erwehren, und daß derjenige noch nicht reif ist zur bürgerlichen Freiheit, dem noch so vieles zur menschlichen fehlt.

In seinen Taten malt sich der Mensch — und was für ein Bild ist das, das sich im Spiegel der jetzigen Zeit uns darstellt? Hier die empörendste Verwilderung, dort das entgegengesetzte Extrem der Erschlaffung: die zwei traurigsten Verirrungen, in die der Menschencharakter versinken kann, in einer Epoche vereint!

In den niedern Klassen sehen wir nichts als rohe gesetzlose Triebe, die sich nach aufgehobenem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wut ihrer tierischen Befriedigung zueilen. Es war also nicht der moralische Widerstand von innen, bloß die Zwangsgewalt von außen, was bisher ihren Ausbruch zurückhielt. Es waren also nicht freie Menschen, die der Staat unterdrückt hatte, nein, es waren bloß wilde Tiere, die er an heilsame Ketten legte. Hätte der Staat die Menschheit wirklich unterdrückt, wie man ihm schuld gibt, so müßte man Menschheit sehen, nachdem er zertrümmert worden ist. Aber der Nachlaß der äußern Unterdrückung macht nur die innere sichtbar, und der wilde Despotismus der Triebe heckt alle jene Untaten aus, die uns in gleichem Grad anekeln und schaudern machen.

Auf der andern Seite geben uns die zivilisierten Klassen den noch widrigeren Anblick der Erschlaffung, der Geistesschwäche und einer Versunkenheit des Charakters, die um so empörender ist, je mehr die Kultur selbst daran teilhat. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner Verderbnis das Abscheulichere sei, aber die Erfahrung bestätigt sie auch hier. Wenn die Kultur ausartet, so geht sie in eine weit bösartigere Verderbnis über, als die Barbarei je erfahren kann. Der sinnliche Mensch kann nicht tiefer als zum Tier herabstürzen; fällt aber der aufgeklärte, so fällt er bis zum Teuflischen herab und treibt ein ruchloses Spiel mit dem Heiligsten der Menschheit.

Die Aufklärung, deren sich die höheren Stände unsers Zeitalters nicht mit Unrecht rühmen, ist bloß theoretische Kultur und zeigt, im ganzen genommen, so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnung, daß sie vielmehr bloß dazu hilft, die Verderbnis in ein System zu bringen und unheilbarer zu machen. Ein raffinierter und konsequenter Epikurism hat angefangen, alle Energie des Charakters zu ersticken, und die immer fester sich zuschnürende Fessel der Bedürfnisse, die vermehrte Abhängigkeit der Menschheit vom Physischen hat es allmählich dahin geleitet, daß die Maxime der Passivität und des leidenden Gehorsams als höchste Lebensregel gilt. Daher die Beschränktheit im Denken, die Kraftlosigkeit im Handeln, die klägliche Mittelmäßigkeit im Hervorbringen, die unser Zeitalter zu seiner Schande charakterisiert. Und so sehen wir den Geist der Zeit zwischen Barbarei und Schlaffheit, Freigeisterei und Aberglauben, Roheit und Verzärtelung schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht der Laster, was das Ganze noch zusammenhält.

Und ist dieses nun die Menschheit, möchte ich fragen, für deren Rechte der Philosoph sich verwendet, die der edle Weltbürger in Gedanken hat, und an welcher ein neuerer Solon seine Ideen von einer Staatsverfassung realisieren möchte? Ich zweifle sehr. Nur seine Fähigkeit, als ein sittliches Wesen zu handeln, gibt dem Menschen Anspruch auf Freiheit; ein Gemüt aber, das nur sinnlicher Bestimmungen fähig ist, ist der Freiheit so wenig wert, als empfänglich. Alle Reform, die Bestand haben soll, muß von der Denkungsart ausgehen, und wo eine Verderbnis in den Prinzipien herrscht, da kann nichts Gesundes, nichts Gutartiges aufkeimen. Nur der Charakter der Bürger erschafft und erhält den Staat und macht politische und bürgerliche Freiheit möglich. Denn wenn die Weisheit selbst in Person von Olymp herabstiege und die vollkommenste Verfassung einführte, so müßte sie ja doch Menschen die Ausführung übergeben.

Wenn ich also, gnädigster Prinz, über die gegenwärtigen poli-

tischen Bedürfnisse und Erwartungen meine Meinung sagen darf, so gestehe ich, daß ich jeden Versuch einer Staatsverbesserung aus Prinzipien (denn jede andere ist bloßes Not- und Flickwerk) so lange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für schwärmerisch halte, bis der Charakter der Menschheit von seinem tiefen Verfall wieder emporgehoben worden ist — eine Arbeit für mehr als ein Jahrhundert. Man wird zwar unterdessen von manchem abgestellten Mißbrauch, von mancher glücklich versuchten Reform im Einzelnen, von manchem Sieg der Vernunft über das Vorurteil hören, aber was hier zehn große Menschen aufbauten, werden dort funfzig Schwachköpfe wieder niederreißen. Man wird in andern Weltteilen den Negern die Ketten abnehmen und in Europa den — Geistern anlegen. Solange aber der oberste Grundsatz der Staaten von einem empörenden Egoismus zeugt, und so lange die Tendenz der Staatsbürger nur auf das physische Wohlsein beschränkt ist, so lange, fürchte ich, wird die politische Regeneration, die man so nahe glaubte, nichts als ein schöner philosophischer Traum bleiben.

Soll man also aufhören, darnach zu streben? Soll man gerade die wichtigste aller menschlichen Angelegenheiten einer gesetzlosen Willkür, einem blinden Zufall anheimstellen, während daß das Reich der Vernunft nach jeder andern Seite zusehends erweitert wird? Nichts weniger, gnädigster Prinz. Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Zentrum aller Kultur — aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grund eines veredelten Charakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann.

Vielleicht dürften Sie mir einwenden, Durchlauchtigster Prinz, daß hier ein Zirkel sei, und daß der Charakter des Bürgers ebenso gut von der Verfassung abhänge, als diese auf dem Charakter des Bürgers ruht. Ich gebe dieses zu und behaupte also, daß man, um diesen

Zirkel zu vermeiden, entweder auf Mittel denken muß, dem Staat aufzuhelfen, ohne den Charakter dabei zu Hilfe zu nehmen, oder dem Charakter beizukommen, ohne den Staat dabei nötig zu haben. Das erste enthält einen Widerspruch, weil sich keine Verfassung erdenken läßt, die von der Gesinnung der Bürger unabhängig wäre. Vielleicht aber findet sich Rat zu dem zweiten, und es lassen sich zu Veredlung der Denkungsart Quellen eröffnen, die von dem Staat nicht abgeleitet sind und sich also bei allen Mängeln desselben rein und lauter erhalten.

Auf den Charakter wird bekanntlich durch Berichtigung der Begriffe und durch Reinigung der Gefühle gewirkt. Jenes ist das Geschäft der philosophischen, dieses vorzugsweise der ästhetischen Kultur. Aufklärung der Begriffe kann es allein nicht ausrichten, denn von dem Kopf ist noch ein gar weiter Weg zu dem Herzen, und bei weitem der größere Teil der Menschen wird durch Empfindungen zum Handeln bestimmt. Aber das Herz allein ist ein ebenso unsicherer Führer, und die zarteste Empfindsamkeit wird nur ein desto leichterer Raub der Schwärmerei, wenn ein heller Verstand sie nicht leitet. Gesundheit des Kopfes wird also mit der Reinheit des Willens zusammentreffen müssen, wenn der Charakter vollendet heißen soll.

Das dringendere Bedürfnis unseres Zeitalters scheint mir die Veredlung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens zu sein, denn für die Aufklärung des Verstandes ist schon sehr viel getan worden. Es fehlt uns nicht sowohl an der Kenntnis der Wahrheit und des Rechts als an der Wirksamkeit dieser Erkenntnis zu Bestimmung des Willens, nicht sowohl an Licht als an Wärme, nicht sowohl an philosophischer als an ästhetischer Kultur. Diese letztere halte ich für das wirksamste Instrument der Charakterbildung und zugleich für dasjenige, welches von dem politischen Zustand vollkommen unabhängig und also auch ohne Hilfe des Staats zu erhalten ist.

Und hier ist es nun, gnädigster Prinz, wo die Kunst und der

Geschmack ihre bildende Hand an den Menschen legen und ihren veredelnden Einfluß beweisen. Die Künste des Schönen und Erhabenen beleben, üben und verfeinern das Empfindungsvermögen, sie erheben den Geist von den groben Vergnügungen des Stoffes zum reinen Wohlgefallen an bloßen Formen und gewöhnen ihn, auch in seine Genüsse Selbsttätigkeit zu mischen. Die wahre Verfeinerung der Gefühle besteht aber jederzeit darin, daß der höhern Natur des Menschen und dem göttlichen Teil seines Wesens, seiner Vernunft und seiner Freiheit ein Anteil daran verschafft wird.

Wenn Sinnes Lust und Sinnes Schmerz,
Vereinigt um des Menschen Herz
Den tausendfachen Knoten schlingen,
Und zu dem Staub ihn niederziehn
Wer ist sein Schutz? Wer rettet ihn?
Die Künste, die an goldnen Ringen
Ihn aufwärts zu der Freiheit ziehn,
Und durch den Reiz veredelter Gestalten
Ihn zwischen Erd und Himmel schwebend halten.

Zwar ist nicht zu leugnen, daß auch die Kunst (die redende sowohl als die bildende) gerne an den Geist des Jahrhunderts sich anschmiegt. Wenn sich der beurteilende Geschmack zum Gemeinen und Schlechten wendet, so nimmt auch der hervorbringende nicht selten eine ähnliche Richtung, denn der Künstler wird zum Teil doch durch seine Zeit gebildet und will seiner Zeit gefallen. Aber wenn es ihm gleich erlaubt ist, sich an den Geist des Jahrhunderts anzuschließen, so soll er doch seine Gesetze nicht von demselben empfangen. Die Gesetze der Kunst sind nicht in den wandelbaren Formen eines zufälligen und oft ganz entarteten Zeitgeschmacks, sondern in dem Notwendigen und Ewigen der menschlichen Natur, in den Urgesetzen des Geistes, gegründet. Aus dem göttlichen Teil unsers Wesens, aus dem ewig reinen Äther ideali-

scher Menschheit strömt der lautere Quell der Schönheit herab, unangesteckt von dem Geist des Zeitalters, der tief unter ihm in trüben Strudeln dahinwallt. Daher kann auch die Kunst, mitten unter einem barbarischen und unwürdigen Jahrhundert, rein wie eine Himmlische wandeln, sobald sie nur ihres hohen Ursprungs eingedenk bleibt und sich nicht selbst zur Sklaverei niedrigerer Absichten und Bedürfnisse erniedrigt. So wandelt noch jetzt der griechische Geist in seinen wenigen Überresten durch die Nacht unsers nordischen Zeitalters, und sein elektrischer Schlag weckt manche verwandte Seele zum Gefühl ihrer Größe auf.

Damit aber der Kunst nicht das Unglück begegne, zur Nachahmung des Zeitgeistes herunter zu sinken, den sie zu sich erheben soll, so muß sie Ideale haben, die ihr unaufhörlich das Bild des höchsten Schönen vorhalten, wie tief auch das Zeitalter sich entwürdigen mag, so muß sie durch ein eigenes Gesetzbuch sowohl vor dem Despotismus eines lokalen und einseitigen Geschmacks als vor der Anarchie eines verwilderten (vor Barbarei) sicher gestellt werden. Ideale besitzt sie zum Teil schon in den unsterblichen Mustern, die der griechische und der ihm verwandte Genius einiger Neueren gebar, und die, ewig unerreicht, jeden Wechsel des Modegeschmacks überdauern werden. Aber ein Gesetzbuch ist es, woran es ihr bisher gemangelt hat, und dieses ihr zu verschaffen, eins der schwersten Probleme, welche die philosophierende Vernunft sich aufgeben kann — denn was kann schwerer sein, als die Wirkungen des Genies unter Prinzipien zu bringen und die Freiheit mit Notwendigkeit zu vereinigen.

Werde ich mir nun nicht zu viel schmeicheln, Durchlauchtigster Prinz, wenn ich hoffe, Sie überzeugt zu haben, daß eine Philosophie des Schönen von dem Bedürfnis des Zeitalters nicht so entlegen sei, als es scheinen möchte, und daß dieser Gegenstand selbst die Aufmerksamkeit des politischen Philosophen verdiene, weil jede gründliche Staatsverbesserung mit Veredlung des Charakters beginnen, dieser aber an dem Schönen und Erhabenen sich aufrichten muß?

Aber vielleicht hat meine Vorliebe für schöne Wissenschaft und Kunst mich hingerissen, ihnen Wirkungen zuzutrauen, deren sie nicht fähig sind. Vielleicht hätte ich vor allem andern den Einfluß ästhetischer Kultur auf die sittliche außer Zweifel setzen sollen. Erlauben Sie mir also, gnädigster Prinz, daß ich die Ausführung dieses Beweises dem folgenden Brief aufbehalte, da der gegenwärtige seine Grenzen schon so weit überschritten hat.

Möchte dieser erste Versuch, Materien von dieser ungeschmeidigen Natur in das leichte Gewand eines Briefs einzukleiden, Ew. Durchlaucht nicht abgeschreckt haben, sich diese Unterhaltung noch fernerhin von mir gefallen zu lassen! Mit rascheren Schritten kann ich den angefangenen Weg jetzt verfolgen, nachdem ich damit fertig geworden bin, die Karte des Landes aufzunehmen, durch welches Ihre ermunternde Aufmerksamkeit mich begleiten will; und so lange mußte ich diesen ersten Brief zurückhalten. Jetzt bin ich vollkommen frei und werde mich in vollem Maße der gnädigen Erlaubnis bedienen, womit Ew. Durchlaucht mich erfreuet haben.

Zugleich unterstehe ich mich, einen gedruckten Aufsatz von verwandtem Inhalte beizulegen, in dem ich einige der Ideen angekündigt und niedergelegt habe, deren nähere Entwicklung mich nunmehr beschäftigen wird.

Baggesen, der gegenwärtig noch hier ist, verschafft mir sehr angenehme Stunden, und die schönsten darunter sind immer diejenigen, wo er uns das Bild eines Prinzen zeichnet, der seinem Herzen der unerschöpflichste Gegenstand ist und der stets einer der teuersten sein und bleiben wird von dem Herzen desjenigen, der sich mit tiefster Devotion und Ehrfurcht nennt

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht
untertänigsten und verbundensten

Jena, den 13. Juli 1793. Friedrich Schiller.

Durchlauchtigster Prinz!

In dem Zeitraum, der zwischen Absendung dieses und des vorhergehenden Briefes verflossen ist, habe ich mein Vaterland nach einer vieljährigen Verbannung aus demselben wiedergesehen, ich bin Vater eines Sohnes geworden und habe neue langwierige Anfälle meiner alten Krankheit ausgestanden. Dieser Zusammenfluß fröhlicher Zerstreuungen und trauriger Zufälle verzögerte die Vollendung und Absendung des Einschlusses, und ich verliere jetzt keinen Augenblick, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Wie aufmunternd war mir die Versicherung Eurer Durchlaucht, daß dieser Briefwechsel Ihnen einige Unterhaltung verschafft, und daß Sie einen raschen Gang desselben nicht ungern sehen. Auch hoffe ich, Ihnen durch die Folge zu beweisen, daß es nicht meine, sondern meines Schicksals Schuld ist, wenn ich bisher hinter Ihren Erwartungen und meinen eigenen Wünschen zurückgeblieben bin.

Aber eine Verbindlichkeit auf meiner Seite darf auf der Ihrigen, vortrefflichster Prinz, durchaus keine nach sich ziehen. Jeder Federzug von Ihrer Hand, womit Sie meine Briefe zu beantworten würdigen, wird mir ein kostbares Geschenk sein; aber es zu erwarten werde ich mir nie erlauben. Es ist nichts, was ich gegen Menschen, die ich hochschätze und liebe, weniger verletzen möchte, als ihre Freiheit. Eine sehr schmeichelhafte Stelle Ihres Briefes, worin Eure Durchlaucht sich herablassen, mir einen Grund Ihrer verzögerten Antwort anzugeben, veranlaßt mich zu dieser Erklärung.

Baggesen hat mir Eure Durchlaucht gerade so geschildert, wie Graff in Dresden und jeder gute Bildnismaler porträtiert. Er hat Ihnen keine fremde Züge geliehen, und dies allein nenne ich ein Gemälde schmeicheln; er hat bloß die Ihrigen idealisiert und der Zeichnung, die er mir von Ihnen machte, durch den Ausdruck seiner Empfindungen ein erhöheteres Kolorit gegeben. Einen Cha-

rakter verschönern und einen Charakter idealisieren sind mir aber zwei ganz verschiedene Dinge. Dieses letzte kann nur der vortreffliche Künstler; jenes ist der gewöhnliche Behelf des mittelmäßigen. Jeder individuelle Menschencharakter ist wieder seine eigene Gattung, und die augenblicklichen Erscheinungsweisen sind nur verschiedene Arten dieser Gattung. Diese augenblicklichen Erscheinungsweisen sind zum Teil zufällig, weil äußere vorübergehende Umstände darauf Einfluß haben, und weil sie nicht vom Charakter allein ausgehen, so können sie auch kein treues Bild desselben sein. Um dieses treue Bild zu erhalten, muß man das Innere und Bleibende, was ihnen zum Grund liegt, von dem Zufälligen abzusondern wissen, man muß die Gattung oder das Generische dieser Individualität aufsuchen, und das nenne ich ein Porträt idealisieren. Die Eigentümlichkeit eines Charakters verliert bei dieser Operation nicht nur gar nichts, sondern sie kann nur auf diesem einzigen Wege gefunden werden; denn weil man nur das Zufällige und was von außen kommt, davon abgezogen hat, so muß das Innere und Bleibende desto reiner zurückbleiben. Freilich wird ein, auf diese Art entworfenes Bild dem Original in keinem einzigen Momente vollkommen gleichen, aber es wird ihm im ganzen desto treuer sein.

Ein solches Bild hat mir Baggesen, vielleicht ohne es zu wissen oder zu wollen, von Eurer Durchlaucht entworfen, und die treffende Übereinstimmung dieses Bilds mit allem dem, worin Ihr Geist und Herz sich mir offenbaren konnte, verbürgt mir die Echtheit seiner Schilderung. Erlauben Sie mir also, mein hochachtungswürdigster Prinz, daß ich Ihnen die Gerechtigkeit erzeige, die Sie selbst sich zu versagen scheinen.

Ich habe mich in einigen Stellen meines vorigen Briefes etwas unbestimmt ausgedrückt, und Eure Durchlaucht geben mir durch Ihre geistreiche Bemerkung Gelegenheit, meinen Fehler zu verbessern. Ich habe das Bedürfnis unserer Zeit auf die praktische Ausbildung eingeschränkt und der theoretischen Kultur des Jahrhunderts ein

günstigeres Zeugnis gegeben, als sie Ihnen, gnädigster Prinz, bis jetzt zu verdienen scheint. Vielleicht kann ich durch eine bestimmtere Erklärung Ihren Zweifel auflösen.

Es ist vollkommen wahr, wie Eure Durchlaucht behaupten, daß der größere Teil des Übels, welches wir dem laufenden Jahrhundert zum Vorwurf machen, in nicht genug berichtigten Begriffen und Vorurteilen seinen Grund hat und von einer Verfinsterung der Köpfe zeugt, die dem Zeitalter der Aufklärung sehr wenig Ehre bringt. Mangel an theoretischer Kultur ist daher allerdings eine der nächsten Ursachen der Verwilderung, an der unsere Zeitgenossen krank liegen — eine der nächsten Ursachen, aber die letzte nicht. Denn ich frage wieder: woher dieser Mangel theoretischer Kultur bei allen Riesenschritten der Philosophie, bei allem Licht, das eine gründlichere Kenntnis der Natur, ein tieferes Studium des Menschen und seiner Verhältnisse aufsteckte, bei allen Bemühungen denkender Köpfe, diese Kenntnisse zu verbreiten und allgemein zu machen? Das Magazin ist gefüllt und aller Welt geöffnet, aus dem der gemeinste Menschenverstand Licht und Wahrheit schöpfen kann — warum sind derer so wenige, welche daraus schöpfen? Das Zeitalter ist aufgeklärt, damit will ich sagen, die Kenntnisse sind wirklich gefunden und ausgestellt, welche unsre Begriffe berichtigen könnten. Eine gesündere Philosophie hat die Wahnbegriffe unterwühlt, worauf der Aberglaube seinen Schattenthron erbaute, — warum steht dieser Thron noch jetzt? Eine beßre Moral hat unsre Politik, unsre Legislation, unser Staatsrecht gemustert, und das Barbarische in unsern Gewohnheiten, das Mangelhafte in unsern Gesetzen, daß Ungereimte in unsern Konvenienzen und Sitten aufgedeckt — woran liegt es, daß wir nichtsdestoweniger noch Barbaren sind?

Es muß also in den Gemütern der Menschen etwas vorhanden sein, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell strahlte, im Wege steht, und was sie hindert, sich in den Besitz des Bessern zu setzen, das ihnen zur Schau getragen wird. Die

Alten haben es geahndet, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: Sapere aude.

Ermanne dich, weise zu sein. Kraft und Energie des Entschlusses gehört also dazu, die Hindernisse zu besiegen, welche teils die natürliche Trägheit des Geistes, teils die Feigheit des Herzens der Aufnahme der Wahrheit entgegensetzen. Nicht umsonst wird uns die Weisheitsgöttin in der Fabel als eine Kriegerin vorgestellt, die in voller Rüstung aus Jupiters Haupte stieg. Denn schon die erste Verrichtung der Weisheit in den Köpfen ist kriegerisch. Schon in ihrer Geburt muß sie den schweren Kampf mit der Sinnlichkeit bestehen, die sich unter fremder Vormundschaft viel zu wohl befindet, als daß sie die Epoche der Mündigkeit nicht so weit als möglich zurücksetzen sollte.

Der zahlreichere Teil der Menschen wird durch den harten Kampf mit dem physischen Bedürfnis viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und innern Kampf mit Wahnbegriffen und Vorurteilen aufraffen sollte. Das ganze Maß seiner Kraft erschöpft die Sorge für das Notwendige, und hat er dieses mühsam errungen, so ist Ruhe und nicht neue Geistesarbeit sein Bedürfnis. Zufrieden, daß er selbst nur nicht denken darf, läßt er andre gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen und erspart sich durch eine blinde Resignation in fremde Weisheit die saure Notwendigkeit der eigenen Prüfung. Geschieht es, daß in seinem Kopf und Herzen sich höhere Bedürfnisse regen, so ergreift er mit hungrigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten, und womit es ihnen von jeher gelungen ist, das erwachte Freiheitsgefühl ihrer Mündel abzufinden.

Man wird daher immer finden, daß die gedrücktesten Völker auch die borniertesten sind; daher muß man das Aufklärungswerk bei einer Nation mit Verbesserung ihres physischen Zustandes beginnen. Erst muß der Geist vom Joch der Notwendigkeit losgespannt werden, ehe man ihn zur Vernunftfreiheit führen kann.

Und auch nur in diesem Sinn hat man recht, die Sorge für das physische Wohl der Bürger als die erste Pflicht des Staats zu betrachten. Wäre das physische Wohl nicht die Bedingung, unter welcher allein der Mensch zur Mündigkeit seines Geistes erwachen kann; um seiner selbst willen würde es bei weitem nicht so viel Aufmerksamkeit und Achtung verdienen. Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die beßre Natur in ihm regen soll.

Diese unglückliche Menschenklasse, welche ihre besten Kräfte im Ringen mit der physischen Not verzehrt, verdient indessen mehr unser Mitleid als unsre Verachtung, wenn sie nicht zum Licht der Vernunft erwacht. Aber diese Entschuldigung kommt denjenigen nicht zustatten, welche ein besseres Los vom Joch der Notwendigkeit entbindet, aber ihre eigne Wahl und Neigung zu Sklaven der Sinne macht. Was jenen der Zwang ihrer Lage verbietet, davon schreckt diese eine strafbare Weichlichkeit ab. Man muß sich ermannen zur Weisheit, und das mögen sie nicht. Der Entschluß zur Aufklärung ist ein Wagestück, welches Losreißung aus dem Schoße der Trägheit, Anspannung aller Geisteskräfte, Verleugnung vieler Vorteile und eine Beharrlichkeit des Muts erfordert, die dem verzärtelten Sohn der Lust viel zu schwer wird. Sie ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wobei man lebhafter empfindet und die freiere Phantasie sich nach eigenem Belieben bequeme Gestalten bildet, dem Tageslicht deutlicher Erkenntnisse vor, die das beliebte Blendwerk ihrer Träume verjagen. Das Unbestimmte ist ihnen gerade recht, weil sie dadurch überhoben werden, sich nach den Dingen zu richten, und sich einbilden können, der Natur das Gesetz vorzuschreiben. Sie fliehen die Aufklärung nicht bloß um der Mühe willen, womit sie erworben werden muß; sie fürchten sie ebensosehr um der Resultate willen, zu denen sie führt. Sie sind bange, die Lieblingsideen aufgeben zu müssen, denen nur die Dunkelheit günstig ist, und mit ihren Wahnbegriffen zugleich die

Grundsäulen einstürzen zu sehen, die das morsche Gebäude ihrer Glückseligkeit tragen. Wie viele Menschen gibt es, deren ganzes Lebensglück auf einem Vorurteil ruhet, das bei dem ersten ernsthaften Angriff des Verstandes zusammenfallen muß! Wie viele gibt es, die ihren ganzen Wert in der Gesellschaft auf ihren Reichtum, auf ihre Ahnen, auf körperliche Vorzüge gründen! Wie viele andre, die mit zusammengerafften Gedächtnisschätzen, mit einem unschmackhaften Witze, mit einer Scheingröße des Talents prunken und im Wahn einer Wichtigkeit glücklich sind, die keine Probe aushalten würde. Alle diese Menschen müßten die Aufklärung mit dem harten Opfer ihres besten Reichtums erkaufen; sie müßten damit anfangen, alles zu verlieren, worauf sie stolz gewesen sind, ehe sie die Vorteile der bessern Erkenntnis schmeckten. Um aber einen, dem ersten Anscheine nach, so mißlichen Tausch zu treffen, müssen sie eine Verleugnungsgabe, eine Stärke des Geistes, eine Energie des Entschlusses besitzen, die man aus den Armen der Üppigkeit selten mitzubringen pflegt. Sie müßten sich Herz fassen zur Weisheit, weil es in der Tat Herzhaftigkeit erfodert, seine gegenwärtigen Besitzungen für Güter der Erwartung aufzugeben.

Diese Männlichkeit des Geistes ist der Gegenstand praktischer Kultur, und insofern also Energie des Entschlusses nötig ist, um aus dem Zustand verworrener Begriffe zu deutlichsten Erkenntnissen überzugehen, muß der Weg zu der theoretischen Kultur durch die praktische geöffnet werden. Aus diesem Grunde, gnädigster Prinz, hielt ich mich für berechtigt, die letztere für das dringendere Bedürfnis unsrer Zeit zu erklären, weil alle Erfahrungen mich überzeugen, daß nicht sowohl objektive Hindernisse (Unzulänglichkeit der Wissenschaft) als vielmehr subjektive Hindernisse (Fehler des Willens) sich der Aufklärung entgegensetzen, und daß es bloß an der Schlaffheit des Geistes liegt, wenn wir jetzt noch das Joch der Vorurteile tragen.

Indem ich behaupte, daß die Kultur des Geschmacks diesem

Übel abhelfe und das wirksamste Mittel sei, die Gebrechen des Zeitalters zu verbessern, so bin ich weit entfernt, sie für das einzige zu halten und den großen Anteil zu übersehen, den eine gründliche Forschung der Natur und eine pragmatische Philosophie an der Bildung des Menschengeschlechts haben. Nur, ist meine Meinung, werden sich Philosophie und Erfahrung so lange umsonst vereinigen, den Menschen über das Wesen der Dinge und über seine Pflichten aufzuklären, als die subjektiven Hindernisse nicht hinweggeräumt werden, welche seinen Sinn vor der Kenntnis der Wahrheit verschließen und, wenn diese auch wirklich den Zugang zu ihm gefunden, ihm das Vermögen rauben, sich seiner bessern Einsicht gemäß zu betragen. Diese schlimme Disposition zu verbessern, ist meiner Meinung nach das Werk der ästhetischen Kultur, welche also der wissenschaftlichen beständig zur Seite gehen muß. Der Geschmack allein vermehrt unser Wissen nicht, berichtigt unsre Begriffe nicht, lehrt uns nichts über die Objekte. Die Wissenschaft allein reicht ebenso wenig hin, unsere Grundsätze nach unserm bessern Wissen umzuformen und unsre Kenntnisse zu praktischen Maximen zu erheben. Sie gibt uns nur die Materialien zur Weisheit; jener hingegen gewinnt unser Herz dafür und verwandelt sie in unser Eigentum.

Nach dieser vorläufigen Erklärung, gnädigster Prinz, glaube ich Sie auf die Fortsetzung der angefangenen Betrachtungen verweisen zu dürfen, welche in dem Einschluß enthalten ist. Nichts kann zugleich schmeichelhafter und belehrender für mich sein als Ihre Zweifel; sie überzeugen mich, daß Sie meine Ideen eines prüfenden Auges würdigen, und verschaffen mir Gelegenheit, das Mangelhafte derselben zu ergänzen.

Mit den lebhaftesten Empfindungen der Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe ersterbe ich

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht verpflichtetster

F. Schiller.

Ludwigsburg in Schwaben, den 11. Nov. 1793.

Einschluß

Durchlauchtigster Prinz!

In meinem vorigen Briefe habe ich die beiden Extreme, Verwilderung und Erschlaffung, als die herrschenden Gebrechen des gegenwärtigen Zeitalters angegeben und die Kultur des Geschmacks als das wirksamste Mittel vorgestellt, diesem doppelten Übel zu begegnen. Wie ein kultivierter Geschmack diese Wirkung leisten kann, das ist es, gnädigster Prinz, wovon der gegenwärtige Brief Sie unterhalten wird; und ich beantworte diese Frage um so lieber, weil sie mir Gelegenheit gibt, ein Mißverständnis zu berichtigen, das nicht selten auch das Urteil philosophischer Köpfe über diesen Gegenstand irre leitet.

Es ist schon so oft wiederholt worden, daß ein verfeinertes Gefühl des Schönen Charakter und Sitten veredle, daß es vielleicht überflüssig scheint, diese Materie einer neuen Untersuchung zu unterwerfen. Man beruft sich auf das Beispiel der gesittetsten aller Nationen des Altertums, die der Schönheit bekanntlich auch am meisten gehuldigt hat, und auf das entgegengesetzte Beispiel jener barbarischen Völker alter und neuer Zeit, die ihre Vernachlässigung des Geschmacks durch eine traurige Verwilderung büßen. Aber so sehr auch diese Erfahrungen zum Vorteil der schönen Künste zu sprechen scheinen, so fällt es dennoch zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Faktum zu leugnen oder die Rechtmäßigkeit der Schlußfolge anzugreifen. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Verwilderung, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so günstig von jener Verfeinerung, die man an den gebildeten preiset. Ja, sie gehen so weit, zu behaupten, daß der Gewinn das Opfer nicht wert sei. Schon im Altertum gab es Männer, die die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohltat hielten, und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten des Geschmacks den Eintritt in ihre Republik zu verweigern.

Und in der Tat wird man kaum einen einzigen Fall in der Geschichte aufweisen können, wo ästhetische Kultur mit bürgerlicher Tugend und politischer Freiheit Hand in Hand gegangen wäre. Solange Griechenland seine Unabhängigkeit behauptete und unter seinen Bürgern Miltiaden, Aristiden und Epaminondasse zählte, waren Geschmack und Kunst noch in ihrer Kindheit; als unter Perikles und Alexandern das goldene Alter der Künste erschien, war es vorbei mit Griechenlands Tugend und Freiheit. Die Römer, wissen wir, mußten sich erst unter das Joch der Julischen Familie beugen, ehe sie die griechische Kunst adoptierten und den sanften Einfluß der Grazien und Musen empfanden. Auch den Arabern ging die Morgenröte der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter der unumschränkten Herrschaft der Abbassiden erschlafft war. In dem neuern Italien erschien bekanntlich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der republikanische Geist unterdrückt war und der herrliche Lombardische Bund sich aufgelöst hatte. Ich darf Eure Durchlaucht nicht erst an das Beispiel Frankreichs erinnern, das die Epoche seiner Verfeinerung von der Epoche seiner völligen Unterjochung datiert und in der Person seines vierzehnten Ludwigs zugleich den Wiederhersteller des Geschmacks verehrt und den furchtbarsten Unterdrücker seiner Freiheit verabscheut. Wo wir nur hinsehen in der Geschichte, finden wir, daß Geschmack und Freiheit einander fliehen und die Kunst nur auf dem Grabe des Heroismus sich ihren Thron aufrichtet.

Und doch ist gerade diese Energie des Charakters, womit gewöhnlich die ästhetische Verfeinerung erkauft wird, die wirksamste Feder alles Großen und Trefflichen im Menschen, die kein andrer noch so großer Vorzug ersetzen kann. Wenn es also wirklich an dem wäre, daß die Kultur des Geschmacks notwendig damit erkauft werden müßte, so hätte man in der Tat großes Unrecht, die ästhetische Kultur als das Werkzeug zu betrachten, wodurch die sittliche befördert wird. Auf diesen erschlaffenden Einfluß des

Schönen berufen sich gewöhnlich auch die Verächter desselben, um die Künste des Geschmacks als die schlimmsten Feinde der Menschheit zu verschreien, und diese Beschuldigung wird nur allzuoft durch den Geist der Frivolität, Oberflächlichkeit, Willkürlichkeit und Spielerei gerechtfertigt, der die Liebhaber des Schönen sowohl im Denken als Handeln zu charakterisieren pflegt. Die schöne Welt im Gegenteil setzt den wohltätigen Einfluß der Schönheitsgefühle vorzugsweise in diese ihre schmelzende Kraft,

Scilicet ingenium placida mollitur ab arte

und an einem andern Ort:

— Didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros,

und zum Beweis davon läßt sie uns den barbarischen Geschmack und die Rohigkeit bemerken, wodurch sich die Grazien an ihren Feinden zu rächen pflegen. Vielleicht haben beide Teile nicht so ganz unrecht, und es ist der Mühe nicht unwert, den Grund eines Streits aufzudecken, der zwei gleich achtungswürdige Parteien, die gelehrte und die schöne Welt, schon so lange verhindert hat, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der Grund dieses Widerspruchs liegt augenscheinlich in der gemischten Natur des Menschen und in dem doppelten Bedürfnis, das daraus herfließt. Beide Parteien streiten bloß deswegen, weil jede ein andres Bedürfnis der Menschheit vor Augen hat, und sie haben bloß darin unrecht, daß jede ausschließend nur auf ein einziges Bedürfnis achtet. Der ganze Widerspruch löst sich auf, sobald wir seine Quelle entdeckt haben werden.

Der Mensch, als sinnliches Wesen, wird durch Triebe geleitet, die ohne Aufhören geschäftig sind, seine rationale Freiheit zu unterdrücken, d. i. ihn des Vermögens zu berauben, sich nach Grundsätzen zu bestimmen. Diese blinde Macht der Natur in ihm, diese bloß sinnliche Energie darf nicht nur, sondern muß gebrochen werden, und eine Erschlaffung in diesem Sinn ist ein notwendiger

großer Schritt zur Kultur. Der erschlaffende Einfluß des Schönen ist also unstreitig eine Wohltat, insofern er sich nur an der Sinnlichkeit äußert; und die Verfechter des Schönen haben vollkommen recht, solange sie nur den rohen Naturmenschen oder die rohe Natur in dem kultivierten vor Augen haben.

Aber diese Erschlaffung der Sinnlichkeit, welche das Schöne bewirken soll und die Würde des Menschen erheischt, darf nicht von sinnlichem Kraftmangel und Erschöpfung herrühren, sondern die Selbsttätigkeit des Geistes muß ihre Quelle sein, und die Freiheit der Vernunft muß der Macht der Naturtriebe Grenzen setzen. Diese Schmelzung und Erschlaffung, welche der Dichter meint, ist keine Wirkung der Schwäche, welche nur Verachtung verdiente; sie ist die Wirkung einer höhern und geistigen Tätigkeit, sie ist eine Handlung des Geistes. Nur an den Geist darf der Sinn verlieren.

Die erschlaffende Wirkung des Schönen hört also auf, wohltätig zu sein, und wird verderblich, sobald sie sich an der Geistigkeit äußert, und die Verächter desselben haben also vollkommen recht, ihm aus dieser Eigenschaft einen Vorwurf zu machen, sobald sie dieselbe auf den rationalen Menschen anwenden.

Der sinnliche Mensch kann nicht genug aufgelöst, der rationale nicht genug angespannt werden, und alles, was zur Kultur der Menschlichkeit getan werden kann, läuft auf diese Regel hinaus: „die sinnliche Energie durch die geistige zu beschränken".

Wenn also die ästhetische Bildung diesem doppelten Bedürfnis begegnet, wenn sie auf der einen Seite die rohe Gewalt der Natur entwaffnet und die Tierheit erschlafft, wenn sie auf der andern die selbsttätige Vernunftkraft weckt und den Geist wehrhaft macht, so (und auch nur so) ist sie geschickt, ein Werkzeug zur sittlichen Bildung abzugeben. Diese doppelte Wirkung ist es, die ich von der schönen Kultur unnachlaßlich fodre, und wozu sie auch im Schönen und Erhabenen die nötigen Werkzeuge findet.

Vermittelst des Schönen arbeitet sie der Verwilderung, ver-

mittelst des Erhabenen der Erschlaffung entgegen, und nur das genaueste Gleichgewicht beider Empfindungsarten vollendet den Geschmack. Die bloße Empfänglichkeit für das Erhabene reicht bei weitem nicht hin, den Menschen aus dem Stand der Wildheit zu reißen, und ebenso wenig kann eine einseitige Richtung des Geschmacks zu dem Schönen ihn vor Weichlichkeit schützen. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß die erhabene Anspannung des Gemüts, wo keine Schönheitsgefühle sie mildern, eine gewisse Härte, ja oft sogar Roheit begünstigt, und daß im Gegenteil die Hinschmelzung des Gemüts bei dem Schönen, wo das Erhabene nicht entgegen arbeitet, zuletzt in Entnervung ausartet. Denn eben, weil die Wirkung des Erhabenen ist, das Gemüt zu spannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur allzuleicht, daß mit dem Charakter auch die Affekte erstarken und die sinnliche Natur an einem Kraftgewinne teilnimmt, der nur der geistigen gelten sollte; daher findet man in den heroischen Weltaltern die erhabensten Tugenden oft mit den rohesten Lastern gepaart. Und weil die Wirkung des Schönen ist, das Gemüt aufzulösen, so geschieht es ebenso leicht, daß mit der rohen Energie der Affekte auch zuletzt der Charakter schmilzt und die geistige Natur an einer Abspannung teilnimmt, die nur der sinnlichen gelten sollte; daher findet man in den verfeinerten Weltaltern das zärteste Gefühl für Harmonie, Schönheit und Ordnung nicht selten mit der schändlichsten Entwürdigung des Charakters gepaart.

Für den Menschen aus der Hand der Natur ist also nicht sowohl das Erhabene als das Schöne Bedürfnis; denn von Größe und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für die Reize der Schönheit anfängt, empfindlich zu werden. Für den Menschen aus der Hand der Kunst ist hingegen das Erhabene Bedürfnis, denn nur allzu gerne verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüber brachte.

Durch diese Unterscheidung, gnädigster Prinz, die mir auf Vernunft und Erfahrung gegründet scheint, wird, wie ich glaube, die

Mißhelligkeit gehoben, die man in den Urteilen der Menschen über den Wert der ästhetischen Kultur und ihren Zusammenhang mit der sittlichen antrifft, und zugleich wird dadurch der Gesichtspunkt eröffnet, aus welchem das Verhältnis des Geschmacks und der Künste zu der Menschheit im ganzen gewürdigt werden muß. Ich habe also die doppelte Behauptung zu rechtfertigen: erstlich, daß es das Schöne sei, was den rohen Sohn der Natur verfeinert, und den bloß sensualen Menschen zu einem rationalen erziehen hilft; zweitens, daß es das Erhabene sei, was die Nachteile der schönen Erziehung verbessert, dem verfeinerten Kunstmenschen Federkraft erteilt und mit den Vorzügen der Verfeinerung die Tugenden der Wildheit vereinbart.

Wenn Eure Durchlaucht mich jetzt eine Zeitlang vielleicht zu dogmatisch finden, so vergeben Sie es für diesmal dem Inhalt, der nicht wohl eine freiere Behandlung zuläßt, ohne an Bündigkeit, worauf es hier vorzüglich ankommt, zu verlieren. Vielleicht gelingt es mir, die schwerfälligere Form durch das Interesse des Stoffs wieder gut zu machen, und Ihren reinen Wahrheitssinn desto eher zu befriedigen, je weniger ich Ihre Einbildungskraft zu bestechen suche.

Die Schönheit, habe ich gesagt, hilft die Anlage zur Rationalität in dem sensualen Menschen entwickeln. Der Mensch nämlich ist seiner doppelten Bestimmung gemäß mit einer doppelten Anlage ausgestattet. Die Natur bestimmt ihn, zu empfinden und unmittelbar aus Empfindung zu handeln. Die Vernunft bestimmt ihn, zu denken und unmittelbar aus reinem Denken zu handeln.

In der Natur (darunter verstehe ich den Kausal- und Final-Zusammenhang der Dinge) soll der Mensch sich als eine Kraft beweisen und der Grund gewisser Wirkungen sein. Das ist, überhaupt gesprochen, seine Naturbestimmung. Der Zweck der Natur mit ihm ist also nicht er selbst, sondern seine Wirkungen. Seinen Naturzweck erfüllt er vollkommen schon durch den Inhalt oder

das Materiale seines Handelns, wie es auch um den Bestimmungsgrund oder das Formale dieses Handelns stehen möge. Weil es für den Zusammenhang der Dinge notwendig ist, daß etwas Bestimmtes durch ihn geschehe, wie dieses geschehe aber für den Naturzweck vollkommen gleichgültig ist, so hat die Natur ihre Zwecke mit ihm dadurch gesichert, daß sie ihm durch Empfindungen vorschrieb, was er wirken soll, und ihn also seine physische Bestimmung auch bloß physisch und als bloße Naturkraft erfüllen läßt.

Alle Naturkräfte nämlich sind leidende Kräfte; sie wirken bloß, je nachdem auf sie gewirkt wird: und der Mensch ist also da, wo er unmittelbar aus Empfindung handelt, und was dieses Handeln betrifft, bloß ein leidendes Glied in der Verkettung der Dinge. Die Natur treibt die Masse durch die Gravitation, das Organ durch die Vegetation, das vernunftlose und vernünftige Tier durch Begehrungskraft und Empfindung.

Dies gilt ohne Unterschied von jeder Tätigkeit des Menschen, die sich auf ein vorhergegangenes Bedürfnis bezieht. Er erfüllt in allen solchen Fällen bloß einen physischen Zweck und erfüllt ihn bloß als eine physische Kraft, wie hyperphysisch auch dasjenige sein möge, was dieses Bedürfnis in ihm entstehen ließ.

Selbst die sogenannten moralischen Empfindungen, welche aus Gedanken entspringen und in dem vernünftigen Teil unsers Wesens gegründet sind, sind davon nicht ausgeschlossen. Als Empfindungen sind sie bloß Affektionen der leidenden Kraft und bloße Mittel der Natur, wodurch dieselbe gewisse physische Zwecke, wie zum Beispiel Aufmunterung zur Tätigkeit, gesellschaftliche Verbindungen, gegenseitige Hilfleistung und dergleichen befördert. Wo wir unmittelbar aus diesen Empfindungen agieren, da handelt eigentlich die Natur und nicht wir als Personen. Und weil die Natur selbst von der Tugend nichts als ihre physischen Folgen braucht, so wird sie gleich gut bedient, wenn diese physische Folgen auch durch etwas anders als Tugend herbeigeführt werden. Auch

kann die Natur, da ihre Zwecke pressieren, nicht auf unsere moralische Ausbildung warten (weil sie da lange warten müßte), daher sie den sicherern und kürzern Weg erwählt und dasjenige selbst, d. i. durch unsre leidende Kraft, verrichtet, was sie von uns, nämlich unsrer tätigen Kraft, nicht mit Sicherheit erwarten kann. Mit anderen Worten: die Natur regiert uns ebenso durch moralische Empfindungen als durch sinnliche Gefühle und hat das Menschengeschlecht schon Jahrtausende dadurch regiert. Sie kann es, weil ihr nur an dem Effekt, nicht an dem moralischen Wert unsers Handelns liegt; sie muß es, weil sie ihre Zwecke nicht so lange suspendieren kann, bis wir sie aus Grundsatz erfüllen helfen.

Indessen, gnädigster Prinz, möchte ich nicht gerne so verstanden sein, als ob ich von allem demjenigen geringschätzig dächte, was der Mensch nicht aus Grundsatz vollbringt, oder gar die moralische Empfindsamkeit aus dem menschlichen Herzen verbannet wünschte. Von dieser Paradoxie bin ich vielmehr so weit entfernt, daß ich diese schöne Fähigkeit des Gemüts, durch Ideen von Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit affiziert zu werden, als eine herrliche Anstalt der Natur bewundre, und den Menschen, dem sie mangelt, niemals liebgewinnen kann. Die moralische Empfindsamkeit ist mir die wirksamste Feder in dem großen Uhrwerk der Menschheit; aber — muß ich ausdrücklich hinzusetzen — aber auch nur außen in dem Uhrwerk, wo die Naturnotwendigkeit waltet, nicht in unserm Innern selbst, wo die Freiheit regiert. Ich kann nicht umhin, den Menschen, der sie besitzt, als ein edleres Naturwesen zu betrachten, aber seiner Person kann ich kein Verdienst daraus machen. Um ihn als Vernunftwesen hoch zu achten, muß ich mich vorher überzeugt haben, daß er ebenso uneigennützig, standhaft und gerecht handeln würde, wenn diese Tugenden auch nicht den Reiz für ihn hätten, den sie wirklich haben, und ihre Ausübung ihm eben soviel Überwindung kostete, als sie ihm jetzt Vergnügen macht.

Man hat also unrecht, auf die verschiedene Art der Empfindungen, welche bei menschlichen Handlungen im Spiele sind, einen moralischen Unterschied dieser Handlungen zu gründen. Es ist niemals die ihr zum Grund liegende Empfindungsweise, was eine Handlung als sittlich und nicht sittlich charakterisiert; denn was unmittelbar aus Empfindung geschieht, geschieht schlechterdings und überall physisch und wird durch die Natur vorgeschrieben. Der innre Sinn oder das Vermögen, sich selbst durch Gedanken zu affizieren, spezifiziert den Menschen bloß als eine verständige Tierart und als ein edleres Sinnenwesen; aber nur seine Rationalität oder das Vermögen, nach reinem Denken zu handeln, kann ihn generisch von dem Tier unterscheiden. Es mag also etwas noch so Geistiges sein, was ihn in Empfindung versetzt; sobald er unmittelbar durch diese Empfindung bestimmt wird, so bestimmt er sich bloß als ein verständiges Tier: denn Tier heißt alles, was so handelt, weil es so empfindet.

Ich fahre in meiner Untersuchung fort und bitte nochmals um Ihre Nachsicht, gnädigster Prinz, wegen der dogmatischen Wendung, die sie genommen hat.

So wie die physische Weltordnung bloß das Materiale meines Wirkens beabsichtet, ohne nach der Form oder dem Bestimmungsgrund desselben zu fragen, so nimmt die moralische Weltordnung bloß auf das letztere Rücksicht und abstrahiert ganz und gar von dem Inhalt meines Handelns, um sich bloß an die Form zu halten. Meine Naturbestimmung war, mich im Zusammenhang der Kräfte als eine Kraft zu beweisen und der Grund gewisser Wirkungen zu sein. Meine Vernunftbestimmung ist, mich als eine unabhängige und absolute Kraft zu beweisen, deren Wirkung auf kein Leiden gegründet, sondern durchaus frei aus ihr selbst hervorgegangen und reine Selbstbestimmung ist.

Hier also, in der moralischen Weltordnung, kommt nicht mein Effekt und mein Produkt, sondern der produzierende Grund in mir, meine Gesinnung, in Betrachtung. Meine Vernunft-

bestimmung personifizieret mich, da die Natur mich bloß als eine Sache und als ihr Mittel behandelt. Der Naturzweck mit mir geht durch mich hindurch und über mich hinaus; der Zweck der Vernunft mit mir steht bei meiner Persönlichkeit stille und macht mich zu seinem Mittelpunkt.

Da es nun meine Vernunftbestimmung als notwendig mit sich bringt, daß ich mich, unabhängig von allen äußern Bedingungen, aus mir selbst bestimme, dabei aber für diese meine Bestimmung völlig gleichgültig ist, wie meine Handlung in der Sinnenwelt ausschlage, so kann mir die Natur meine Tätigkeit nicht mehr durch Empfindungen vorschreiben, sondern diese muß unabhängig und frei aus reinen Erkenntnissen fließen.

Nur wo ich aus reiner Erkenntnis handle, beweise ich eine absolut freie Tätigkeit. Um empfinden zu können, muß ich etwas außer mir setzen, wodurch mein Zustand bestimmt wird; ich bedarf. Nicht so, wenn ich denke oder erkenne; denn ob ich gleich meine höchste Denkfähigkeit nie anders als an einem Stoff, der zuletzt immer von außen kommen muß, äußern kann, so entspringt sie doch nicht aus dem Stoffe, sondern wird nur an demselben sichtbar. Der Gedanke ist eine Operation, die ich mit einem Gedankenstoff vornehme, die Empfindung ist eine Passion, die ich von einem Stoffe erleide. Bestimmt mich also eine Empfindung zum Handeln, so liegt der Grund meiner Tätigkeit außer mir, und ich empfange das Gesetz. Bestimmt mich hingegen eine Erkenntnis zum Handeln, so liegt der Grund meiner Tätigkeit in mir, und ich gebe mir das Gesetz. Die Sensualität ist also ein Zustand der Abhängigkeit, die Rationalität ist ein Zustand der Freiheit.

Und von dieser Dienstbarkeit der Natur soll ich mich aufrichten zur Würde der Geister, zur Menschheit, zur Gottheit. Meine sittliche Bestimmung verlangt schlechterdings, daß ich von aller Empfindung zu abstrahieren vermögend sei, sobald die Vernunft, als höchste Gesetzgeberin, es gebietet. Aber ich bin weit früher ein Sinnenwesen, als ich mich als eine Intelligenz kennen lerne; und

obgleich die Vernunft in mir moralisch das Vorrecht hat, so hat die Natur in mir doch physisch den Vorsprung. Ehe der selbsttätige Geist seine Kräfte prüft, hat der Trieb seine Herrschaft befestigt. Und doch soll ich, sobald die moralische Erkenntnis erwacht, meine lange Gewohnheit verlassen und eine Kraft, die ich nie geübt, derjenigen entgegensetzen, die bisher allein in mir tätig war. Wie werde ich nun von dieser sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freiheit einen Übergang finden?

Könnte mir in diesem geistigen Akt auch nur im geringsten die Fertigkeit etwas helfen, die ich bei meinem sinnlichen Wirken erlangte, könnte ich von der Natur einen Beistand dabei erwarten, so wäre der Übergang nicht schwer. Aber eben darin besteht ja die rationale Freiheit des Handelns, daß aller Natureinfluß aufhöre und von allem, was sinnlich ist, ganz und gar abstrahiert werde. Der Materie darf schlechterdings nicht gestattet werden, sich in die reine Gesetzgebung der Vernunft einzumischen, wenn der Begriff einer reinen Gesetzgebung nicht aufgehoben werden soll; also bleibt nichts anders übrig, um einen Übergang möglich zu machen, als daß die Selbsttätigkeit der Vernunft an den Geschäften der Sinnlichkeit teilnehme. Wenn sich das sittliche Verfahren des Gemüts nicht sensualisieren läßt, so muß sich das sinnliche Verfahren rationalisieren lassen. Mit einem Wort: Wenn die Materie zu dem Geist nicht hinaufsteigen kann und darf, so bleibt nichts übrig, als daß der Geist zur Materie heruntersteige.

Es ist nämlich schlechterdings notwendig, daß der Mensch da, wo er sich als Intelligenz zu legitimieren hat, reine Selbsttätigkeit beweise; aber es ist nicht schlechterdings notwendig, daß er da, wo er als Sinnenwesen handelt, nur als ein solches handle und sich bloß leidend verhalte. Im Gegenteil, so sehr es den Menschen schändet, dasjenige durch die leidende Kraft zu verrichten, was er durch die tätige vollbracht haben sollte, so sehr ehrt und erhebt es ihn, dasjenige mit Zuziehung der tätigen Kraft zu tun, was gemeine Seelen nur durch die leidende verrichten. Meine Achtung

gegen einen Menschen sinkt, sobald ich ihn da, wo die Pflicht ganz ausdrücklich spricht, materielle Antriebe (und wenn es selbst Religionsgründe wären) zu Hilfe nehmen sehe. Meine Achtung gegen denjenigen steigt, der da Geschmack beweist, wo ein andrer bloß ein Bedürfnis befriedigt.

Also schon im Gebiet der Empfindungen muß der selbsttätige Geist in uns seine Wirksamkeit eröffnen und eine Kraft, welche sich nachher im moralischen Gebiete in vollkommner Reinigkeit äußern soll, schon bei sinnlichen Verrichtungen anspielen und in Übung setzen. Wir können also drei verschiedene Epochen oder Grade, wenn man will, bemerken, die der Mensch zu durchwandern hat, ehe er das ist, wozu Natur und Vernunft ihn bestimmten.

Auf der ersten Stufe ist er nichts als eine leidende Kraft. Er empfindet hier bloß, was die Natur außer ihm ihn empfinden lassen will, und bestimmt sich bloß, je nachdem er empfindet. Er empfindet Lust, weil ihm von außen Stoff gegeben wird, und Unlust, bloß weil ihm nicht gegeben, oder weil ihm genommen wird. Entweder stürzt er auf die Gegenstände und will sie in sich reißen in der Begierde; oder die Gegenstände stürzen feindlich auf ihn, und er stößt sie von sich in der Verabscheuung. In dieser drückenden Dependenz von Naturbedingungen vegetiert der Mensch, bis, auf der zweiten Stufe, die Betrachtung ihn frei macht.

Das Wohlgefallen der Betrachtung ist das erste liberale Verhältnis des Menschen gegen die ihn umgebende Natur. Wenn das Bedürfnis seinen Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne. Die Begierde zerstört ihren Gegenstand, die Betrachtung berührt ihn nicht. Die Naturkräfte, welche vorher drückend und beängstigend auf den Sklaven der Sinnlichkeit eindrangen, weichen bei der freien Kontemplation zurück, und es wird Raum zwischem dem Menschen und den Erscheinungen. Wenn sich der grobe Schwelger am Anblick einer

weiblichen Schönheit weidet, so zielt er dabei immer (wenn auch nicht wirklich, doch gewiß in der Einbildung) nach Besitz, nach unmittelbarem Genuß. Wenn sich der Mann vom Geschmack an diesem Anblick ergötzt, so genügt ihm an der bloßen Betrachtung. Von dem Objekte selbst will er nichts, und mit der bloßen Vorstellung zufrieden, bleibt er gleichgültig gegen die Existenz desselben; wenigstens hat sein Vergnügen mit der letztern nichts zu tun.

Ich verhalte mich zwar auch bei Empfindungen der Schönheit leidend, wie bei ganz materiellen Vergnügungen, insofern ich den Eindruck der einen wie der andern von außen empfange und dieser Eindruck mich in den Zustand der Lust versetzt. Aber die Lust an diesem Eindruck empfange ich bei dem schönen Gegenstande nicht von außen, es ist nicht der materielle Eindruck auf mein Empfindungsvermögen, sondern eine dazwischen tretende tätige Operation meiner Seele, nämlich die Reflexion darüber, was mich in den Zustand der Lust versetzt. Das materielle Vergnügen entspringt unmittelbar aus dem Stoff, den ich empfange, das ästhetische Wohlgefallen entspringt aus der Form, die ich einem empfangenen Stoff erteile. Ich ergötze mich an dem Angenehmen, weil es mir Gelegenheit gibt, etwas zu erleiden, ich ergötze mich an dem Schönen, weil es mir Gelegenheit gibt, etwas zu tun.

Das Wohlgefallen der freien Betrachtung übt mich also, Gegenstände nicht mehr bloß auf meinen physischen Zustand und auf meine leidende Kraft, sondern unmittelbar auf meine Vernunft zu beziehen und mein leidendes Vermögen mittelbar durch das tätige zu affizieren. Ich verhalte mich zwar leidend, insofern ich empfinde, aber ich empfinde nur, weil ich tätig war. Ich empfange zwar, aber ich empfange nicht von dem Naturmechanismus, sondern von der denkenden Kraft.

Ich habe also bei dem Wohlgefallen der freien Betrachtung meine Rationalität eröffnet, ohne meine Sensualität abgelegt zu haben. Ich habe die wichtige Erfahrung gemacht, daß ich mehr

bin und mehr in mir habe als eine bloß leidende Kraft, und diese höhere Kraft habe ich zu üben angefangen. Anfangs war ich nichts als ein Instrument, auf dem die physische Notwendigkeit spielte. Weil auf mich gewirkt wurde, empfand ich; weil ich empfand, so begehrte ich. Hier also waren Ursache und Wirkung physisch. Jetzt auf der zweiten Stufe mische ich mich selbst, als ein freies Prinzipium und als Person, in meinen Zustand. Ich erleide zwar noch, denn ich empfinde, aber ich erleide, weil ich handelte. Hier ist also zwar die Wirkung (die Empfindung), aber nicht die Ursache dieser Empfindung physisch. Es ist kein Stoff von außen, sondern ein Stoff von innen, eine Vernunftidee, was mein Gefühlvermögen affiziert. Noch eine Stufe weiter, und ich handle, weil ich handelte, d. i. ich will, weil ich erkannte. Ich erhebe Begriffe zu Ideen und Ideen zu praktischen Maximen. Hier auf der dritten Stufe lasse ich die Sinnlichkeit ganz hinter mir zurück, und ich habe mich zu der Freiheit reiner Geister erhoben.

(Der Gemeinspruch, daß die Extreme sich berühren, hat auch hier seine volle Gültigkeit, denn sobald wir von ihrem Inhalt abstrahieren, folgen beide entgegengesetzte Gemütsverfassungen, der Zustand der höchsten Abhängigkeit uud der Zustand der höchsten Freiheit völlig derselben Regel. Der ganz sensuelle und der ganz rationelle Mensch haben miteinander gemein, daß beide sich unmittelbar, jener aus Empfindung, dieser aus reiner Erkenntnis, bestimmen. Dieselbe Rigidität, womit die Natur dem Sklaven der Sinne gebietet, übt das Sittengesetz gegen den moralischen Willen aus; dieselbe Laxität, welche sich der sinnliche Mensch gegen die Gesetze der Geister erlaubt, gebietet die Vernunft dem sittlichen Menschen gegen die Gesetze der Natur. Recht oder Unrecht — ich muß genießen, sagt die Leidenschaft. „Fiat justitia et pereat mundus“ sagt die Pflicht.)

Durch das Empfindungsvermögen des Schönen wird also ein Band der Vereinigung zwischen der sinnlichen und geistigen Natur

des Menschen geflochten und das Gemüt von dem Zustand des bloßen Leidens zu der unbedingten Selbsttätigkeit der Vernunft vorbereitet. Die Freiheit der Geister wird bei dem Schönen in die Sinnenwelt eingeführt, und die reine dämonische Flamme läßt hier (wenn Sie mir die Metapher erlauben wollen) auf dem Spiegel der Materie, wie der Tag auf den Morgenwolken, ihre ätherischen Farben spielen.

Ich erinnere mich hier einer Stelle aus meinem Gedicht, die Künstler, die (ich weiß nicht mehr, warum?) einer andern aufgeopfert worden ist. Sie mag hier als eine Ruine stehen bleiben:

Wie mit Glanz sich die Gewölke malen
und des Bergs besonnter Gipfel brennt,
eh sie selbst, die Königin der Strahlen,
leuchtend aufzieht an dem Firmament;
tanzt der Schönheit leichtgeschürzte Hore
der Erkenntnis goldnem Tag voran,
und, die jüngste aus dem Sternenchore,
öffnet sie des Lichtes Bahn.

F. Schiller.

Ludwigsburg in Schwaben, am 21. November 1793.

Durchlauchtigster Prinz,

Ehe ich die angefangene Materie verlasse, so verstatten Sie mir, was ich bisher bloß theoretisch ausführte, auch historisch zu erweisen. Ich versetze mich in Gedanken in die Urwelt zurück und folge der jugendlichen Menschheit auf ihren ersten Schritten zur Humanisierung.

Was war der Mensch, ehe die seelenbildende Kunst ihre Hand an ihn legte? Der trotzigste Egoist unter allen Tiergattungen und bei aller Anlage zur Freiheit der abhängigste Sinnensklave. Er sorgte bloß für sich selbst und schätzte nichts, als was seine rohen

Begierden stillte. Die schöne Natur breitete umsonst ihre Herrlichkeit vor ihm aus. Er sah nichts in ihr als eine Beute, über welche seine Begehrlichkeit herstürzen konnte. Er betrachtete sie bloß mit dem gierigen Blick eines Räubers, wenn sie ihm ihren Reichtum zur Schau ausstellte, und bloß mit dem knechtischen Blick eines Missetäters, wenn sie in Gewittern, Erdbeben, Überschwemmungen ihre Größe und Macht blicken ließ. Ohne eine Wahl anzustellen, trachtete er bloß nach unmittelbarer Befriedigung. Der Geschlechtstrieb war das einzige Band, das ihn an seine Gattin fesselte, und die Befriedigung dieses Triebes die einzige Foderung, die er an sie machte. Bei seiner Bekleidung, seinen Gerätschaften, seiner Wohnung sah er bloß auf das Notwendige. Eine Höhle genügte ihm, um ihn vor dem Grimm wilder Tiere und der Witterung zu schützen. Gebrach es an dieser, so machte er sich eine künstliche von Baumzweigen oder Steinen; so kümmerlich sie auch ausfallen mochte, der Not war sie schön genug. So trotzig er sich gegen die Ohnmacht bewies, so verzagt war er gegen die Übermacht. Alles, was er überwältigen konnte, nahm er als Eigentum in Anspruch; alles, womit seine Stärke sich nicht zu messen wagte, war ihm ein feindliches Wesen, das gegen ihn bewaffnet war; so legte er in alles, was ihm vorkam, die mörderische Selbstsucht, die seine eigene Brust beseelte.

So elend erscheint uns die Menschheit auf ihrer untersten Stufe. So finden wir die alten Pelasger im Thucydides, und neuere Weltentdecker haben die Schilderung des Griechen bei vielen Völkern der Südsee und des nördlichen Asiens bestätigt gefunden.

Ich verlasse dieses niederschlagende Bild, um Ihnen, gnädigster Prinz, ein fröhlicheres vorzuführen. Was war es für ein Phänomen, welches die anfangende Humanisierung bei diesen wilden Stämmen verkündigte? So viele historische Annalen wir auch zu Rat ziehen mögen, ist es bei allen Völkern dasselbe Phänomen: die Liebe zum Putz.

Der Wilde hört auf, sich mit dem Notwendigen zu begnügen; er verlangt, daß es noch eine Eigenschaft mehr besitze, und zwar eine Eigenschaft, die nicht mehr seinen tierischen Trieb, sondern ein Bedürfnis von besserer Abkunft befriedigt. Diese Eigenschaft ist das Schöne. Freilich nur schön für seinen barbarischen Geschmack, aber hier kommt es ja nicht auf den Inhalt, sondern bloß auf die Form des Urteilens an, und mit dieser ist eine Veränderung vorgegangen. Es gründet sich nicht mehr auf die unmittelbare und materielle Empfindung, sondern auf die Reflexion, auf die freie Betrachtung. Auch das Häßliche, als schön beurteilt, beweist schon die Tätigkeit eines freieren Vermögens, ein Wohlgefallen ohne Sinneninteresse, einen anfangenden, wenngleich noch so grotesken Geschmack.

Das Schöne des Wilden ist immer das Seltsame, das Schreiende, das Bunte. Er bildet groteske Figuren, liebt grelle Farben und eine gellende Musik. Aber da diese Eigenschaften sein materielles Wohlsein schlechterdings nicht verbessern können, so muß man annehmen, daß er sie auf seine Denkkraft bezieht und sie nicht darum schätzt, weil er unmittelbar etwas Angenehmes dabei erleidet, sondern weil sie ihn mittelbar, als Anlässe zur Tätigkeit rühren. Sie gehören also in subjektivem Sinn allerdings zur Familie des Schönen, wie sehr sie auch, in objektiver Rücksicht, davon ausgeschlossen sind. Sie gefallen seinem innern Sinn, weil sie ihm eine Tätigkeit des Verstandes zu empfinden geben.

Jetzt fängt auch der Wilde an, auf den Eindruck achtzuhaben, den er auf andere macht. Er will gefallen. Schon diese einzige Regung macht ihn zum Menschen. Dieses Bedürfnis könnte er nicht haben, wenn er nicht angefangen hätte, aus dem engen Kreis der Notwendigkeit heraus zu treten und für den Wert der Dinge einen andern Maßstab zu gebrauchen als die Beziehung auf sinnlichen Genuß. Alles, was er besitzt, muß jetzt neben dem Dienst, wozu es da ist, noch eine Forderung erfüllen: Es muß ausgezeichnet sein und in die Augen fallen; denn so pflegt sich der erste Geschmack

anzukündigen. Er, der auf der ersten Stufe vorlieb nahm, fängt an zu wählen, und was ihn bei dieser Wahl leitet, ist mehr wert als seine ganze vorige Existenz. Jetzt sucht sich der alte Germanier schönere Tierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkgeschirre, aus, und der Nordkaledonier läßt bei seinen Festen die buntesten Muscheln kreisen. Selbst die Waffen sollen jetzt nicht mehr bloße Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens sein. Das rauhe Feldgeschrei fängt an, dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen.

Nicht zufrieden, das Notwendigere zu verschönern, macht sich der menschgewordene Wilde das Schöne, auch schon der bloßen Schönheit wegen, zum Zweck und will gewisse Dinge, bloß um dieses Zwecks willen, haben. Er schmückt sich. Die Gegenstände seiner Begierde wachsen, die Zahl seiner Güter mehrt sich, bis die künstlichen Bedürfnisse die natürlichen übersteigen. Der bloße Nutzen ist schon eine zu enge Grenze für seine erweiterten Neigungen. Wie er seine Haare mit Federn, seinen Hals mit Korallen ziert, wie er sogar an seinem eigenen Körper künstelt und seine natürliche Gestalt in der Absicht, sie zu verschönern, bis zum Abscheulichen entstellt, ebenso führt er in sein gesellschaftliches Betragen und in seine Sitten Schnörkel und Verzierungen ein und gefällt sich, über die bloße Zweckmäßigkeit hinauszugehen, um den erwachten Trieb nach freiem Vergnügen zu befriedigen. Wie sehr auch alle diese ersten Versuche, als Entfernungen von der Einfalt der Natur, ins Abenteuerliche, Abgeschmackte und Widersinnige fallen, so sind sie doch eben deswegen, weil es Entfernungen von der Natur sind, Wirkungen eines freiern Bildungsvermögens und daher, als die erste Anmeldung der Vernunftfreiheit, eines Grades von Achtung wert. Sie beweisen uns, daß der einzelne Mensch und das Volk, bei denen wir sie antreffen, die Epoche der gänzlichen Unmündigkeit und des bloßen Naturregiments überstanden haben; daß sie nicht mehr Wilde, sondern Barbaren sind; denn Wildheit ist ganz unentwickelte, Barbarei falsch entwickelte Menschheit.

An dem Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern wird jetzt eine sehr vorteilhafte Veränderung sichtbar. Es ist nicht mehr der blinde Drang der Natur allein, was die Geschlechter einander näher bringt. Reize werden von dem Weibe, Verdienst von dem Manne gefodert, und die Schönheit ist der Tapferkeit Preis. Freiheit äußert sich bei dem Geschäft des Instinkts, und da der Instinkt sonst ganz ohne Wahl handelt, so dient diese Freiheitsäußerung zum untrüglichen Beweis, daß etwas Höheres als die Natur dabei tätig war.

Auch der gesellschaftliche Umgang gewinnt ein ganz anderes Ansehn. Abhängiger von der guten Meinung anderer, weil er zu gefallen wünscht, muß der rohe Egoist den Ungestüm seiner Affekte bezähmen und die Freiheit außer sich respektieren, weil er der Freiheit gefallen will. Solange er gegen andre nur in physischen Verhältnissen stehet, kann er nur ein Objekt des selbstsüchtigen Erhaltungstriebes, nie eines freien ästhetischen Urteils sein. Er muß also heraustreten aus dem feindseligen kriegerischen Stand der Natur und sich in einen Gegenstand der uneigennützigen und ruhigen Betrachtung verwandeln. Dies ist aber nur dadurch möglich, daß er selbst zur milden Erscheinung wird, daß er andern nicht als Feind gegenübersteht, daß er durch keine ungestüme Kraftäußerung ihre Selbstliebe aufschreckt, kurz, daß er andre nicht, gleich einem feindseligen Gestirn, in den Wirbel seines Daseins zieht, sondern sie, wie ein ferneleuchtender Stern, als bloße liebliche Vorstellung beschäftigt.

Nirgends aber offenbart sich die wohltätige Veränderung der Empfindungsart deutlicher als in der heitern und lachenden Gestalt, welche, nach Erwachung des Schönheitstriebes, Religionen und Sitten annehmen. Furcht ist der Geist aller Gottesverehrung, ehe der Geschmack die Gemüter in Freiheit setzt. Es ist bloß ihre Macht, wodurch sich Götter und Dämonen dem kindischen Alter der Menschheit verkündigen, und dem Sklaven der Bedürfnisse ist alles Mächtige zugleich schrecklich. Ein knechtisches Zagen ist seine Andacht, sein Gottesdienst ist finster und nicht selten fürchter-

lich. So wie aber der Sinn für Schönheit erwacht und der verzagte Erhaltungstrieb nicht mehr ausschließend und allein den Maßstab der Beurteilung hergibt, so verbessern sich auch die Vorstellungen von den Göttern, und der Mensch fängt an, in ein edleres Verhältnis zu denselben zu treten. Weil sie nicht mehr als bloße Naturkräfte auf ihn stürmen, so gewinnt er Raum, sie mit dem ruhigen Blick der Betrachtung zu fixieren. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit erschreckt hatten, und überraschen ihn mit einem veredelten Bilde seiner selbst. Das göttliche Ungeheuer des Morgenländers, das bloß mit der blinden Stärke eines Raubtiers die Welt verwaltete, zieht sich in der griechischen Phantasie in die freundliche Form der Menschheit zusammen, und selbst der Vater der Götter muß seine plumpe Titanenkraft mit Schönheit vertauschen, um den Geschmack eines feinern Volks zu gewinnen, den nur die Form, nicht mehr die bloße Materie, befriedigen kann.

So unterwirft sich der Schönheit stille Macht nach und nach die rohe Natur, initiiert den Wilden zum Menschen und lehrt ihn, auch schon in seinem physischen Sklavenstande seine dämonische Freiheit versuchen. Aber ihre wohltätigen Wirkungen schränken sich nicht darauf ein, die Empfindungen zu vergeistigen und dadurch die reine Geistigkeit von ferne vorzubereiten. Ihr Einfluß auf die letztere ist noch näher und unmittelbarer, denn selbst in seiner absolut freien Tätigkeit, im Geschäft der Erkenntnis und der Wahl, leistet sie dem Geist gegen die widerstrebende Sinnlichkeit Beistand, ob ihr gleich an diesen Geschäften selbst kein positiver Anteil gestattet werden kann.

Die Erforschung der Wahrheit erfodert Abstraktion und strenge Gesetzmäßigkeit, wovor die Trägheit und Willkürlichkeit der Sinne zurückbebt. Anspannung der Denkkraft gehört dazu, um die Form, worin allein die Wahrheit enthalten ist, von der Materie zu scheiden. Um also die sinnlichen Vermögen, die sich immer nur an die Materie halten, für die reine Tätigkeit der Ver-

nunft zu gewinnen und ihren Widerstand zu besiegen, ist es nötig, Formen wieder in Materie umzusetzen, Ideen in Anschauungen zu kleiden und durch die Operationen der tätigen Kraft die leidende zu affizieren. Nur auf diese Art kann auch bei dem reinen Erkenntnisgeschäfte der Sinnlichkeit ein Gewinn abfallen und die Arbeit mit Genuß, die Anstrengung mit Abspannung, die Tätigkeit mit Leiden abwechseln.

Dieses leistet der Geschmack im Vortrag der Wahrheit. Bei dem Schönen fängt die Vernunft an, in das willkürliche Spiel der Phantasie ihre Gesetzmäßigkeit zu mischen. Bei dem Schönen fangen Phantasie und Empfindungskraft an, einem edlern Stoff von der Vernunft zu empfangen und bei der höhern Tätigkeit des Gemüts interessiert zu werden. Das Schöne dient also nicht bloß dazu, die Sinne zur Denkkraft zu erheben und Spiel in Ernst zu verwandeln; es hilft auch umgekehrt, die Denkkraft zu den Sinnen herabzuziehen und Ernst in Spiel zu verwandeln. Das erste dieser beiden Verdienste erwirbt sich der Geschmack um den empfindenden, das zweite um den denkenden Teil der Welt.

Zum Denken wird der Mensch, wenn nicht starke Triebfedern seine natürliche Trägheit überwinden, bekanntlich nur durch den Reiz des Genusses eingeladen, und dieser Genuß muß unmittelbar aus seiner Tätigkeit selbst, nicht aus den Folgen derselben fließen. Diese erwarteten Folgen seiner Tätigkeit — sei es nun, daß sie wesentlich daraus fließen, wie die Einsicht aus dem Nachdenken, oder daß sie sich zufällig damit verbinden, wie etwa der Lohn mit der Arbeit oder der Ruhm mit der Geschicklichkeit — können niemals zu allgemein wirksamen Antrieben dienen, weil es ja noch stets problematisch bleibt, ob wir eine Vorstellung davon haben, ob wir uns Hoffnung dazu machen und ob wir einen Wert darauf legen. Und dann kann uns ein noch so großes Gut in der Erwartung, wenn es auch anlockend genug ist, uns zur Arbeit anzuspornen, doch die gegenwärtige Mühe der Anstrengung nicht verbergen, noch das Gefühl eines Zwanges ersparen. Um dieses

Gefühl völlig aus dem Gemüt zu verbannen, muß der Genuß so schnell mit der Anspannung wechseln, daß das Bewußtsein beide Zustände kaum unterscheiden kann. Ein Meister in der guten Darstellung muß also die Geschicklichkeit besitzen, das Werk der Abstraktion augenblicklich in einen Stoff für die Phantasie zu verwandeln, Begriffe in Bilder umzusetzen, Schlüsse in Gefühle aufzulösen und die strenge Gesetzmäßigkeit des Verstandes unter einem Scheine von Willkür zu verbergen.

In den wenigsten Fällen wirkt der Vorstand logisch, nämlich mit deutlichem Bewußtsein der Regeln und Prinzipien, die ihn leiten; bei weitem in den mehresten Fällen wirkt er ästhetisch und als eine Art von Takt, wie Eure Durchlaucht schon aus dem Sprachgebrauch ersehen, der in allen Sprachen für diese Verstandesgattung den Ausdruck Gemeinsinn einführte. Nicht als ob der Sinn jemals denken könnte; der Verstand wirkt hier ebenso gut als bei dem schulgerechten Denker, nur daß die Regeln, nach denen er verfährt, nicht im Bewußtsein festgehalten werden, und daß wir in einem solchen Fall nicht die Verstandesoperation selbst, nur ihre Wirkung auf unsern Zustand durch ein Gefühl der Lust oder Unlust erfahren. Ehe das Gemüt sich Zeit nimmt, sein eigener Zuschauer zu sein und von seinem Verfahren sich Rechenschaft zu geben, wird der innre Sinn affiziert, die Handlung geht in Leiden, der Gedanke in eine Empfindung über.

Für diesen Takt nun muß der Redner und Schriftsteller von Geschmack sein Werk ausführen, wiewohl er sehr unrecht tun würde, es bloß vermittelst eines solchen Takts zu erzeugen. Führt er es hingegen auch für den logischen Verstand aus, wie er es durch denselben erdachte, so legt er jedem seiner Leser oder Zuhörer die Arbeit des Hervorbringens auf, die er doch allein hätte übernehmen sollen, er verweilt sie länger, als es dem Sinn gefallen kann, bei dem zwangvollen Zustand der Abstraktion, indem er den weit beliebteren Zustand der Anschauung und Empfindung verzögert. Er übt also eine Art von Gewalt gegen sie aus und mißfällt, weil er die Freiheit beleidigt.

Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, gnädigster Prinz, daß diesem Gesetz des Geschmacks nur Darstellungen unterworfen sind, die auf Unterhaltung und Überredung abzwecken, nicht aber solche Werke, welche der strengen Prüfung ausdrücklich hingegeben werden und Überzeugung bewirken sollen. Diese letztern sind von allen Anforderungen des Geschmacks nicht nur freigesprochen, sondern es streitet sogar mit ihrem Zwecke, daß sie in ästhetischer Rücksicht vortrefflich sind; weil der Zustand des Genusses der Prüfung nicht günstig ist und eine geschmackvolle Behandlung das logische Maschinenwerk versteckt, auf welches doch alle philosophische Überzeugung sich gründet. So würde Kants Kritik der Vernunft offenbar ein weniger vollkommenes Werk sein, wenn sie mit mehr Geschmack geschrieben wäre. Ein solcher Schriftsteller wird aber auch vernünftigerweise nicht erwarten, daß er Leser interessiere, die seinen Zweck nicht mit ihm teilen.

Wer hingegen allgemein gefallen will, den entschuldigt kein Stoff, er muß die Freiheit der Phantasie respektieren, er muß das logische Geräte verbergen, wodurch er den Verstand seines Lesers lenkt. Wenn der dogmatische Vortrag in geraden Linien und harten Ecken mit mathematischer Steifigkeit fortschreitet, so windet sich der schöne Vortrag in einer freien Wellenbewegung fort, ändert in jedem Punkt unmerklich seine Richtung und kehrt ebenso unmerklich zu derselben zurück. Der dogmatische Lehrer, könnte man sagen, zwingt uns seine Begriffe auf, der sokratische lockt sie aus uns heraus, der Redner und Dichter gibt uns Gelegenheit, sie mit scheinbarer Freiheit aus uns selbst zu erzeugen.

So wie ein geschmackvoller Vortrag zum Denken einladet und die Erkenntnis der Wahrheit befördern hilft, weil er selbst aus abstrakten Begriffen einen Stoff für die Sinnlichkeit bildet, so hilft der Geschmack auch selbst die Sittlichkeit des Handelns befördern, indem er die moralischen Vorschriften der Vernunft mit dem Interesse der Sinne in Übereinstimmung bringt und das Ideal der Tugend in ein Objekt der Neigung verwandelt.

Aber hier, gnädigster Prinz, betrete ich einen Boden, wo es ebenso gefährlich als leicht ist, einen Mißtritt zu tun, und wo ich mich also genötigt sehe, einen langsamern Schritt zu nehmen. Es gibt der denkenden Köpfe sehr viele, welche von keinem Einfluß des Geschmacks auf die Sittlichkeit wissen wollen und in diesem Gebiete weit mehr von ihm befürchten als hoffen. In den folgenden Briefen werde ich Gelegenheit haben, ihre Gründe zu prüfen.

Ich erlaube mir noch nur den Wunsch hinzuzusetzen, daß das Interesse Eurer Durchlaucht an diesen Unterhaltungen nicht in eben dem Grad sich vermindern möchte, als das meinige wächst, solche fortzusetzen.

Mit tiefster Devotion ersterbe ich

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht

untertänigster Diener

F. Schiller.

[Ludwigsburg am 3. Dez. 1793.]

Durchlauchtigster Prinz!

Mit einem gemischten Gefühl von Verlegenheit und Mut ergreife ich heute die Feder. Ich habe die Frage zu beantworten, wieviel die Tugend durch den Geschmack gewinnt, und fürchte daher in einen noch ernsthafteren und für eine schriftliche Unterhaltung noch weniger schicklichen Ton, als bisher, zu verfallen. Doch ich erinnere mich zugleich, an wen ich schreibe, und wenn auch vielleicht die Wahl meines heutigen Gegenstandes den delikaten Geschmack des Weltmanns beleidigen sollte, so werde ich an dem Herzen des Tugendfreundes und an der Wahrheitsliebe des philosophischen Denkers, dem kein Gegenstand der Untersuchung, am wenigsten ein solcher, gleichgültig ist, desto nachdrücklichere Verteidiger finden.

Ich bekenne gleich vorläufig, daß ich im Hauptpunkt der Sittenlehre vollkommen Kantisch denke. Ich glaube nämlich und bin

überzeugt, daß nur diejenigen unsrer Handlungen sittlich heißen, zu denen uns bloß die Achtung für das Gesetz der Vernunft und nicht Antriebe bestimmten, wie verfeinert diese auch seien und welch imposante Namen sie auch führen. Ich nehme mit den rigidesten Moralisten an, daß die Tugend schlechterdings auf sich selbst ruhen müsse und auf keinen von ihr verschiedenen Zweck zu beziehen sei. Gut ist (nach den Kantischen Grundsätzen, die ich in diesem Stück vollkommen unterschreibe) gut ist, was nur darum geschieht, weil es gut ist.

Wenn ich also dem Geschmack das Verdienst zuschreibe, zu Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, so kann meine Meinung gar nicht sein, daß der Anteil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als sich selbst. Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, wie ich in dem gegenwärtigen Brief zu erweisen hoffe, aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas Moralisches erzeugen.

Es ist hier mit der innern und moralischen Freiheit ganz derselbe Fall wie mit der äußern und physischen. Frei in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluß, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen hätte einschränken können. Ebenso kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemütsfreiheit hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann, daß ein Mensch von einem andern Freiheit erhalte, obgleich die Freiheit selbst darin besteht, daß man überhoben ist, sich nach andern zu richten; ebensogut kann man sagen, daß der Geschmack zur Tugend verhelfe, obgleich die

Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, daß man sich dabei keiner fremden Hilfe bediene.

Eine Handlung hört deswegen gar nicht auf, frei zu heißen, weil glücklicherweise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können; sobald wir nur wissen, daß der Handelnde dabei bloß seinem eigenen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden. Ebenso verliert eine innre Handlung deswegen das Prädikat einer sittlichen noch nicht, weil glücklicherweise die Versuchungen fehlen, die sie hätten rückgängig machen können; sobald wir nur annehmen, daß der Handelnde dabei bloß dem Ausspruch seiner Vernunft, mit Ausschließung fremder Triebfedern, folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem unmittelbaren Ursprung aus dem Willen der Person; die Sittlichkeit einer innern Handbloß auf der unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft.

Vergönnen mir Eure Durchlaucht, daß ich diese Analogie noch weiter ausführe. Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freie Menschen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte stoßen, die unsrer Freiheit entgegenwirken und bezwungen werden müssen. Insofern gibt es Grade der Freiheit. Unsre Freiheit ist größer, sichtbarer wenigstens, wenn wir sie bei noch so heftigem Widerstand feindseliger Kräfte behaupten, aber sie hört darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich ins Mittel schlägt und diesen Widerstand, ohne unser Zutun, vernichtet.

Ebenso mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widerstreiten und die wir abweisen müssen. Insofern gibt es Grade der Moralität. Unsere Moralität ist größer, hervorstechender wenigstens, wenn wir, bei noch so großen Antrieben zum Gegenteil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört deswegen nicht auf, wenn sie keine Anreizung zum Gegenteil findet, oder wenn etwas

anderes als unsere Willenskraft diese Anreizungen entkräftet. Genug, wir handeln sittlich gut, sobald wir bloß darum so handeln, weil es sittlich ist, und ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist — gesetzt auch, es wäre die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse bloß deswegen, weil es böse ist, vorzuziehn, sondern daß jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise das Angenehme ausschlösse oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Kollision des Guten mit dem Angenehmen oder, was auf eines hinausläuft, der Begierden mit der Vernunft zu entspringen und einerseits die Stärke der sinnlichen Antriebe, andrerseits die Schwäche der moralischen Willenskraft zur Quelle zu haben. Moralität kann also auf zweierlei Weise befördert werden, wie sie auf zweierlei Weise gehindert wird. Entweder man muß die Partei der Vernunft und die Kraft des guten Willen verstärken, daß keine Versuchungen ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Versuchung brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen sei.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Majorität selbst nichts gewänne, weil mit dem Willen, dessen Beschaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen Fall gar nicht nötig, wo man keinen schlimmen Willen, der verändert werden müßte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Weg doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn starke Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden.

Ich trage also kein Bedenken, gnädigster Prinz, den Satz aufzustellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördere, was den Widerstand der Neigungen gegen das Gute vernichtet.

Der gefährlichste innre Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der, sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt und, sobald die Vernunft etwas ihm Anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruche zu befinden. Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz und will sein Objekt durch den Willen realisiert haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unserer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unserer sittlichen Bestimmung im Streite und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat.

Rohen Gemütern, denen es zugleich an moralischer und an ästhetischer Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln bloß, wie ihren Sinnen gelüstet. Moralischen Gemütern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchungen siegen. In ästhetisch verfeinerten Gemütern ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist.

Diese Instanz ist der Geschmack. Der Geschmack fodert Mäßigung und Anstand, er verabscheut alles, was eckicht, was hart, was gewaltsam ist, und neigt sich zu allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturm der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören und den Ausbrüchen der Natur eine Grenze setzen, dies fodert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts anders ist als ein ästhetisches Gesetz, von

jedem zivilisierten Menschen. Dieser Zwang, den sich der zivilisierte Mensch bei Äußerung seiner Affekte auflegt, verschafft ihm über diese Affekte selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertigkeit, den bloß leidenden Zustand seiner Seele durch einen Akt von Selbsttätigkeit zu unterbrechen und den raschen Übergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn diese muß immer ihr eigenes Werk sein), aber es macht dem Willen Raum, sich zur Tugend zu wenden.

Der Geschmack ist also als der erste Kämpfer anzusehen, der in einem ästhetisch verfeinerten Gemüt gegen die rohe Natur heraustritt und, ehe die Vernunft noch nötig hat, sich als Gesetzgeberin ins Mittel zu schlagen und in Forma zu sprechen, diesen Angriff zurücktreibt. Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affekt ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freiheit. Der Geschmack befreit das Gemüt bloß darum von dem Joch des Instinkts, um es in seinen Fesseln zu führen, und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweite noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher sein kann. Der Geschmack nämlich regiert das Gemüt auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edleren Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität, da ist bloß ein Tausch der Ketten vorgegangen.

Etwas Großes ist aber doch bei dieser Einmischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materielle Neigungen und rohe Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüte verwiesen und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darin angepflanzt

worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen und, wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch ein Objekt mit der Tugend teilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitssinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft spricht und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr den lebhaften und feurigen Beifall der Natur.

Wenn wir nämlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle ohne Mühe auf diese zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit (die Natur) die Motion im Gemüt, daß etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetz; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bei den Sinnen.

Die griechische Prinzessin Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konstantinopel zu eskortieren. Unterwegs, als beide allein zusammen ritten, bekömmt Alexius Lust, unter dem Schatten eines Baums Halt zu machen und sich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der andere, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun in tiefem Schlafe lag, erblickte der letztere des Alexius Schwert, das an einem Baumzweige aufgehangen war, und gerät in Versuchung, sich durch Ermordung seines Hüters in Freiheit zu setzen. Anna Komnena gibt zu verstehen, daß sie nicht wüßte, was geschehen sein würde, wenn Alexius nicht glücklicherweise sich noch ermuntert hätte. Hier, gnädigster Prinz, war nun ein moralischer Rechtshandel der ersten und heraufsteigenden Gattung, wo der sinnliche Trieb den ersten Antrag machte und die Vernunft erst darüber als Richterin erkannte. Hätte jener nun die Versuchung aus bloßer Achtung für die Ge-

rechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel, daß er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunschweig an den Ufern der reißenden Oder mit sich zu Rate ging, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strom überlassen sollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hilflos waren — und als er (ich setze diesen Fall) einzig aus Bewußtsein dieser Pflicht in den Nachen sprang, den kein anderer besteigen wollte, so ist wohl niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Fall von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb, die Motion der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art: er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beide moralisch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmack darauf Einfluß geben?

Gesetzt also, der erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen so gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und Gewalttätige ihm einen Abscheu erweckte, den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblick, als der Naturtrieb sein Anliegen vorbringt, schon der bloße Geschmack es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer frühern Instanz fallen. Nun regiert aber der Geschmack den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich also das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das widrige Gefühl, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft wird also schon im Forum der Empfindung und im Gebiet der leidenden Kraft verhandelt, und das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent; eine bloße schöne Wirkung der Natur.

Gesetzt nun der andere, dem seine Vernunft vorschrieb, etwas zu tun, wogegen sich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen so reizbaren Schönheitssinn, den alles, was groß und vollkommen ist, entzückt, so wird in demselben Augenblick, als die Vernunft ihren Ausspruch tut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das mit Neigung tun, was er ohne diese zarte Empfänglichkeit für das Schöne gegen die Neigung hätte durchsetzen müssen. Werden Sie ihn aber, gnädiger Prinz, deswegen im zweiten Fall für minder vollkommen als im ersten halten? Gewiß nicht, denn er handelte ja im zweiten so gut als im ersten nach einer Vorschrift der Vernunft, und daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgte, das kann der sittlichen Reinheit seiner Tat keinen Abbruch tun. Er ist also moralisch ebenso vollkommen; physisch hingegen ist er bei weitem vollkommener, denn er ist ein weit zweckmäßigeres Subjekt für die Tugend.

Der Geschmack gibt also dem Gemüt eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Naturbewegungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag tun, wenn er gleich in allen denen Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhl abtut, was sonst das Gewissen hätte ausmachen müssen, und also Ursache ist, daß sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe moralischer Handlungen, sondern auf der größern Fertigkeit des Gemüts, solche Handlungen ausüben zu können; ja vielleicht wird man in der Epoche des erfüllten sittlichen Ideals ebensowenig von Moralität und moralischen Taten als in dem goldenen Alter der Natur und der Kindheit hören und höchstens nur bei außerordentlichen Fällen daran erinnert werden, daß die Vernunft und nicht die Neigung das Ruder führt. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen denen Fällen positiv

nützen, wo die Vernunft die erste Anregung macht und in Gefahr ist, von der stärkern Beredsamkeit der Natur überstimmt zu werden. In diesen Fällen nämlich stimmt er unsre Sinnlichkeit zum Vorteil der Pflicht, und macht also auch ein geringeres Maß moralischer Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack der wahren Moralität in keinem Falle schadet, in mehrern aber offenbar nützt, so muß der Umstand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unsers Betragens im höchsten Grade beförderlich ist.

Gesetzt, daß die schöne Kultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns besser gesinnt zu machen, so macht sie uns wenigstens geschickt, auch ohne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun kömmt es zwar vor einem moralischen Forum ganz und gar nicht auf unsre Handlungen an, als insofern sie ein Ausdruck unserer Gesinnungen sind; aber vor dem physischen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unsre Gesinnungen an, als insofern sie Handlungen veranlassen, durch die der Naturzweck befördert wird.

Nun sind aber beide Weltordnungen, die physische, worin Kräfte, und die moralische, worin Gesetze regieren, so genau aufeinander berechnet und so innig ineinander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moralisch zweckmäßig sind, durch ihren Inhalt zugleich eine physische Zweckmäßigkeit in sich schließen; und so wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu sein scheint, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu machen, so läßt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu erhalten. Die Ordnung der Natur ist also von der Sittlichkeit unserer Gesinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstoßen, ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menschlichen Natur — solange sie menschliche Natur bleibt — nie und nimmer zu erwarten ist, daß sie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Geisternatur handle, daß sie nie gegen die sittliche Ordnung verstoße, wie mit den Vorschriften der Vernunft sich im Widerspruch befinde — wenn wir, bei aller Überzeugung sowohl von der Notwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend, uns gestehen müssen, wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unsrer besten Grundsätze bauen dürfen — wenn wir uns bei diesem Bewußtsein unsrer Unzuverlässigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unsrer moralischen Fehltritte leidet — wenn wir uns alles dieses ins Gedächtnis rufen, so würde es die frevelhafteste Verwegenheit sein, das Beste der Welt auf dieses Ohngefähr unsrer Tugend ankommen zu lassen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigstens der physischen Weltordnung durch den Inhalt unsrer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die Form derselben nicht recht machen sollten — wenigstens, als vollkommenere Instrumente, dem Naturzweck zu entrichten, was wir, als unvollkommene Personen, der Vernunft schuldig bleiben, um nicht in beiden Weltordnungen zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir deswegen, weil sie keinen moralischen Wert hat, für die Legalität unsers Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnten alle Bande der Gesellschaft zerrissen sein, ehe wir mit unsern Grundsätzen fertig würden. Je zufälliger aber unsre Moralität, um desto notwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Versäumnis der letztern würde uns moralisch zugerechnet werden können. Ebenso, wie der Wahnsinnige, der seinen nahen Paroxysmus ahndet, alle Messer entfernt und sich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen seines kranken Gehirnes nicht im gesunden Zustand verantwortlich zu sein — ebenso sind auch wir verpflichtet, uns in den freien Intervallen durch

Religion und durch ästhetische Tugend zu binden, damit unsre Leidenschaft nicht in den Perioden ihrer Herrschaft gegen die Weltordnung rase.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben, zu einem Surrogat der wahren Tugend zu dienen und die Gesetzmäßigkeit der Handlungen da zu sichern, wo die Pflichtmäßigkeit der Gesinnungen nicht zu hoffen ist. Obgleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stelle verdiente, der weder die Reize der Schönheit noch den Glauben an eine Vorsehung und Unsterblichkeit nötig hätte, um sich in allen Vorfällen des Lebens der Pflicht gemäß zu betragen, so nötigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigidesten Ethiker, von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nachzulassen, wenn er demselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl der Welt, das durch unsre zufällige Tugend gar übel besorgt sein würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Ankern, der Religion und dem Geschmack, zu befestigen.

Und zwar scheinen sich beide, wenn ich anders meinen Erfahrungen trauen darf, in den Menschen und in das Menschengeschlecht so zu teilen, daß die Religion demjenigen ihre Arme öffnet, an dem die Schönheit verloren ist. Da nämlich, wo keine ästhetische Kultur den innern Sinn aufgeschlossen und den äußern beruhigt hat und die edlern Empfindungen des Verstandes und Herzens die gemeinen Bedürfnisse der Sinne noch nicht eingeschränkt haben, oder in Lagen, wo auch die größte Verfeinerung des Geschmacks den sinnlichen Trieb nicht verhindern kann, auf eine materielle Befriedigung zu dringen — da ist es die Religion, die auch dem sinnlichen Trieb noch ein Objekt anweist und ihm für die Opfer, die er der Tugend zu bringen hat, hier oder dort eine Entschädigung zusichert. In diesen Fall aber kommen wir alle, nur mit dem Unterschied, daß der rohe Mensch sich unaufhörlich, der verfeinerte nur momentweise darin befindet.

Eine Seele nämlich, welche angefangen hat, das edlere Vergnügen an Formen zu kosten und aus dem reinen Quell der Vernunft ihre Genüsse zu schöpfen, scheidet ohne Kampf von den gemeinen Freuden des Stoffs und hält sich für die Entbehrungen des äußern Sinns durch die Vergnügungen des innern unendlich entschädigt. Aber einen Fall gibt es doch, wo wir alle, verfeinert oder roh, unter die Gewalt des Instinkts zurückkehren, und wo die Natur, aller Kunst zum Trotze, ihre Rechte geltend macht. Keine ästhetische Kultur geht soweit, daß sie den Naturtrieb auch da zurückweisen könnte, wo er sich für Leben und Dasein wehrt. Alles, was der Geschmack vermag, ist, das Objekt unserer Begierden zu verändern und gröbere Empfindungen gegen feinere auszutauschen. Solange also die Vernunft, bei ihrer moralischen Gesetzgebung, bloß das Opfer einzelner Empfindungen fodert, so kann der Geschmack dem innern Sinn erstatten, was dem äußern entzogen wird; sobald aber die Vernunft das Opfer der Kraft selbst verlangt und den letzten Grund aller, auch der geistigsten Empfindungen, antastet, so hat der Geschmack nichts mehr zu ersetzen, weil er — als ein zur Hälfte sinnliches Vermögen — in das Schicksal der Sinne sich selbst mit verwickelt sieht und mit der Existenz auch seine Herrschaft sich endigt. Wo das Vermögen der Empfindungen aufhört, da ist kein Tausch der Empfindungen möglich, und den Trieb zu unterdrücken, den wir nicht mehr befriedigen können, ist alles, was uns übrig bleibt. Dies ist aber nur durch die gewaltsamste aller Abstraktionen und durch eine Kraftäußerung möglich, deren die gemischte Natur des Menschen kaum fähig ist. Dazu würde ein Sprung vom Bedingten ins Unbedingte hinüber und eine völlige Verzichtleistung auf alles, was an uns der Materie gehört und unter Naturbedingungen stehet, also auf Dasein und Bewußtsein und Wirken erfodert werden. Bloß die reine Form der Vernunft, in ihre unwandelbare Identität eingehüllt, würde, von allem Stoff abgesondert, zurückbleiben, und selbst diese Idee des Absoluten und Notwendigen würde, weil

sie nicht ohne Zeitbedingungen und Stoff gedacht werden kann, in den allgemeinen Verlust mit eingeschlossen werden. Da nun zu dieser Gemütsoperation eine Kraft erfodert wird, deren nur die wenigsten Menschen, und diese wenigen auch nur in ihren glücklichsten Momenten, fähig sind, so werden wir wohl tun, für diesen äußersten Fall Religionsideen in Bereitschaft zu halten, um dem unabweisbaren Lebenstrieb in einer andern Ordnung der Dinge eine Befriedigung versichern zu können. Soll ich es frei heraussagen, gnädigster Prinz? Die Religion ist dem sinnlichen Menschen, was der Geschmack dem verfeinerten; der Geschmack ist für das gewöhnliche Leben, was die Religion für die Extremität. An eine dieser beiden Stützen aber, wo nicht lieber an beide, müssen wir uns halten, solange wir keine Götter sind.

Schon ein flüchtiger Blick in die gegenwärtige moralische Verfassung der Welt bestätigt mir meine Bemerkung. Betrachten wir die Masse des Volks; seine Religion ist das Gegengewicht seiner Leidenschaften, wo kein äußrer Widerstand ihre Stärke bricht. Der gemeine Mann wird sich vieles nur als Christ verbieten, was er als Mensch sich erlaubt hätte. Betrachten wir die feineren Klassen, sie sind gesittet, aber nicht sittlich. Die Gesetze des Anstandes, des guten Tons und der Ehre können sie allein vermögen, Rechte ungekränkt zu lassen, die sie weit entfernt sind, zu respektieren. Wo das Interesse ein zu schwacher Zügel für sie sein würde, da ist es bloß der Geschmack, der uns die Gesetzmäßigkeit ihres Betragens verbürgt. Ich zweifle nicht, daß es unter beiden Klassen Beispiele wahrer Tugend gibt, aber ich fürchte sehr, daß sie zu den Ausnahmen und nicht zu der Regel gehören. In Frankreich hat jetzt eine Erschütterung zugleich die Religion umgestürzt und den Geschmack der Verwilderung preisgegeben, und es fehlt viel, daß der Charakter der Nation soweit aufgebaut wäre, um dieser Stützen zu entbehren. Die Zeit wird lehren, was geschehen wird.

Darf ich, vortrefflichster Prinz, wegen der freimütigen Wen-

dung, mit der ich diesen Brief beschloß, Ihre Verzeihung hoffen? Ich gestehe, daß mir daran gelegen war, mich auch in diesem Stück Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin, denn vor Personen, die ich in diesem Grad respektiere und liebe, möchte ich gern so vollständig und unverhüllt erscheinen, wie vor meinem eigenen Herzen.

In tiefster Devotion ersterbe ich

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht

untertänigster Diener und dankbarster Verehrer

Ludwigsburg, am 3. Dezember 1793.

Friedrich Schiller.

Dezember 1793.

Durchlauchtigster Prinz!

Der Sinn für das Schöne, habe ich in dem vorhergehenden Briefe auszuführen gesucht, diene der wahren Tugend zur Stütze und ersetze sie, wo sie mangelt, durch die ästhetische. Diese ästhetische Tugend, obgleich sie dem Menschen keinen Wert in der moralischen Welt erwirbt, macht ihn doch für die physische brauchbar, weil sie ihn einer Gesetzmäßigkeit des Betragens fähig macht, ohne welche die Natur ihren großen Zweck, der auf Vereinigung der Menschen zu einem Ganzen gerichtet ist, nie erreichen könnte. Aber die Menschen sind darum noch lange nicht vereinigt, wenn sie nicht untereinander entzweiet sind, und die Legalität allein kann bloß verhindern, daß Ungerechtigkeit nicht das Band der Gesellschaft zerreiße. Die Menschen wahrhaft und innig zu vereinigen, dazu gehört noch ein eigenes positives Band, der gesellige Charakter oder die Mitteilungen der Empfindungen und der Umtausch der Ideen.

Zur Gesellschaft konnte schon das bloße Bedürfnis den Menschen führen, aber nur der Geschmack zur Geselligkeit; denn schon die Not konnte seine doppelte Natur entwickeln, aber nur die

Schönheit sie vereinigen. Der Geschmack allein bringt eine harmonische Einheit in die Gesellschaft, weil er eine harmonische Einheit in dem Individuum stiftet.

Rücksicht auf die Mitteilbarkeit der Empfindungen und Ideen ist bekanntlich das erste Gesetz, welches der gute Ton allen Gliedern einer zivilisierten Gesellschaft diktiert. Der gute Ton verbannt alles, was ausschließt. Er verlangt, daß an dem, was einer faßt und was einer empfindet, alle ohne Unterschied sollen teilnehmen können.

Aber die Vergnügungen der Sinne, die sich auf unmittelbare Sensation und eine materielle Ursache gründen, und die entgegengesetzten des reinen Verstandes, die sich auf Abstraktion und logische Formen beziehen, habe beide miteinander gemein, daß sie nie einer allgemeinen Mitteilung fähig sind. Jene deswegen nicht, weil sie sich nach einer individuellen Empfänglichkeit und nach Privatbedürfnissen richten, welche zufällig sind; diese deswegen nicht, weil sie zwar aus der unveränderlichen und gemeinschaftlichen Anlage des Verstandes, aber aus einer besondern Anwendung und Entwicklung dieser Anlage fließen, welche gleichfalls zufällig ist und nicht bei jedermann darf vorausgesetzt werden.

Man würde eine gemischte Gesellschaft aus der gesitteten Welt sehr schlecht unterhalten, wenn man bloß den Sinnen mit angenehmen Reizungen schmeichelte. Denn, auch die Geistesleerheit einer solchen Bewirtung abgerechnet, könnte man ja niemals sicher sein, daß der Privatgeschmack eines einzelnen aus der Gesellschaft dasjenige nicht abhorrierte, was den andern Vergnügen macht, und gesetzt, daß es auch durch Varietät gelänge, es jedem einzelnen recht zu machen, so würde doch eigentlich nicht gesagt werden können, daß der eine das Vergnügen des andern teile, sondern jeder würde immer nur für sich besonders genießen und seine Empfindungen in sich begraben.

Man würde aber die nämliche Sozietät nicht viel besser befriedigen, wenn man sie mit den profondesten Wahrheiten der Mathe=

matik, Metaphysik oder Diplomatik bewirtete, weil das Interesse an diesen Gegenständen auf Kenntnissen und einem besondern Verstandesgebrauche beruhet, der nicht von allen Menschen erwartet werden darf. Der bloß sensuelle Mensch und der bloße Fächergelehrte sind daher gleich unbrauchbare Subjekte der Konversation, weil beide gleich wenig Fähigkeit besitzen, ihr Privatgefühl zum allgemeinen zu erweitern und das allgemeine Interesse zu dem ihrigen zu machen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

An Georg Göschen.

Jena, den 11. Januar 1793.

Ich schicke nun hier, liebster Freund, obgleich etwas spät, Handschuh aus der jenaischen Fabrike, weil sich der Kamerad zu dem verwaisten Ihrigen nicht finden lassen will. Ihre liebe Jette hat Sie ja selbst, sie braucht also den Handschuh nicht; aber wir haben Sie nicht und schicken Ihnen also einen Erinnerer an uns.

Den schönen Kalender und den Wood habe ich erhalten und bedanke mich aufs allerschönste für den erstern. Wollen Sie so gütig sein und mir den Winckelmann (Geschichte der Antiken) schicken, so verbinden Sie mich sehr. Auch Lessings Laokoon bitte ich mit beizulegen. An Niethammer haben Sie noch vierundzwanzig Taler zu schicken und mir sechsundzwanzig gutzuschreiben, die ich ihm vorgeschossen habe, welches also mit den drei Talern für die Dukaten neunundzwanzig Taler macht. Diese nebst dem fünften Heft der Thalia mögen Sie mir, wenn es Ihnen nicht ungelegen kommt, gegen Ende dieses Monats bezahlen. Wissen Sie auch, daß Sie spätestens auf den Julius ein Werk von mir zu verlegen haben, das uns beiden keine Schande machen soll? Ich bin trefflich fleißig, und meine ganze Tätigkeit ist im Gang.

Zum neuen Jahr meine besten Wünsche

Ewig der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 11. Januar 1793.

Tausend gute Wünsche zum neuen Jahr, lieber Körner, und uns allen viel frohen Mut und Gesundheit. Mit mir geht es jetzt beim Eintritt der gefährlichen Zeit noch ganz erträglich, und eine Beschäftigung, die mich äußerst interessiert, erhebt mich über alle körperliche Bedrückungen. Oft wünsche ich, daß mir meine Gesundheit auch nur so lang bleiben möchte, bis dieser Kallias geendigt ist. Du wirst deine Freude daran erleben, denn es wird, in mir heller mit jedem Schritt. Noch ist gar nichts Schriftliches geordnet, sonst hätte ich dir schon etwas daraus vorgelegt. Besitzest oder weißt du wichtige Schriften über die Kunst, so teile sie mir doch mit: Burke, Sulzer, Webb, Mengs, Winckelmann, Home, Batteux, Wood, Mendelssohn, nebst fünf oder sechs schlechten Kompendien besitze ich schon. Aber über einzelne Künste und besondre Fächer aus derselben möchte ich gerne noch mehrere Schriften nachlesen.

Besonders aber wünschte ich eine oder einige Sammlungen der besten Kupfer von Raffael, Correggios und anderen Stücken, wenn sie nicht zu hoch kämen. Weißt du mir vielleicht einige zu nennen? Auch über Architektur möchte ich gar zu gern ein gutes Buch.

An musikalischen Einsichten verzweifle ich, denn mein Ohr ist schon zu alt; doch bin ich gar nicht bange, daß meine Theorie der Schönheit an der Tonkunst scheitern werde, und vielleicht gibt es einen Stoff für dich, sie auf die Musik anzuwenden.

Wenn wir uns auf Ostern in Leipzig zusammenfinden sollten, so will ich dich damit bekannt machen.

Die Post geht. Tausend Grüße an dich, Minna, Dorchen und Emma von uns allen, inklusive meiner Schwägerin.

Dein

S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 25. Januar 1793.

Bis jetzt ist, ob ich mich gleich nicht zum besten befunden habe, doch kein Sturm gekommen, und es sind nun sechs Tage über die Zeit, in der mich der vorjährige Paroxismus anfiel. Meine Besorgnis war keine Mutlosigkeit, keine bloß hypochondrische Grille. Ich bin sehr zu katarrhalischen Übeln geneigt, welche der Winter vorzüglich herbeiführt, und meine zwei Entzündungsfieber sind katarrhalisch gewesen. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Ich muß also den Winter ebenso sehr in Rücksicht meiner Brust, als den Sommer und Frühling in Rücksicht auf meine Krämpfe fürchten. Ich bin da in eine saubre Alternative gesetzt, und jedes Zeichen im Tierkreis bringt mir ein anderes Leiden mit. Und doch ist das Beste, was ich vernünftig wünschen kann, noch lange so zu bleiben, denn die ganze Veränderung, die ich zu erwarten habe, ist, daß es zum Schlimmern geht.

Meine Beschäftigungen halten mich gottlob noch ziemlich aufrecht. Die Untersuchung über das Schöne . . .

[Fortsetzung siehe Band IX S. 147.]

An Gottfried Körner.

Jena, den 8. Februar 1793.

Aus Erscheinung dieses Briefes siehst du, daß der Würgengel bisher an mir vorübergegangen ist. Es sind jetzt gerade drei Wochen über die Zeit, wo ich voriges Jahr, und vier Wochen über die, wo ich vor zwei Jahren krank wurde. Ich habe also eine sehr wahrscheinliche Hoffnung, daß meine Natur wenigstens über den Winter Meister werden wird. Meine Geschäfte gehen ungehindert fort, und die Tätigkeit hält mich über Wasser. Aber fertig wird auf die Ostermesse noch nichts. Die Sache will durchdacht sein.

Über deinen Brief, den ich vor wenig Stunden erhielt, habe ich mich gar sehr gefreut, und er hat mich in eine Stimmung gesetzt, wo mir vielleicht die kurze Darstellung meiner Idee von Schönheit gelingen wird. Wie nahe wir einander in unsern Ideen gekommen sind, wirst du bald sehen, und vielleicht findest du gewisse, mehr von dir bloß geahndete Ideen in meiner Vorstellung des Schönen verdeutlicht. Deine Ausdrücke Leben in den äußern Objekten, herrschende Kraft und Sieg der herrschenden Kraft, heterogene Kräfte, widerstrebende Kräfte und dergleichen, sind zu unbestimmt, als daß du sicher sein könntest, gar nichts Willkürliches, nichts Zufälliges darein zu legen; sie sind mehr ästhetisch-, als logisch-deutlich nnd deswegen gefährlich.

Alsdann kann dich ein Kantianer immer noch mit der Frage in die Enge treiben, nach welchem Prinzip der Erkenntnis der Geschmack verfahre? Du gründest deine Idee einer herrschenden Kraft auf die eines Ganzen, auf den Begriff der Einheit des Verbundenen, Mannigfaltigen, aber woran erkennt man diese Einheit? Offenbar nur durch einen Begriff; man muß einen Begriff von dem Ganzen haben, zu welchem das Mannigfaltige zusammenstimmen soll. Deine herrschende Kraft und die sinnliche Vollkommenheit der Wolfschen Schule liegen nicht so gar weit voneinander, denn der Prozeß der Beurteilung ist bei beiden logisch. Beide setzen voraus, daß man der Beurteilung einen Begriff unterlege. Nun hat Kant darin offenbar recht, daß er sagt, das Schöne gefalle ohne Begriff; ich kann ein schönes Objekt lange vorher schön gefunden haben, ehe ich nur entfernt imstande bin, die Einheit seines Mannigfaltigen anzugeben und zu bestimmen, was die herrschende Kraft an demselben ist.

Übrigens rede ich hier mehr als Kantianer, denn es ist am Ende möglich, daß auch meine Theorie von diesem Vorwurfe nicht ganz frei bleibt. Ich habe einen doppelten Weg vor mir, dich in meine Theorie hineinzuführen; einen sehr unterhaltenden und leichten, durch die Erfahrung, und einen sehr reizlosen, durch Vernunft-

schlüsse. Laß mich den letzten vorziehen; denn ist der einmal zurückgelegt, so ist das übrige desto angenehmer.

Wir verhalten uns gegen die Natur (als Erscheinung) entweder leidend oder tätig, oder leidend und tätig zugleich . . .

[Fortsetzung siehe Band IX S. 149—155.]

. . . Schönheit also ist nichts anders, als Freiheit in der Erscheinung.

Hier muß ich abbrechen, weil ich diesen Brief bald in deinen Händen wünsche und auf deine Antwort äußerst begierig bin. Viel kannst du aus dem wenigen, was hier gesagt ist, schon prognostizieren und erraten. Auch freue ich mich, wenn du einige Resultate selbst findest. Schreibe mir ja bald und ausführlich. Ich gebe gleich zwanzig Taler, um einige Stunden dich zu sprechen; gewiß würden sich unsere Ideen durch Friktion noch besser entwickeln. Lebe wohl. Von meiner Frau und Schwägerin herzliche Grüße an euch alle. Was sprichst du zu den französischen Sachen? Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber, und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderskechte mich an. Lebewohl

Dein

S.

An Bartholomäus Fischenich.

Jena, 11. Februar 1793.

Sie haben uns durch Ihren Brief aus einer großen Unruhe und Ungewißheit gerissen, liebster Freund, in die Ihr langes Stillschweigen uns versetzt hatte. Keinen von allen den Briefen, deren Sie erwähnen, haben wir erhalten. Ein Brief von Frankfurt war das einzige, was von Ihnen in unsere Hände kam. Ich konnte mich um so weniger entschließen, Ihnen aufs Geratewohl

zu schreiben, weil auch Göritz uns nichts von Ihnen zu sagen wußte, und es also mehr als wahrscheinlich war, daß die Briefe unsicher gingen. Mag es indessen sein! Es ist nur gut, daß ich endlich doch weiß, daß Sie leben, daß Sie tätig und zufrieden sind. Ihre glückliche Eröffnung der Vorlesungen und die gute Aufnahme der Kantschen Philosophie bei Lehrern und Lernenden freut mich gar sehr. Bei der studierenden Jugend wundert es mich übrigens nicht sehr; denn diese Philosophie hat keine andern Gegner zu fürchten als Vorurteile, die in jungen Köpfen doch nicht zu besorgen sind. Offenbar spricht dieser Umstand sehr für die Wahrheit derselben.

Ich kann mir denken, wieviel Freude es Ihnen machen muß, Ihre Ideen auszustreuen und auch schnell aufkeimen und gedeihen zu sehen. Bei der Bestrebung, sie andern klarzumachen, werden Sie die schwersten Begriffe simplifizieren und eben dadurch auf neue Beweise und Ableitungen derselben geführt werden. Ich bin sehr begierig, Ihre Antrittsrede zu lesen; auch von dem Eindruck, den sie machte, möchte ich gern recht viel von Ihnen hören. Die völlige Neuheit Ihres Evangeliums in Bonn muß sehr begeisternd für Sie sein. Hier hört man auf allen Straßen Form und Stoff erschallen, man kann fast nichts Neues mehr auf dem Katheder sagen, als wenn man sich vornimmt, nicht Kantisch zu sein.

So schwer dieses unsereinem ist, so habe ich es doch wirklich versucht. Meine Vorlesungen über Ästhetik haben mich ziemlich tief in diese verwickelte Materie hineingeführt und mich genötigt, mit Kants Theorie so genau bekannt zu werden, als man es sein muß, um nicht mehr bloß Nachbeter zu sein. Wirklich bin ich auf dem Weg, ihn durch die Tat zu widerlegen und seine Behauptung, daß kein objektives Prinzip des Geschmackes möglich sei, dadurch anzugreifen, daß ich ein solches aufstelle. Ich bin, seitdem Sie weg sind, der Philosophie sehr treu geblieben, ja weil alle anderen Zerstreuungen durch schriftstellerische Arbeiten aufgehört haben, so habe ich mich der Theorie des Geschmackes

ausschließend gewidmet. Ich habe Kant studiert und die wichtigsten anderen Ästhetiker noch dazu gelesen. Dieses anhaltende Studium hat mich auf einige wichtige Resultate geführt, von denen ich hoffe, daß sie die Probe der Kritik aushalten werden. Anfangs wollte ich meine neuen Ideen über das Schöne in einem philosophischen Gespräch herausgeben; da aber indessen meine Plane sich erweitert haben, so will ich mir mehr Zeit dazu nehmen und meine Ideen völlig aufkeimen lassen. Ist etwas davon in Ordnung gebracht, so sollen Sie es lesen und beurteilen.

Schmidt, höre ich, wird auf Ostern hier angestellt; Döderleins Stelle ist auch noch nicht besetzt, ich weiß aber nicht, wer sie bekommen soll. Für meinen Umgang habe ich an einem neuen Landsmann, M. Gros, der bei dem Prinzen von Württemberg Hofmeister gewesen ist, eine sehr gute Eroberung gemacht. Es ist ein sehr heller Kopf, der besonders in der Kantischen Philosophie vortrefflich zu Hause ist, voll Geist und einer scharfen Beurteilungskraft. Von den hiesigen Schwaben, Paulus selbst mit eingeschlossen, kommt ihm an Kapazität keiner gleich. Von Reinhold hält er nicht viel, besucht auch seine Kollegia nicht. Er studiert die Jurisprudenz und wird im nächsten Winter nach Göttingen abgehen. Mit meiner Gesundheit ist es noch immer das Alte, weder besser noch schlimmer. Indessen habe ich mir doch Glück zu wünschen, daß meine Fieberperiode, wie es scheint, doch glücklich vorbeigegangen ist. Tätigkeit söhnt mich mit der traurigen Existenz aus, wozu mein kranker Körper mich verurteilt. An unserm Zirkel hat sich nicht viel verändert, außer daß Gros ihn vermehrt hat. Im Frühjahr ziehen wir in einen Garten, wo dann auch die übrige Tischgesellschaft ganz aufgehoben wird. Ich werde dafür an meiner zweiten Schwester, die ich kommen lasse, eine Vermehrung der Gesellschaft erhalten. Ich vermisse es oft mit Leidwesen, daß der schöne Name Bonn nicht mehr in meinem Zimmer erschallt.

Der Krieg in Ihrer Nachbarschaft macht mir bange für Ihre

Ruhe und noch mehr für Ihre Gesundheit. Könnten Sie doch, wenn es so bunt durcheinander geht, sich aus dem Gewühl losmachen und zu uns kommen; denn dieses Kriegselend hebt alle Möglichkeit auf, daß wir Sie besuchen.

Meine Frau wird Ihnen selbst schreiben. Auch Göritz hat versprochen, etwas beizulegen. Meine Schwägerin, die jetzt hier ist, empfiehlt sich Ihrem Andenken. Lassen Sie uns ja bald wieder einige Worte von sich hören und vergessen Sie nicht

Ihren Sie ewig liebenden Freund

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 18. Februar 1793.

Ich sehe aus deinem Briefe, den ich eben erhalte, daß ich eigentlich nur Mißverständnisse, keine eigentlichen Zweifel gegen meine Erklärung der Schönheit bei dir zu heben habe, und die bloße Fortsetzung meiner Theorie wird uns darüber wahrscheinlich in Einverständnis bringen. Vorläufig bemerke ich nur

1) daß mein Prinzip der Schönheit bis jetzt freilich nur subjektiv ist, weil ich bisher ja nur aus der Vernunft selbst heraus argumentierte und mich auf die Objekte noch gar nicht einließ. Aber es ist nicht mehr subjektiv als alles, was aus der Vernunft a priori abgeleitet wird. Daß in den Objekten selbst etwas angetroffen werden muß, was die Anwendung dieses Prinzipes darauf möglich macht, versteht sich von selbst, sowie auch dies, daß mir obliegt, es anzugeben. Aber daß dieses Etwas (nämlich das durch sich selbst Bestimmtsein in den Dingen) von der Vernunft bemerkt und zwar beifällig bemerkt wird, dieses kann der Natur der Sache nach nur aus dem Wesen der Vernunft und insofern also nur subjektiv dargetan werden. Ich hoffe aber, hinreichend zu beweisen, daß die Schönheit eine objektive Eigenschaft ist.

2) muß ich anmerken, daß ich einen Begriff von der Schönheit

zu geben und durch den Begriff der Schönheit gerührt zu werden für zwei ganz verschiedene Dinge halte. Daß sich ein Begriff von der Schönheit geben lasse, kann mir gar nicht einfallen zu leugnen, weil ich selbst einen davon gebe, aber das leugne ich mit Kant, daß die Schönheit durch diesen Begriff gefalle. Durch einen Begriff gefallen, setzt die Präexistenz des Begriffs vor dem Gefühl der Lust im Gemüte voraus, wie bei der Vollkommenheit, Wahrheit, Moralität immer der Fall ist; obgleich bei diesen drei Objekten nicht mit gleich deutlichem Bewußtsein. Aber daß unserer Lust an der Schönheit kein solcher Begriff präexistiere, erhellt unter andern schon daraus, weil wir ihn jetzt noch immer suchen.

3) sagst du, daß die Schönheit nicht aus der Sittlichkeit, sondern beide aus einem gemeinschaftlichen höheren Prinzip zu deduzieren sein. Diesen Einwurf habe ich nach meinen neulichen Prämissen gar nicht mehr erwartet, denn ich bin so weit entfernt, die Schönheit von der Sittlichkeit abzuleiten, daß ich sie vielmehr damit beinah unverträglich halte. Sittlichkeit ist Bestimmung durch reine Vernunft, Schönheit, als eine Eigenschaft der Erscheinungen, ist Bestimmung durch reine Natur. Bestimmung durch Vernunft, an einer Erscheinung wahrgenommen, ist vielmehr Aufhebung der Schönheit, denn die Vernunftbestimmung ist an einem Produkt, das erscheint, wahre Heteronomie.

Das höhere Prinzip, das du verlangst, ist gefunden und unwidersprechlich dargetan. Auch begreift es, wie du von demselben foderst, Schönheit und Sittlichkeit unter sich. Dieses Prinzip ist kein anderes als Existenz aus bloßer Form. Ich kann mich jetzt bei der Erörterung desselben nicht aufhalten, die ohnehin aus dem Verfolg meiner Theorie reichlich erhellen wird. Nur das merke ich noch an, daß du dich durchaus von allen Nebenideen, womit die bisherigen Religionairs in der Moralphilosophie oder die armen Stümper, die in die Kantsche Philosophie hineinpfuschten, den Begriff der Sittlichkeit entstellten, losreißen mußt — denn alsdann wirst du völlig überzeugt werden, daß alle deine Ideen, so

wie ich sie aus deinen bisherigen Äußerungen ahnden kann, mit dem Kantschen Grund der Moral in einer größern Übereinstimmung stehen, als du jetzt selbst vielleicht nicht ahndest. Es ist gewiß von keinem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen worden, als dieses Kantische, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme dich aus dir selbst. So wie das in der theoretischen Philosophie: Die Natur steht unter dem Verstandesgesetze. Diese große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück, und diese nennen wir Schönheit.

Indessen verlasse ich mich auf meine gute Sache und fahre deswegen in der angefangenen Entwickelung fort, von der ich wünsche, daß du sie nur mit halb soviel Interesse anhören mögest, als es mir macht, mich darüber gegen dich zu expektorieren.

Es gibt also eine solche Ansicht der Natur . . .

[Fortsetzung siehe Band IX S. 155—163.]

Du siehst aus dieser kleinen vorangeschickten Probe, daß meine Schönheitstheorie von der Erfahrung schwerlich zu fürchten haben wird. Ich fodre dich auf, mir unter allen Schönheitserklärungen, die Kantische miteingerechnet, eine einzige zu nennen, die das uneigentliche Schöne so befriedigend auflöste, als, wie ich hoffe, hier geschehen ist.

Schreibe mir, sobald du kannst, wieder. Binnen acht Tagen werde ich wieder einen solchen Lastwagen an dich abgehen lassen.

Dein

S.

An Georg Göschen.

Jena, den 25. Februar 1793.

Der Frühlingsanfang, der zwar ein Freund der Poeten, aber nicht der kranken Poeten ist, hat mich einige Wochen wieder an mein Übel angeschmiedet, darum habe ich Ihnen, lieber Freund,

so lange kein Lebenszeichen gegeben. Für das überschickte Geld danke ich Ihnen und will Sie auch weder vor noch in der Messe mehr inkommodieren.

Für die Thalia will ich Sorge tragen, daß das Publikum wollen muß. Verfängliche Aufsätze sollen weggelassen werden und Gedichte nur dann, wenn sie es vorzüglich würdig sind, einen Platz darin finden. Zuweilen ist es mir begegnet, daß ich den zudringlichen Bitten eines armen Musensohns nachgab und drucken ließ, was ungedruckt hätte bleiben sollen. Sie glauben nicht, wie ich mit Aufsätzen aller Art heimgesucht worden.

Zu dem Geisterseher ist jetzt freilich noch keine gute Stimmung da, aber ich werde schon auf andere Art helfen. Sorgen Sie nicht.

An Ramberg werde ich wegen einer Zeichnung zu meinem Kallias (denn so heißt der Dialog, den ich ausarbeite) selbst schreiben. Vorläufig seien Sie so gütig, mir zu seiner nähren Bekanntschaft zu verhelfen, und ließe er sich bereden, einmal hieher zu kommen, so würde es mir unendlich willkommen sein; denn alles, was ich von ihm sah und hörte, charakterisiert ihn in meinen Augen als das größte Kunstgenie in der jetzigen Malerwelt.

Wie geht es mit Wielands Schriften? Sagen Sie mir doch ein paar Worte davon.

Eingeschlossenen Brief ersuche ich Sie, an Herrn Meißner, von dem Sie im vorigen Jahr 1000 Taler für mich empfangen, abgeben zu lassen.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 28. Februar 1793.

Ich werde dich in einigen Wochen mit einem neuen Werk von Kant überraschen, das dich sehr in Verwundrung setzen wird. Es wird hier gedruckt, und ich habe die Hälfte, denn so weit ist es

fertig, durchlesen. Der Titel ist: Philosophische Religionslehre, und der Inhalt — solltest du es glauben? — die scharfsinnigste Exegesis des christlichen Religionsbegriffs aus philosophischen Gründen. Kant, wie du schon mehrmal an ihm hast bemerken können, liebt sehr, Schriftstellen einen philosophischen Sinn zu geben. Es ist ihm, wie man bald sieht, nicht sowohl darum zu tun, die Autorität der Schrift dadurch zu unterstützen, als vielmehr die Resultate des philosophischen Denkens dadurch an die Kindervernunft anzuknüpfen und gleichsam zu popularisieren. Er scheint mir von einem Grundsatz dabei geleitet zu werden, den du sehr liebst; nämlich von diesem: das Vorhandene nicht wegzuwerfen, solange noch eine Realität davon zu erwarten ist, sondern es vielmehr zu veredeln. Ich achte diesen Grundsatz sehr, und du wirst sehen, daß Kant ihm Ehre machte. Aber ob er überhaupt wohl daran getan hat, die christliche Religion durch philosophische Gründe zu unterstützen, zweifle ich sehr. Alles, was man von der bekannten Beschaffenheit der Religionsverteidiger erwarten kann, ist, daß sie die Unterstützung annehmen, die philosophische Gründe aber wegwerfen werden, und so hat Kant dann nichts weiter getan, als das morsche Gebäude der Dummheit geflickt.

Übrigens hat die Schrift mich hingerissen, und ich kann die übrigen Bogen kaum erwarten. Zwar ist einer seiner ersten Grundsätze darin empörend für mein, und wahrscheinlich auch dein, Gefühl. Er behauptet nämlich eine Propension des menschlichen Herzens zum Bösen, das er das radikale Böse nennt, und das mit den Reizungen der Sinnlichkeit ganz und gar nicht verwechselt werden darf. Er setzt es über die Sinnlichkeit hinaus in die Person des Menschen, als den Sitz der Freiheit. Doch du wirst selbst lesen. Gegen seine Beweise läßt sich nichts einwenden, so gern man auch wollte.

Übrigens wird er bei den Theologen wenig Dank verdient haben, denn er hebt alle eigene Autorität des Kirchenglaubens auf und macht den reinen Vernunftglauben zu seinem höchsten Ausleger;

gibt auch sehr deutlich zu verstehen, daß der Kirchenglaube bloß von subjektiver Gültigkeit sei und es besser wäre, wenn er entbehrt werden könnte. Aber weil er überzeugt ist, daß er nicht entbehrlich sei, noch so bald es werden würde, so macht er es zu einer Gewissenspflicht, ihn zu respektieren. Der Logos, die Erlösung (als philosophische Mythe), die Vorstellung des Himmels und der Hölle, das Reich Gottes und alle diese Vorstellungen sind aufs glücklichste erklärt.

Ich weiß nicht, ob ich dir schon davon geschrieben habe, daß ich damit umgehe, eine Theodizee zu machen. Wo möglich, so geschieht es noch dieses Frühjahr, um sie meinen Gedichten einzuverleiben, wovon ich diesen Sommer eine sehr schöne Edition bei Crusius veranstalte. Auf die Theodizee freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnizische viel poetischer und hat einen weit größern Charakter. Außer dieser Theodizee trage ich mich noch mit einem andern Gedicht, gleichfalls philosophischen Inhalts, wovon noch mehr zu erwarten ist. Aber davon kann ich dir jetzt noch nichts schreiben. Erlauben es meine Umstände, so bringe ich es auch noch in meine Sammlung.

Wenn du Jakob und sein Herr von Diderot, den Mylius übersetzt hat (denn französisch ist er noch nicht heraus), zu lesen bekommen kannst, so lies ihn doch. Auch der Minna wird er viel Freude machen. Ich habe mich sehr daran ergötzt.

Diesen Sommer logieren wir außerhalb der Stadt in einem angenehmen Gartenhause. Meine zweite Schwester wird bei mir sein, und vielleicht behalte ich sie ganz. Ich werde dann mehr en famille leben und weniger Lärm um mich haben, weil ich dann keine Tischgenossen mehr nehme. Da meine Frau auch oft nicht wohl ist, so ist es mir ein Trost, jemand, der mir attachiert und doch gesund ist, um mich zu wissen. Ob ich auf den Sommer oder Herbst nach meinem Vaterland reise, wird auf meine Gesundheit ankommen, die schon seit drei Wochen den Einfluß des Frühjahrs nicht aufs beste empfindet.

Der Tod des jungen Ludwigs, der nach Kurland gegangen ist, wird hier widerrufen, und ich wünschte recht sehr, daß dem armen Teufel nichts geschehen wäre. NB. Eben erfahre ich aus Dorchens Brief den komischen Mißverstand.

Mit Mainz sieht es noch immer sehr trüb aus. Der Kurfürst ist gegenwärtig in Erfurt, wo auch der Koadjutor wieder angekommen ist. Der letzte zieht nur die Hälfte seines Gehalts und konnte vorher mit dem ganzen nie ausreichen. Weiß der Himmel, wie es damit noch werden mag.

Finde ich noch Zeit, so lege ich die Fortsetzung meiner Theorie bei. Aber nun ist es auch an dir, darüber zu räsonieren. Tausend herzliche Grüße an alle

Dein S.

Die Nachricht von Hubern hat mich erschreckt. Er ist auf dem Weg, einen höchst unglücklichen Schritt zu tun, von welcher Seite man es auch betrachtet. Es ist mit Gewißheit vorherzusehen, daß beide Leute sich im ersten halben Jahre unerträglich sein werden. Und dann noch seinen Abschied zu fodern! Wo will er hingehen, wo wird er, nachdem er durch seine Mainzer Verbindungen und vollends durch eine Heirat mit der Forster sich in einen zweideutigen Ruf gebracht hat, Dienste finden. Will er von seiner Schriftstellerei leben? Da wird er schmale Bissen essen müssen. Die Forstern hat nichts und will mit ihren Kindern sich von ihm ernähren lassen, da er sich selbst nicht helfen kann. Ich weiß in aller Welt nicht, wo er hinaus will. Vielleicht hofft er bei einer Universität unterzukommen? Aber als ein Extraordinarius wird er sich dadurch sehr schlecht verbessern, und zum Ordinarius ist nirgends Hoffnung; denn er hat ja nichts gelernt.

Ich werde alles anwenden, ihm dieses begreiflich zu machen; ich fürchte aber, es ist schon nicht mehr Zeit. Weißt du nicht, ob er vielleicht den Abschied nehmen mußte, um ihn nicht ungefodert zu erhalten? Da man dir sogar aus der Verbindung mit

ihm ein Verbrechen machen will, so muß man von ihm schon sehr viel Böses denken. Auf seine Eltern soll er sich ja nicht verlassen. Das ist ein elendes Pack Menschen, die ihn lieber desperat werden lassen, ehe sie einen Heller für ihn bezahlen. Ich finde es in jedem Betracht, auch selbst für ihn nicht ratsam, daß er nach Dresden geht. Er geht ja dort den empfindlichsten Kränkungen entgegen. Zu euch darf er ganz und gar nicht, und das wird sich ihm, denke ich, begreiflich machen lassen.

Zugleich mit deinem Briefe ist auch einer an ihn unter meiner Adresse bei mir angelangt, der der Aufschrift nach von seinen Eltern ist. Vermutlich hat er selbst ihn an mich adressieren lassen. Ich erwarte ihn also gewiß.

Die Inlage war schon fertig, ehe dein Brief ankam. Ich lege sie also bei. Auf den ersten Teil deines Briefes soll dir, wie ich hoffe, mein letztes Packet antworten. S.

Das Schöne der Kunst.

[Siehe Bd. IX S. 184—192.]

An Johann Heinrich Ramberg.

Jena, den 7. März 1793.

Sie werden mir verzeihen, mein Freund und Mitbruder in Apoll und den Grazien, daß ich mich ohne weitere Formalitäten und bloß mit einem brüderlichen Handschlag in Ihre Bekanntschaft einführe. Ich habe in dem wenigen, was ich von Ihnen sah, Ihrem Geist gehuldigt und Sie von dem ersten Augenblicke an, da ich Sie in Ihren Werken zu erkennen glaubte, als den meinigen betrachtet. Nun kommt es bloß auf Sie an, ob Sie diesen stummen Vertrag ratifizieren wollen.

Daß wir Sie so nahe gehabt haben, ohne Sie kennen zu lernen, habe ich sehr beklagt, und jetzt um so mehr, da, wie mir Göschen schreibt, Ihre Abreise so nahe herbeigerückt. Wie viel Vergnügen

versprach ich mir von dem nähern persönlichen Umgang mit einem Künstler, der sich so kraftvoll und reich und schön in seinen Werken spiegelt! Wie gerne hätte ich mich von Ihrem Genius in die Mysterien der Künste einführen lassen und meinen nur in der Poetik geübten Geschmack zu einer allgemeinen Philosophie der Künste erweitert! Auf diese schöne Hoffnung muß ich für jetzt zwar Verzicht tun, aber ich entsage ihr nicht auf immer. Behalten Sie mich indessen als einen aufrichtigen Verehrer Ihres herrlichen Genies im Gedächtnis und erlauben Sie mir zu denken, daß nichts als der Zufall uns gehindert habe, einander näher zu interessieren.

Ungern entschließe ich mich, dieses Geständnis, das mir bloß eine reine und aufrichtige Achtung gegen Sie eingibt, durch eine eigennützige Bitte herabzusetzen. Aber unser Freund Göschen will, daß ich keine Zeit verliere, und so mag es denn geschehen. Ich weiß nicht, ob er Ihnen schon gesagt haben wird, daß wir wünschen, für eine Schrift von mir, die in diesem Sommer fertig werden wird, eine Zeichnung von Ihnen zu erhalten. Die Schrift hat, ihrem Inhalt nach, den nächsten Anspruch auf Ihre Mitwirkung, denn sie ist nichts anders als ein Dialog über die Schönheit. Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, mich auch in den Streit zu mengen, den die Philosophie über den Begriff der Schönheit erhoben, und die Kantische Theorie, die in seiner Kritik der ästhetischen Urteilskraft aufgestellt ist, war die nächste Veranlassung für mich, diesen Begriff zu entwickeln. Weil die Philosophie über das Schöne gewissermaßen ein Vereinigungspunkt für Philosophen, Künstler und Dichter ist und die Schönheit es nicht verzeihen würde, wenn man auf einem fremden Territorium ihre Sache führte, so habe ich gesucht, meinen theoretischen Untersuchungen auch eine kunstmäßige Einkleidung zu geben und die Form eines Gespräches zwischen verschiedenen Künstlern, Dichtern und Philosophen dazu erwählt. Wenn Sie sich nun entschließen wollten, diese kleine Schrift mit einem Produkt Ihres

Geistes zu zieren, so würden die Richter, vor denen ich meine Idee der Schönheit zu verteidigen habe, desto schneller auf meiner Seite sein.

Ich kann und will Ihrem Genius nichts vorschreiben und möchte mir selbst auch das Vergnügen der Überraschung nicht verderben, das Ihre freie Erfindung mir gewähren wird. Sie wissen, daß die Schrift von der Schönheit handelt, und das ist für Ihre reiche Phantasie genug. Vielleicht finden Sie in meinem Gedicht: die Künstler, welches im Teutschen Merkur 1789 enthalten ist, einige Ideen, welche malerisch wären, aber ich gewinne immer am meisten, wenn Sie sie aus sich selbst nehmen. Sie dürfen sich durch keine Rücksicht auf den Inhalt meiner Schrift einschränken lassen. Ihre Wahl ist völlig frei, und alles ist passend, was an die Macht der Schönheit erinnert. Endlich bitte ich Sie, daß Sie es unserm Freund Göschen mit zur Bedingung machen, daß er mir das Original Ihrer Zeichnung zum Geschenk macht.

Ich wiederhole die Versicherung meiner Ihnen zeitlebens gewidmeten Achtung. Schiller.

An Ferdinand Huber.

Jena, den 15. März 1793.

Ich hoffe, du bist glücklich bei deinen Eltern angekommen, der erste harte Strauß wird vorüber sein und vielleicht, wenn du diesen Brief erhältst, auch der zweite. Laß mich doch einige Nachricht davon haben.

Neulich vergaß ich einen Auftrag, den ich von Körners hatte, bei dir anzubringen. Dorchen wünscht ihre Briefe von dir zurück und frägt an, wohin sie die deinigen schicken soll. Du fühlst, daß sie zu dieser Forderung berechtigt ist, und wirst mir also, da man in Dresden darauf wartet, sobald möglich Bescheid geben.

Vergiß auch nicht mir zu schreiben, wie du mit Voß stehest und

was über das Werk beschlossen ist. Am liebsten hörte ich von dir, daß du in Sachsen bliebest und alles eine friedliche Wendung nähme.

Lebewohl. Die Post geht eben ab.

Dein S.

An Georg Göschen.

Jena, den 15. März 1793.

Seien Sie so gut, lieber Göschen, und besorgen, daß eingegeschloßner Brief Hubern zu eignen Händen übergeben wird. Ich möchte nicht gern, daß seine Eltern ihn erbrächen, wie gewiß geschehen würde, wenn er in ihre Hände käme.

Was sagt unser Ramberg zu Kallias? Ich hab ihm geschrieben und ihm die Erfindung ganz anheimgestellt. Zugleich hab ich ihm aufgetragen, Sie zu bitten, daß die Zeichnung mir überlassen bliebe. Ich wünschte etwas von ihm zu besitzen, und Sie können dies alle Tage von ihm haben.

Der fatale Krieg! Er wird uns Schriftsteller zwingen, nichts mehr als Zeitungen zu schreiben. Sie werden nächstens von mir hören, daß ich einen Reichs-Postreuter herausgebe.

Aber ich hoffe, es soll dahin nicht mit uns kommen. Die Franzosen sind aus Aachen und Lüttich herausgeschlagen und in wenigen Wochen über hundert Kanonen erbeutet worden, worin der Franzosen größte und einzige Überlegenheit besteht. Wir wollen hoffen, daß ihnen das deutsche Brot bald verleidet werden soll.

Lassen Sie ja den Wieland ruhen, bis der ärgste Kriegssturm vorbei ist. Die Grazien haben zwar in unserem Kalender den Mars ausgezogen, aber der grobe Mars könnte sich leicht einfallen lassen, die Grazien wieder auszuziehen und zu plündern.

Ihr S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 15. März 1793.

Ich hatte wieder eine Zeitlang Anfälle meines Übels und bin jetzt noch gar nicht recht im Stande; der Frühling bringt wieder alles bei mir in Bewegung. Erwarte deswegen heute nichts Ausführliches von mir. Huber war zwei Tage hier und hat bei Schütz logiert. Ich habe ihn wenige Zeit allein sprechen können. Seiner Äußerung nach ist der Schritt, seine Entlassung betreffend, eine geschehene Sache, die sich nicht ändern läßt und die er für Übereilung erkennt. Nimmt man ihn beim Wort, so wird er in der Schweiz seinen Sitz aufschlagen und von einer politischen Zeitschrift, die französischen Angelegenheiten betreffend, leben, worüber er eben jetzt mit Voß in Berlin unterhandelt. Sein Vater, sagt er, könne das Geschehene zwar noch nicht recht verschmerzen, er ergebe sich aber darein und spreche schon davon, auch seine Mutter dazu zu vermögen. Er will, nachdem er sich in Dresden gezeigt hat, sechs Wochen im väterlichen Hause noch zubringen und sich dann auf die Reise machen. Über seine Verbindung mit der F. ist sein Entschluß gefaßt. Forster selbst ist der einzige, der bei dieser Sache noch etwas gewinnt. In seinen jetzigen Umständen, wo er alles auf das Spiel setzen muß, kommt es ihm sehr zustatten, daß er für keine Frau zu sorgen hat. Die Kinder werden geteilt, und eins behält der Vater, das andre die Mutter.

Du hast keinen Besuch von ihm zu fürchten. Er hat es begriffen, daß er dich nicht sehen kann. Aber nach Dresden muß er, wie er sagt; der Graf Görz hat ihm in Frankfurt einen Brief gebracht, worin ihm angedeutet wurde, dem Grafen das Archiv zu übergeben und sich in Dresden zu stellen. Auf diese Andeutung, die von mehreren Winken über seine verdächtigen Grundsätze begleitet war, hat er eben jenen Brief geschrieben, worin er um seine Entlassung bittet. Mehrere Monate vorher schon soll ihn Lucchesini aus Frankfurt habe entfernen wollen, welches er nach Hofe berichtete.

Man ließ ihn viele Wochen ohne Antwort, bis endlich Graf Görz mit jenem Auftrag an ihn geschickt wurde.

Wie tief er sich eigentlich eingelassen, weiß ich nicht; mir versichert er, er habe keine Ursache zum Verdacht gegeben, aber da der Verdacht doch da sei, so habe er es für unmöglich gehalten, länger in seinem Posten zu bleiben.

Graf Redern hat ihn in Weimar gesprochen und ihm seine Übereilung vorgestellt. Er hat aber weiter nichts ausgerichtet, als daß er jetzt zwar einsieht, zu rasch gehandelt zu haben, aber den Schritt nicht mehr zurück tun kann.

Über Dora hat er kein Wort verloren, und ich auch nicht. Weil ich in der kurzen Zeit, wo ich ihn allein hatte, den Auftrag wegen der Briefe anzubringen vergaß und ihn nachher nicht mehr zu sehen kriegte, so habe ich es ihm geschrieben und zugleich dafür gesorgt, daß ihm der Brief eigenhändig zugestellt wird.

Ich denke, du solltest und könntest ihn jetzt vergessen. Dir selbst hast du darüber, daß du ihn besser beurteiltest, als er verdiente, keine Vorwürfe zu machen. Der Irrtum war sehr verzeihlich, und seine Folgen sollen, wie ich hoffe, nicht so schlimm sein, als deine jetzige leidenschaftliche Stimmung dich fürchten läßt. Sie weiß jetzt genug, um sich zu seinem Verlust Glück zu wünschen. Sie wird ihn vergessen, und du wirst dazu beitragen, ihr dieses zu erleichtern. Von der Ankunft der Herzogin von Kurland bei euch verspreche ich mir vieles Gutes für Dora. Hörtest du nichts mehr von Kunzen, und ob er Absichten hat? Es wäre gar schön, wenn die Herzogin diese Verbindung zustande brächte.

Deine zwei Briefe will ich über vierzehn Tage beantworten, weil ich diese und die nächste Woche damit zu tun habe, meine Vorlesung zu schließen. Deine Einwürfe habe ich schon angefangen zu beantworten, aber ich brauche einige ganz freie Tage dazu, diese Materie ins klare zu setzen. Dein letzter Brief enthält herrliche Ideen, aber auch davon werde ich noch ausführlich schreiben. Laß mich bald wieder von dir und den deinigen hören und be=

sonders, daß du heiterer bist. Es wäre herrlich, wenn wir diesen Sommer eine Zeitlang hier beisammen sein könnten.

Tausend Grüße an alle

Dein

S.

An Bartholomäus Fischenich.

Jena, den 20. März 1793.

Ich begleite diesen Einschluß von meiner Frau nur mit wenigen Zeilen, um Sie meines Gedenkens zu versichern und zugleich Ihre Anfrage zu beantworten. Der Eintritt des Frühjahrs hat meine Umstände wieder verschlimmert und die ganze Litanei der fatalen Zustände herbeigeführt, wovon Sie voriges Jahr zu Leipzig und Dresden ein Pröbchen gesehen haben. Wo es nur irgend meine Gesundheit zuläßt, bin ich tätig und suche mich durch ein wissenschaftliches Interesse über körperliches Leiden zu erheben. Aber ganz will es doch nicht gehen, obgleich dies der einzige Weg ist, mir meine Existenz erträglich zu machen.

Ihre Geschäftigkeit freut mich gar sehr; und daß Sie bei diesen bedenklichen Konstellationen leiser gehen, finde ich sehr billig. Man kommt mit jedem Tag mehr von dem jugendlichen Kitzel zurück, den Menschen das Bessere aufzudringen, weil unvorbereitete Köpfe auch das Reinste und Beste nicht zu gebrauchen wissen.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, daß diese Ostermesse eine neue und äußerst wichtige Schrift von Kant erscheint, deren Inhalt Sie wohl schwerlich erraten dürften. Nichts Geringeres als eine Deduktion der Notwendigkeit einer positiven Religion und einer Kirche aus philosophischen Gründen und eine — freilich mehr platonische als exegetische — Erklärung des Christentums. Die Schrift wird bei Göpfert gedruckt unter dem Titel: „Philosophische Religionslehre," und ein (Ihnen wahrscheinlich schon bekannter) Aufsatz über das Radikale Böse, der in der

Berliner Monatsschrift steht, ist die Einleitung und das Fundament des Ganzen. Sie werden sich darüber ärgern und zugleich freuen, wie es uns allen damit gegangen ist. Weder Theologen noch Philosophen (wenigstens keiner aus dem großen Haufen von beiden) werden ihm für diese Schrift Dank wissen, die übrigens doch ganz seines Geistes würdig ist. Die Erklärung, die er dem christlichen Religionsbegriff unterlegt, ist so treffend als überraschend; freilich geht er damit so frei um, wie die griechischen Philosophen und Dichter mit ihrer Mythologie, und er ist so aufrichtig, sich auf dieses Beispiel zu berufen und seine Freiheit damit gewissermaßen zu entschuldigen.

Lassen Sie sich diese Schrift ja von Leipzig kommen. Sie wird Anfang der Messe zu haben sein.

Universalgeschichte lese ich diesen Sommer nicht, sondern werde die Ästhetik, mit der ich nicht fertig geworden bin, fortsetzen. Überhaupt werde ich über eine, höchstens zwei Stunden in der Woche nicht lesen, weil meine Zufälle mich gar zu oft unterbrechen. Außerdem habe ich für den Sommer eine, sehr viel Zeit kostende schriftstellerische Beschäftigung.

Zu der Hoffnung, die Sie uns obgleich nur sehr problematisch geben, daß wir Sie vielleicht dieses Jahr sehen, möge das Schicksal Amen sagen.

Adieu, liebster Freund. Ich schreibe Ihnen ausführlicher, wenn ich mich wieder erholt haben werde.

Ihr
ewig ergebener
Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 22. März 1793.

Meinen Brief wirst du, wie ich hoffe, nun schon seit acht Tagen haben. Ich hatte wieder einige ganz leidliche Tage, heute

aber hat es mich wieder mitten unter der Vorlesung überfallen. Meine Existenz wird durch diese elenden Zufälle so zerrissen, daß ich in nichts recht fortfahren kann. In vier Tagen bin ich mit meinen Vorlesungen zu Ende, und dann kann ich unsere ästhetische Correspondenz wieder vornehmen, worauf ich mich freue.

Huber hat mir geantwortet, daß die bewußten Briefe sich noch unter seinen Sachen in Frankfurt befänden und also nicht eher, als bis er dahin zurückreiste, verabfolgt werden könnten. Er will sie an mich schicken, und seine Briefe wirst du mir also zuschicken. Wenn es geschehen darf, so möchte ich doch einen einzigen von denjenigen Briefen lesen, die er seit zwei bis drei Jahren an Dorchen geschrieben hat. Kannst du es mit deiner Zeit und D. Gewissen verantworten, so schreibe mir doch einen davon ab oder bitte D., mir das Original zu schicken, ehe sie es mit den übrigen einsiegelt. Es liegt mir daran, zu wissen, welchen Grad der Unwahrheit gegen sie er sich erlaubt hat. Von nun an, dächte ich, könntet ihr ihn völlig vergessen und ignorieren. Wäre hier Rache nötig, so würde ich sagen, daß die Forster sie reichlich an ihm ausüben wird.

Übrigens ist er jetzt sehr à son aise. Er will gehört haben, daß man ihm eine Pension von zweihundert Talern lassen werde. Zweihundert Karolin hat ihm Voß in Berlin für seine Politische Zeitschrift jährlich zugesagt. Mit seinem Vater steht er gut, wie er schreibt, und von seiner Mutter hofft er, sie werde sich geben. Über das übrige mehr, wenn ich besser bin. Jetzt ist meine Schreibkraft erschöpft.

Lebe wohl und grüße M. und D. herzlich von uns. Mache ja, ich bitte dich, daß dein Plan mit Jena zustande kommt. Das wäre mir eine frohe Aussicht für dieses Jahr. S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 7. April 1793.

Heute habe ich endlich meinen Auszug in den Garten gehalten und bin nicht wenig froh, daß ich Feld und Himmel sehe. Diesen

ganzen Winter kam ich kaum fünfmal ins Freie, und nun ist mir zumut wie einem Gefangenen, der zum erstenmal wieder ans Tageslicht kommt. Jetzt erwarten mich noch fünf Tage, die ich einer nicht gar angenehmen Arbeit widmen muß, dann komme ich zu meiner Schönheit und zu unsrer Korrespondenz zurück.

Unsre Zusammenkunft im Sommer wird uns sehr wohl tun, und sie macht mir schon jetzt in der Erwartung frohe Augenblicke. In unserm Stadtlogis könnt ihr zwar nicht wohnen, denn das haben wir ganz aufgegeben, weil es keine Küche hat und wir jetzt eine eigene Ménage angefangen haben. Meine Gesundheit vertrug sich mit der Kost nicht länger, die wir bei unseren Mlles hatten. Dieser Umstand darf euch aber gar nicht verlegen machen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach miete ich mir noch im Sommer eine neue Wohnung in der Stadt, die dann zu eurer Disposition ist; und sollte ich vor Michaelis keine finden, die unbesetzt wäre, so sind mir jetzt schon verschiedene Wohnungen bekannt, die auf einige Wochen zu haben sein werden. Du darfst mir nur in dieser Zeit einmal bestimmt schreiben, wieviel Zimmer, Betten u. dgl. du nötig haben wirst.

Herrn von Münchhausen habe ich gesprochen und einen interessanten Mann an ihm gefunden. Er ist zwar keiner von denen, die sich im ersten Augenblick entschleiern, und wir waren kaum eine Stunde beisammen; aber er wurde doch am Ende ziemlich warm, und wahrscheinlich wären wir uns näher gekommen, wenn nicht ein Besuch uns unterbrochen hätte. Ich vergaß ihn nach dem Namen seines Guts zu fragen; schreibe mir es doch, wenn du es weißt.

Du schreibst noch von andern Dresdner Menschen, die nach Jena kommen würden. Wer sind diese?

Zu meinem Kallias macht Ramberg eine Zeichnung, die gestochen wird und dann mir bleibt. Ich habe ihm völlig freie Wahl gelassen und bin nun voller Erwartung, was er erfunden haben mag. Von Lottchen herzliche Grüße an dich und von uns beiden an Minna und Dorchen. Lebewohl und laß bald von dir hören.

Dein S.

An Heinrich von Gleichen.

Jena, den 3. Mai 1793.

Mit dem schönen Werk, das Sie mir geschickt haben, liebster Freund, haben Sie mich aufs angenehmste überrascht. Wenn ich auch ganz vergesse, daß es ein Zeichen Ihres Andenkens und Ihrer Liebe für mich ist, so muß ich Ihre große Kunstfertigkeit und Ihr Talent bewundern, das ganz unverkennbar daraus hervor leuchtet. Gewiß kommt es bloß auf Ihren Willen an, es in der Malerei noch weit, sehr weit zu bringen, und in dieser Rücksicht macht mir Ihre Reise nach Dresden unendlich viel Freude. An den herrlichen Produkten des Genius, die Sie dort sehen und studieren werden, wird Ihr eigenes Kunstgenie, von dessen Echtheit ich jetzt vollkommen überzeugt bin, Feuer fangen, und Sie werden, mit den besten Schätzen bereichert, und mit neuer Liebe zur Kunst beseelt, zurückkehren; so daß ich aus dieser Dresdener Reise schon eine italienische hervorgehen sehe.

Möchten Sie doch vor oder nach dieser Dresdener Reise ein altes Versprechen erfüllen und uns in Jena besuchen. Mich verlangt recht herzlich auf Geistes-Ergießungen gegen Sie, und da ich gerade jetzt nichts als Kunst und Kunstkritik treibe, so hätten wir jetzt einen herrlichen Stoff miteinander abzuhandeln. Überlegen Sie dieses mit Ihrer lieben Gemahlin und lassen Sie meine Bitte stattfinden.

Noch einmal meinen besten Dank für Ihr schönes Andenken und meinen aufrichtigsten Glückwunsch zu Ihrem Kunsttalent. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und dem Kleinen aufs schönste, und ich küsse dem letzteren respektvoll die Hand. Wollen Sie die Mühe übernehmen uns bei meiner Schwägerin zu entschuldigen, daß wir heute nicht an sie schreiben.

Meine Frau läßt diesen Augenblick zur Ader und kann wegen dieser blutigen Handlung nicht zum Schreiben kommen.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Georg Göschen.

Jena, den 4. Mai 1793.

Nur ein paar Worte, liebster Göschen. Ich weiß, daß Sie jetzt noch viel Arbeit haben, und will Ihnen so wenig Zeit als möglich wegnehmen.

Ich habe zwei Exemplare der Vossischen Iliade auf Schweizer Papier bestellt, schon lang vor der Messe. Wollen Sie so gütig sein und sie bei dem Verleger in Empfang nehmen und es in meinem Namen mit ihm richtig machen? Ich wünschte, das Buch so bald zu haben, als möglich ist; vielleicht kann es Göpfert mitnehmen.

Alsdann wünschte ich noch

1) Gentz über das Burkische Werk von der französischen Konstitution

2) Milton von Bürde übersetzt.

3) Kiesewetters Versuch einer leichten Darstellung der Hauptsätze von Kants Philosophie.

Wenn es Sie nicht beschwert, so bitte ich Sie, mir diese Schriften, samt dem Homer, durch Göpfert zukommen zu lassen.

Adieu, liebster Freund.

Ganz der Ihrige

S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 5. Mai 1793.

Ich habe dich lange auf Nachrichten von mir warten lassen, und auch heute erhältst du nur einige Zeilen. Mein Übel hat mir in diesem unfreundlichen April sehr hart zugesetzt, und alle Lust am Denken und am Schreiben verdorben. Gerne hätte ich unsern ästhetischen Briefwechsel wieder fortgesetzt, aber einige dringendere Arbeiten müssen noch vorher expediert sein. Darunter gehört vorzüglich die Revision meiner Gedichte, von denen ich vorjetzt einige

zum Abdruck bereit halten muß. Ich fürchte, die Korrektur wird sehr streng und zeitverderbend für mich sein; denn schon die Götter Griechenlands, welches Gedicht beinahe die meiste Korrektion hat, kosten mir unsägliche Arbeit, da ich kaum mit fünfzehn Strophen darin zufrieden bin. Noch weit mehr Arbeit werden mir die Künstler machen, und an die neuen in petto will ich noch gar nicht denken. Meine Sammlung wird, drei neue Gedichte mit eingerechnet, nicht über zwanzig Stücke enthalten. Suche sie doch aus. Ich möchte gerne wissen, ob wir in der Wahl übereinstimmen.

Ich lasse sie hier drucken, weil mir alles daran liegt, die Korrektur selbst zu haben. Die Schwärze abgerechnet, für die vielleicht sich noch Rat schaffen läßt, wird die Schrift und die Behandlung der Didotschen nicht viel nachgeben. Ich kann es nicht gut leiden, daß Verse, auch wenn sie noch so lang sind, gebrochen werden, und um dies zu verhüten, lasse ich das größte Oktav auf Schweizerpapier nehmen. Mehr als sechszehn Zeilen kommen nicht auf eine Seite zu stehen. Schon dieses macht die Edition splendider. Es ist mir alles unumschränkt überlassen, und da das Ganze ohnehin nicht über neun oder zehn Bogen beträgt, so bleibt das Buch wohlfeil, auch wenn das Papier noch so hoch zu stehen kommt.

Über meine Schönheitstheorie habe ich unterdessen wichtige Aufschlüsse erhalten, und ein bejahendes objektives Merkmal der Freiheit in der Erscheinung ist nun gefunden. Ich habe zugleich meinen Kreis erweitert und meine Ideen auch an der Musik geprüft, soweit ich mit Sulzern und Kirchbergern kommen konnte. Darüber erwarte ich von dir noch mehr Licht; aber das wenige, was mir jetzt aufgegangen ist, gibt meiner Theorie eine herrliche Bestätigung. Solltest du ein Buch über Musik für mich wissen, so melde mirs doch.

Ich muß schließen; wenn die Herzogin noch bei euch ist, so empfiehl mich ihrem Andenken. Sie war vor einigen Jahren so höflich mich grüßen zu lassen. Herzliche Grüße an M. und D.

Dein S.

An Charlotte von Kalb.

Jena, den 8. Mai 1793.

Eine sehr angenehme Überraschung war mir der unerwartete Beweis Ihres gütigen Andenkens, Ihres Vertrauens, Ihrer Teilnahme an mir.

Bloß meine üble Gesundheit ist schuld, daß Sie mir in der Versicherung des ersten zuvorgekommen sind. Aber glauben Sie mir, daß es keiner Erinnerung bedurfte, das Bild meiner Freundin in meiner Seele lebendig zu erhalten. Ich habe Ursachen, die Bande, die mich an das Leben heften, nicht allzusorgfältig zu befestigen — wie ich unter andern Umständen nicht unterlassen würde. Dies entschuldige mich gegen Sie, daß ich nicht eifriger gewesen bin, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern.

Was Sie mir in Beziehung auf den lieben Fritz auftragen werden, wird eine sehr nahe Angelegenheit für mich sein, und ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr ich Ihnen für dieses Zeichen Ihres Vertrauens verpflichtet bin. Darum bitte ich Sie, lassen Sie meinen Anteil an dieser Sache so groß sein als immer möglich ist. Es könnte mir nicht leicht etwas Angenehmeres begegnen, als in dieser Sache zu Ihrer Zufriedenheit beizutragen und Ihnen hierin einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, die nur mit meinem Leben endigen wird.

Für meine Gesundheit erwarte ich von der eintretenden milden Jahreszeit eine Erleichterung. Ich habe einen gefährlichen Winter glücklicher, als ich hoffen konnte, zurückgelegt, und solange meine Krankheit fortfährt, wie bisher mein Gemüt zu verschonen, werde ich mich nicht für unglücklich halten. Meine Natur hat noch viele Stärke und wird sich, wie es scheint, so tapfer als möglich wehren und den Ausschlag noch einige Zeitlang zweifelhaft machen.

Lassen Sie mich die angenehme Nachricht hören, daß es Ihnen in ihrem einsamen Aufenthalt gefällt, und daß Sie sich einer gleichförmigen Gesundheit und heitern Stimmung erfreuen.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 27. Mai 1793.

Du mußt jetzt viele Geduld mit mir haben und mir großmütig kreditieren. Das alte Übel regt sich bei diesem unbeständigen Wetter so oft und hält gewöhnlich so hartnäckig an, daß ich immer von drei Tagen zwei verliere und in den guten Intervallen eilen muß, um nur das Notwendige an meinen Geschäften zu fertigen. Die Thalia darf nicht in Stocken geraten, und ich werde durch meine Mitarbeiter gar zu schlecht unterstützt. Deswegen habe ich mich dieser Tagen mit zwei Aufsätzen dafür beschäftigt. Der eine handelt von Anmut und Würde, der andere ist über pathetische Darstellung. Ich glaube, daß beide dich interessieren werden.

Was du mir über meine Revision der Gedichte schreibst, finde ich sehr richtig, und so überzeugend, daß ich große Lust habe, dieser Stellen deines Briefs in meiner Vorrede zu den Gedichten zu erwähnen.

Vor der Durchsicht der Künstler ist mir am meisten bange. Meine Ideen über Kunst haben sich seit der Zeit merklich erweitert, meine Gesichtspunkte sich verändert, manche Meinungen sich ganz und gar widerlegt. Doch muß ich gestehen, daß ich noch sehr viel philosophisch Richtiges in den Künstlern finde und darüber ordentlich verwundert bin. Über den Gang des ganzen Gedichts fürchte ich, mein Urteil zu sagen. Er befriedigt mich gar zu wenig.

Unter den Gedichten, denen du das Leben schenkst, fehlen noch einige wenige, die mir der Erhaltung wert scheinen. Hektor und Andromacha ist eins meiner besten und auch Amalia im Garten verdient Pardon. Unter denen an Laura ist das: Die Entzückung vergessen, welches eins der fehlerfreiesten ist. Laura am Klavier hätte ich Lust aufzuopfern. Es freut mich, daß du der berühmten Frau hast Gnade widerfahren lassen.

Sobald die Götter Griechenlands segelfertig sind, sollen sie dir

vorgelegt werden. Ich denke, du sollst gestehen, daß mich die Musen noch nicht verlassen haben und daß die Kritik die Begeisterung nicht verscheuchte. Beiliegende Broschüre ist der Pendant zu deiner Predigt; aber ich habe ein Interesse mehr als du, sie deiner Bestellung zu empfehlen. Sie ist von meinem Vater, und warum sie gedruckt ist, wirst du aus dem Inhalt ersehen. Ich wünschte gar angelegentlich, daß du die beiliegenden drei Exemplare in diejenigen Hände brächtest, wo sie am besten angelegt sind — um Aufmerksamkeit auf den Verfasser zu erregen. Du tust mir einen großen Gefallen, wenn du machen kannst, daß der Inhalt derselben in Dresden zur Sprache kommt.

Herr von Gleichen wird jetzt ohne Zweifel in Dresden angekommen sein. Seine Bekanntschaft wird dir und der Minna vielleicht nicht unlieb sein. Er liebt und versteht Kunst, malt schon ganz artig Landschaften in Öl und hat auch über die Theorie der Kunst nachgedacht. — An Kopf fehlt es ihm gar nicht, aber an Wissen. Er privatisiert in Rudolstadt bei einem sehr artigen Vermögen und ist dort etwas träg geworden. Übrigens ist er ein sehr braver Mensch und einer meiner besten Freunde in hiesiger Gegend. Seine Frau ist ein sanftes und gutmütiges Geschöpf, eine der ältesten Bekannten meiner Lotte. Du wirst es beiden bald abmerken, daß du dich nicht vor ihnen zu genieren brauchst, vielmehr hoffe ich, daß sie dir eine angenehme Gesellschaft sein werden. Vielleicht verschaffen sie auch der Minna Unterhaltung, wenn ihr einander etwas näher kommt.

Lebe wohl und grüße dich selbst und Minna recht herzlich von uns beiden. Es ist schade, daß du nicht hier sein kannst, die Inokulation vornehmen zu lassen. Es wird jetzt stark inokuliert, und viele fremde Kinder sind hergeschickt worden. Alles geht glücklich vonstatten.

Dein S.

An Wilhelm und Christophine Reinwald.

Jena, den 31. Mai 1793.

Ihr sollt uns herzlich willkommen sein, meine Lieben, und kein Geschäft, auch keine Krankheit, wie ich hoffe, soll mich abhalten, eurer Gegenwart recht herzlich froh zu werden. Bringe immer das ganze Geräte deiner Launen mit, lieber Reinwald: ein Hypochonder wird mit dem andern Geduld haben. Doch ist bei mir, das sei zu eurem Trost gesagt, die Hypochondrie mehr im Unterleib und in der Brust als im Gemüt, welches bei allen Unfällen, die über mich ergingen, Dank sei dem gutem Gott, noch leidlich freigeblieben ist.

Sorget übrigens dafür, daß einige Tage über die Zeit, die ihr bei uns zu bleiben bestimmt habt, nichts verschlagen: denn wahrhaftig, wir lassen euch so bald nicht wieder gehen.

So bringe ich also in diesem glücklichen Sommer meine zwei lieben Schwestern zusammen und kann meinem guten Reinwald zeigen, daß bei allen, Gott weiß, nicht zu entschuldigenden Sorglosigkeiten von meiner Seite meine Liebe und herzliche Hochachtung für ihn sich immer gleich geblieben ist.

Aber das alles wird sich am besten ausmachen lassen, wenn wir nur uns von Angesicht zu Angesicht sehen. Lebt wohl und gebet uns bald Nachricht, wie euch die Einrichtung gefällt, die meine Frau vorgeschlagen hat. Euer liebender Bruder

Schiller.

An Georg Göschen.

Jena, den 6. Juni 1793.

Wollen Sie so gütig sein, lieber Freund, und sich beigeschlossenen Wechsel in meinem Namen auszahlen lassen. Kann es in Louisdors geschehen, so wäre es mir überaus lieb, wo nicht, so werden Sie so gut sein und das Agio dafür bezahlen lassen.

Zugleich bitte ich Sie, an Herrn Professor Völkel, in der Suite des Prinzen von Hessen-Kassel, der in Leipzig studiert, auf meine Rechnung drei Karolin zu bezahlen, die ich ihm für „die Reise nach dem Eismeer" schuldig geworden bin.

Ihre Reise, lieber Freund, habe ich vor einer Stunde erhalten und werde mich sogleich darüber hermachen.

Für die neulich zugesandten Schriften danke ich Ihnen verbindlichst.

Daß es Ihnen und Ihrer lieben Jette bei uns wohlgefallen hat, ist mir unendlich lieb zu hören. Uns haben Sie eine recht herzliche Freude mit Ihrem Besuch gemacht, und meine Frau kann noch nicht davon aufhören, mir zu versichern, wie herzlich gut sie Ihrer lieben Jette ist und wie gern sie mit einer solchen Freundin an einem Ort zusammenleben möchte.

Mit Gelegenheit erhalten Sie meines Vaters kleine Broschüre, von der ich einige hundert Exemplare noch vorrätig hatte. Sie verbinden mich, wenn sie für die möglichste Verbreitung derselben Sorge tragen.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Georg Göschen.

Jena, den 7. Juni 1793.

Ich habe Ihnen mit der gestrigen Post einen Wechsel à tausend Taler zugesandt, mit der Bitte, ihn sich in meinem Namen auszahlen zu lassen.

Dieser Brief frägt bloß an, ob er Ihnen richtig zu Handen gekommen ist; im gegenseitigen Fall ersuche ich Sie, bei Vetter und Preller es ja sogleich zu unterlegen, daß man ihn nicht ausbezahlt, wenn er von fremder Hand präsentiert werden sollte.

Ihr

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 20. Juni 1793.

Ich habe lange geschwiegen, aber ich denke, diese Beilage soll mich hinlänglich rechtfertigen. Du hast aber auch ebenso lange geschwiegen — wirst du auch eine Entschuldigung haben?

Ich habe diesen Aufsatz in nicht gar sechs Wochen verfertigt. Urteile daraus, ob ich fleißig bin und fleißig genug für einen Kranken.

Diese Arbeit hat mir viel Freude gemacht und, ich denke, keine ganz ungegründete. Betrachte sie als eine Art von Vorläufer meiner Theorie des Schönen. Eins weiß ich voraus, wo ich dich sehr auf meiner Seite haben werde, und ich bin begierig zu erfahren, ob ich dir darin werde genuggetan haben.

An meine Zergliederung des Schönen werde ich mich bald machen. Ich werde sie in Briefen an den Prinzen von Augustenburg abhandeln, mit dem ich jetzt schon über diese Materie korrespondiere. Ich bin ihm einen öffentlichen Beweis von Aufmerksamkeit schuldig und weiß, daß er nicht unempfindlich dagegen ist. Außerdem habe ich bei einer solchen Einkleidung den großen Vorteil, daß eine freiere und unterhaltende Behandlung mir gleichsam Pflicht wird und daß ich mir aus meiner Unkunde im Dogmatisieren hier noch ein Verdienst machen kann, weil solche Briefe an einen solchen Mann es nicht wohl erlauben würden.

In der Theorie des Schönen werde ich auch die Prinzipien der schönen Kunst abhandeln, und da denke ich etwas zu leisten.

Meine Gedichte sollen aber deswegen nicht liegen bleiben. Aber schnell rücken sie freilich nicht vor.

Glaubst du es nicht möglich machen zu können, daß du zeitiger hier sein kannst? Ich bin ungeduldig auf unsere Geistesergießungen, und dann möchte ich auch durch dich mit musikalischen Ideen bekannt werden, weil ich diese Kunst nicht zurücklassen kann und will.

Empfiehl mich an Gleichens, wenn du sie siehst.

Dein S.

An Christian Gottfried Schütz.

Jena, den 20. Juni 1793.

Groß hat mir erzählt, daß Sie meine Abhandlung über Anmut und Würde gelesen und Interesse daran genommen hätten. Wie sehr erfreut und ermuntert es mich, bei meinem ersten Exkurs ins philosophische Feld eine solche Stimme für mich zu haben. Ich brauche in der Tat eine solche freundschaftliche Herzstärkung, denn das Fach ist mir noch neu, und (unter uns gesagt) über lauter Fliegen fürchte ich das Gehen noch nicht recht gelernt zu haben.

Wie mir Groß sagt, so hatten Sie die Idee, die Abhandlung ins Lateinische zu übersetzen. Möchten Sie doch Lust zur Ausführung behalten! Es wäre nicht der erste Fall, wo der Rock den Mann machte.

Ich hoffe, Sie vor Ihrer Abreise ins Bad noch in Ihrem Garten zu sehen. Ganz der Ihrige . . .

An Georg Göschen.

Jena, den 23. Juni 1793.

Mein liebster Freund,

Sie haben mit dem Ruhm der Autorschaft auch schon die ganze Ungeduld der Autoren angenommen, und es ist mir im Namen aller Ihrer jetzigen und künftigen Schriftsteller lieb, daß Sie nun an sich selbst erfahren, wie das Herz darnach schmachtet, sich gedruckt zu sehen!! Es tut mir leid, daß ich Ihnen die Verzögerung, die das Manuskript durch mich erlitten hat, durch keine bedeutende Änderung darin ersetzen kann. Aber außerdem daß mir die Beendigung eines Aufsatzes für die Thalia fast alle meine Zeit wegnahm, habe ich jetzt fast immer Besuch im Hause, weil mehrere Fremde von meiner Bekanntschaft hier sind und ich jede Stunde auf meinen Schwager und zwei meiner Schwestern er-

warte. Ich schicke Ihnen also das opus, beinahe in seiner ganzen „pucelage" zurück und sage Ihnen bloß, daß ich über einige Einfälle darin herzlich gelacht habe.

Das zweite Stück der Thalia habe ich mit einem siebeneinhalb Bogen starken Aufsatz angefüllt, von dem ich Ihnen nur sagen muß, daß ich große Stücke davon halte. Einhundertfünfzig Exemplare habe ich mit einem aparten Titel davon abziehen lassen, weil ich ihn dem Koadjutor von Mainz dedizierte, und ich bitte Sie also, denselben auch besonders anzuzeigen und zu debütieren. Vergreift er sich bald, so wünschte ich wohl, daß Sie eine elegante Edition davon gegen Michaelis oder Neujahr veranstalten ließen.

Da er nur acht Bogen beträgt, so ist die Auslage dabei nicht groß. Nun hätte ich große Lust, meine Schrift über das Schöne in einer Reihe von Briefen an den Prinzen von Augustenburg (mit dem ich wirklich darüber korrespondiere) aufs eleganteste drucken zu lassen. Werden Sie eine Presse in dem kommenden Winter dazu frei haben?

Für die gütige Besorgung des Wechsels danke ich Ihnen verbindlichst. Empfehlen Sie meine Frau und mich Ihrer Jette bestens. Ihr ganz ergebener

Schiller.

An Ludovika v. Simanowitz.

Jena, den 24. Juni 1793.

Schon seit langer Zeit habe ich mir das Vergnügen vorbehalten, meiner bewunderten und verehrungswürdigen Landsmännin für das schöne Geschenk Dank zu sagen, das sie mir mit dem Bilde meiner Mutter gemacht hat. Jeder, der es sieht, bewundert die Künstlerin, und ich, der ich zu wenig Kenner bin, um einer so geschickten Meisterin durch mein Urteil ein Kompliment zu machen, setze zu dem allgemeinen Urteil bloß hinzu, daß ich meine gute Mutter in diesem Bilde vollkommen wieder fand. Erst vor wenigen

Tagen blieb Lavater, der auf seiner Durchreise bei mir einsprach, vor diesem Porträt stehen und huldigte der geschickten Hand, die es verfertigte.

Wie sehr, Madame, würde ich mich freuen, wenn ich einen Pendant zu diesem Bilde von der nämlichen Hand erhalten könnte. Aber das ist, wie ich fürchte, ein unbescheidener Wunsch, und ich würde ihn auch in der Tat nicht gewagt haben, wenn nicht eine Versicherung von meinem Vater, daß Ew. Wohlgeboren nicht ganz dagegen abgeneigt wären, mir dazu Mut machte.

Vielleicht habe ich in einem Vierteljahr das Glück, Ihnen in meinem Vaterlande die Versicherung meiner Hochachtung mündlich zu erneuern, mit der ich mich jetzt unterzeichne

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Diener

Fr. Schiller. Pr.

An Wilhelm Reinwald.

Jena, den 24. Juni 1793.

Eben, liebster Bruder, erhalte ich deinen Brief, nachdem ich schon seit gestern dich selbst erwartet hatte. Deiner ersten Angabe nach mußte ich entweder schon vor drei Tagen deinen Avisbrief oder am dreiundzwanzigsten dich selbst hier vermuten. Wir werden einander Dienstag abend, wenn Ihr von der Assemblee zurückkehrt, noch einen guten Abend sagen, und dann, wenn es euch so recht ist, den Mittwoch, bis etwa gegen 1/4 Uhr in Erfurt zubringen, alsdann hieher fahren. Meine Gesundheit erlaubt nicht, daß ich morgen Abend in die Assemblee gehe, daher werde ich auch erst gegen 12 Uhr hier abreisen, um etwa nach 7 Uhr in E. einzutreffen. Ohnehin möchte ich gern unsern Herrn Koadjutor nicht in gar zu großer Gesellschaft sprechen. Wir werden also wahrscheinlich Mittwoch Mittag bei ihm zubringen. Willst du so gut sein, lieber Bruder und mich vorläufig auf Mittwoch Vormittag bei ihm anmelden.

Schwester Louise kommt gar nicht. Die ganze Reise ist rückgängig. Weil ich nicht viel Zeit habe, so lege ich den Brief vom Papa bei, der die Ursachen enthält.

Meiner lieben Schwester von uns beiden die herzlichste Umarmung. Du, lieber Bruder, lebe wohl bis auf frohes Wiedersehen. Ganz

Der Deinige
Schiller.

Wir werden im Schleedorn abtreten. Sind wir um 9 Uhr abends nicht da, so ist ein Hindernis vorgefallen, daß wir gar nicht kommen.

An Gottfried Körner.

Jena, den 1. Juli 1793.

Es wäre mir jetzt einer neuen Ursache wegen lieb, wenn wir noch im Julius hätten zusammen kommen können. Meine Frau ist in Umständen, die vermuten lassen, daß sie schwanger ist, obgleich wieder andere Zeichen fehlen. Schon vor sieben Wochen hat Stark den Ausspruch getan, sie sei guter Hoffnung, nachher wurde er wieder irre, und jetzt spricht er wieder davon. Wäre sie schwanger, so würde ihrer Rechnung nach die Niederkunft gegen Ende Septembers oder Anfang Oktobers erfolgen. Wäre sie es aber nicht, so müßte sehr ernstlich auf eine Kur gedacht werden. Da ich nun diesen Herbst in mein Vaterland gehe, so müßte ich diese Reise — im Fall der wirklichen Schwangerschaft — gleich zu Anfang Augusts antreten; und wenn sie nicht schwanger ist, so muß ich mich nach einem andern Arzt umsehen, denn Stark ist bei chronischen Krankheiten gar nachlässig und hat uns beide schon sehr versäumt. Diese Ungewißheit, was zu hoffen oder zu fürchten ist, beunruhigt mich sehr, und da ich vollends in meinen Arzt kein Vertrauen setzen kann, so weiß ich mir gar nicht zu raten. Solange ihre Umstände noch zweifelhaft sind, kann der Arzt auch keinen festen Plan

befolgen, weil das, was gegen die Krankheit getan werden müßte, dem Kinde schaden würde. Die Krämpfe meiner Frau sind jetzt auch stärker und kommen häufiger zurück, und manchmal ist mir sogar vor einer Auszehrung bange.

Da alle diese Umstände mir es so ungewiß machen, ob ich im August noch werde hier sein können, so wünschte ich eben deswegen, daß wir uns hätten früher sehen können. Ich möchte deine Reise und unsere Zusammenkunft gerne von allen diesen Vorfällen unabhängig wissen, und das würde sie sein, wenn sie in vierzehn oder achtzehn Tagen erfolgen könnte.

Wenn du nicht hieher kommen könntest oder wolltest, so käme ich mit meiner Frau sehr gerne nach Leipzig zu euch und bliebe dort, solange als du wolltest. Oder bestimme sonst einen Ort, welchen du willst. Ich wollte das Bad in Ronneburg vorschlagen, wo wir alle zusammen ganz ohne Zwang leben und zugleich vom Bade profitieren könnten. Es soll dort ein sehr angenehmer Aufenthalt und wohlfeil zu leben sein. Kurz, denke dir irgend etwas aus, das uns früher zusammenführen könnte, wenn auch schon auf mein Teil die größere Mühe und die weitere Reise fällt. Nur von Dresden selbst und der Nachbarschaft mußt du, um deiner selbst willen, weg; denn deine Gesundheit fodert eine Veränderung des Platzes, und uns würde die Reise dahin doch zu weit sein.

Meine schwäbische Reise kann ich und darf ich nicht aufgeben, denn die ganze Hoffnung meines Vaters beruht darauf, und ich bin ihm diese Liebe schuldig. Er ist im Oktober siebzig Jahr alt, und also läßt sich mit ihm nichts aufschieben. Auch fodert es die Gesundheit meiner Frau aufs dringendste, geschicktere und sorgfältigere Ärzte zu gebrauchen, wenn es mit der Schwangerschaft nichts sein sollte. Ich rechne sehr auf Gmelin in Heilbronn, wo ich meinen Wohnsitz aufzuschlagen gedenke. Für meine eigenen Umstände erwarte ich sehr viel von der Luft des Vaterlandes, und meine Absicht ist, den Winter dort zu bleiben.

Hier überschicke ich dir abschläglich 16 Louisdors. Vor einigen Wochen habe ich endlich das sehnlich erwartete Geld aus Dänemark erhalten. Da ich eine große Reise vor mir habe und die Unkosten nicht absehen kann, in die mich der Aufenthalt an einem fremden Ort, meine und meiner Frau Krankheit und dergleichen verwickeln dürften, so kann ich dir nicht sogleich schicken, was ich gerne möchte, besonders da unsere Besoldungsgelder seit einiger Zeit nicht mehr richtig einlaufen und Göschen mich seit geraumer Zeit nicht bezahlt hat. Solltest du aber vor der Hand mehr brauchen, so will ich hoffen, daß du mich nicht auf deine Unkosten schonest; denn Göschen muß herausrücken, sobald du willst, und ich erwarte hierüber bloß einen Wink von dir.

Jetzt bitte ich dich um alles in der Welt, darauf zu denken, daß wir uns gewiß sehen. Gewiß ist es aber nicht, wenn wir es auf den August aufschieben, wo die Gesundheitsumstände deiner Kinder und der Zustand meiner Frau einen Querstrich dadurch machen können. Meine Schwester von der Solitude ist nicht gekommen und wird es auch nun nicht mehr, da meine Mutter krank geworden und sie nicht reisen kann. Meine Schwägerin ist auch nach Schwaben in ein Bad gereist, und so sind wir hier ganz verlassen, und niemand steht uns bei, wenn wir Hilfe nötig haben sollten. Ich für meine Person befinde mich aber jetzt viel besser, als ich lange nicht gewesen; und wärst du hier, ich würde deiner einmal recht froh werden können. Wie lange es so halten wird, weiß der Himmel. Aber ich stärke mich doch in solchen freien Intervallen zu künftigen Prüfungen.

Tausend Grüße an dich und Minna und Dorchen (die jetzt wohl zurück ist) von uns beiden.

Dein

S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 3. Juli 1793.

Nunmehr ist es durch die Aussage des Accoucheurs entschieden, daß meine Frau sich schon im siebenten Monat der Schwangerschaft befindet und also gegen Ausgang Septembers spätestens ihre Entbindung zu erwarten hat. Ich bitte dich jetzt um alles, laß mich die Freude, die auf mich wartet, nicht mit dem Verlust einer anderen büßen, auf die ich schon so sicher gerechnet hatte, und siehe zu, daß du gegen die Mitte dieses Monats die Reise zu uns antreten kannst. Ich muß jetzt schlechterdings in der ersten Woche des August fort, damit meine Frau einen ganzen Monat wenigstens vor ihrer Entbindung in Ruhe bleiben kann; und in der ersten Zeit unserer Ankunft in Schwaben ist noch an keine Ruhe zu denken. Auch müssen wir uns dort erst einrichten, Anstalten treffen und dergleichen, wobei leicht vier Wochen hingehen. Kurz, du siehst, daß keine Zeit zu verlieren ist; und nun hoffe ich, du wirst dein möglichstes tun.

Ich kann dir übrigens nicht genug sagen, wie wohl mir jetzt ums Herz ist, daß ich erstlich von der Unruhe befreit bin, die mir die unerklärbaren und bedenklichen Zufälle meiner Frau schon seit drei Monaten verursacht haben, und nun auch der Vollendung häuslicher Glückseligkeit von jetzt an entgegensehen kann. Ich brauchte oft den ganzen Beistand der Philosophie, um bei dem Anblick meiner leidenden Lotte und beim Gefühl meiner eigenen verfallenden Gesundheit frischen Mut zu behalten. Jetzt bin ich die Hälfte meines Leidens los, und aus der anderen, die mich selbst betrifft, mache ich mir jetzt auch viel weniger. Es ist mir, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem anderen wieder angezündet sähe, und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal.

Auch verspricht mir diese große Veränderung eine vorteilhafte Krise für die Gesundheit meiner Frau, und der Arzt versichert mir, daß er die beste Wirkung davon hoffe. Auf mich selbst wird die

Verbesserung ihrer Gesundheit und die freudenvolle Epoche, die mich erwartet, gewiß einen guten Einfluß haben. Geht nun auch das Wochenbett glücklich vorüber und will mir der Himmel Mutter und Kind erhalten, so fehlt mir nichts Wesentliches mehr zu meiner Zufriedenheit. Lebe wohl und erfreue mich bald mit einer Antwort, wie ich sie wünsche.

Dein

S.

An Georg Göschen.

Jena, den 5. Juli 1793.

Die drei Komödien habe ich mit Vergnügen durchlesen, lieber Freund, und ich zweifle nicht, daß Sie sie werden brauchen können. Im Dialog ist sehr viel Leben und Leichtigkeit, die Handlung hat Interesse, und auch die Charaktere haben eine ganz leidliche Zeichnung. Von dieser Feder wäre noch etwas recht Gutes zu erwarten, wenn sie sich die Mühe nicht reuen läßt und nach klassischen Mustern sich bildet. Ich will, wenn Sie glauben, daß es die Verfasserin nicht verdrießen werde, ehe ich Ihnen die Stücke zurücksende, einige heilsame Schnitte, die aber kein Blut geben sollen, darin machen; und ich zweifle nicht, daß jedes sehr viel gewinnen wird, wenn ich ihm etwas von seinem Überfluß nehme. Ich will nicht das Fett, bloß das Wasser abschöpfen. In vierzehn Tagen sollen Sie alle drei zurück erhalten.

Schreiben Sie mir doch, ob Sie meine Schrift: Über Anmut und Würde bald neu auflegen wollen, so will ich bei Zeiten darauf denken, ihr einige wichtige Zusätze zu geben. Hofrath Schütz will sie in ciceronianisches Latein übersetzen. Wenn es dazu kommt, so wünschte ich, Sie verlegten seine Arbeit. Es ist etwas Vortreffliches von seiner Feder zu erwarten, und außer Deutschland würde eine lateinische Übersetzung sich gewiß bald vergreifen. Zugleich bitte ich Sie, etwa in einer oder zwei gelehrten Zeitungen oder

auch in einer politischen von der Existenz dieser Schrift eine kurze Anzeige zu tun, mit Erwähnung des Koadjutors. Es ist schicklich, daß ich die Ehre, die ich ihm durch die Zuschrift des Buchs erweisen wollte, etwas öffentlich mache.

Wenn Sie mir wieder schreiben, so seien Sie doch so gut und schicken mir Quintilians Institutiones Orationis, womöglich in einer schönen Quartausgabe, die davon existiert.

Künftig Monat mache ich eine Reise nach Schwaben, wo ich vielleicht den ganzen Winter zubringen werde. Von da aus will ich Sie zu Gevatter bitten, denn ich reise bloß dahin, um einem Sohn oder Mädchen, das auf dem Weg ist, ein beßres Vaterland zu verschaffen, als Thüringen ist.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und lassen mich bald was von sich und Ihrer Jette, die wir beide schönstens begrüßen, hören.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Graf Ernst v. Schimmelmann.

Jena, den 13. Juli 1793.

Hochgeborener Graf,

Gnädiger Herr!

Endlich fühle ich Mut genug in mir, mich einem Manne zu nähern, der mich so hoch verpflichtet und, was in seinen Augen ohne Zweifel noch mehr ist, der mir die reinste Verehrung seines Geistes und Herzens abgenötigt hat. Der treuen und lebendigen Darstellungsgabe meines guten Baggesen danke ich die Zuversicht und Freiheit des Geistes, mit der ich Ihnen, vortrefflicher Graf, dieses Geständnis ablege. Er vergegenwärtigte Sie mir, er gab Sie mir; denn bis jetzt, ich gestehe es, waren Sie mir bloß ein großer und bewunderter Name, dem ich kein Bild unterlegen konnte. Sie wissen aber, gnädiger Graf, daß das verzagte Ding, die menschliche Natur, vor dem, was die Sinne flieht, eher zittern, als Ver-

trauen fassen und Liebe fühlen kann. Erst alsdann, wenn ich mich der Individualität eines Menschen bemächtigt zu haben glaube, nenne ich ihn mein, und erst wenn ich ihn mein nenne und in mir habe, kann ich mein Herz gegen ihn auftun. Ganz unmöglich war es mir, das unkörperliche Gedankenbild, das ich mir von Ihnen entworfen hatte und an dem ich mit schüchterner Ehrfurcht hinaufsah, in einem Briefe anzureden. Lieber schwieg ich, auf die Gefahr, eine Zeitlang von Ihnen verkannt zu sein, als daß ich es über mich vermocht hätte, durch allgemeine Versicherungen, die keinen Wert haben konnten, da sie nicht Ihrem eigentümlichen Selbst, bloß einem Traumbild meiner Phantasie würden gegolten haben, die Schönheit Ihres Herzens und die Wahrheit des meinigen zu beleidigen. Auch unserm edlen Prinzen von Augustenburg näherte sich mein Herz nicht eher mit Freiheit, als bis mir sein Gemälde in Dresden gezeigt wurde. Lassen Sie mir also, vortrefflicher Graf, dieselbe Entschuldigung zugute kommen, die auch der strengste Weltweise dem Götzendiener nicht versagt. Wie es diesem mit seinem Gott und seiner Gottesverehrung ergeht, so erging es mir mit Ihnen und meinen Empfindungen für Sie. Er kann nicht eher zu ihm beten, als bis er ihn mit seinen Sinnen begreift. Ich konnte nicht eher mein Herz gegen Sie aufschließen, als bis Ihr Bild vor meiner Seele stand.

Dieses Bild, gnädiger Graf, wird lebendiger werden, wenn Sie mir erlauben wollen, daß ich mich noch öfters mit demselben unterreden darf, und ein nachsichtsvolles Urteil Eurer Exzellenz über die Sonderbarkeit meines Stillschweigens (ich will ihm keinen härteren Namen geben) wird es zu dem schönsten Ganzen vollenden. Erlauben Sie mir zugleich, gnädiger Herr Graf, Ihnen einen kleinen philosophischen Versuch zu überreichen, dem sein Inhalt einen sehr nahen Anspruch an Ihre Teilnahme gibt und den ich in jeder Rücksicht keinem kompetentern Richter als einem Grafen und (verstatten Sie mir bei dieser Gelegenheit hinzuzusetzen) einer Gräfin Schimmelmann unterwerfen könnte. Ist

meine Ausführung mir gelungen, so werde ich mich des Blickes freuen, den ich — in Ihre Seelen getan habe.

Der allgemeine Wetteifer in der philosophischen Welt, nach Prinzipien unserer Erkenntnis zu forschen, hat auch mich mit fortgerissen und das Bestreben in mir aufgeweckt, ähnliche für unsere Empfindungen aufzusuchen. Die noch immer nicht ganz entwickelte Natur des Schönen ist einer solchen Zergliederung vorzüglich bedürftig und würdig, und eine Philosophie des Geschmacks ist eine so reizende Krücke von der Kunst zu der Wissenschaft. Ich habe zugleich die Absicht, mich auf diesem Wege wieder mit der poetischen Muse zu versöhnen, die ich durch meinen Abfall zu der historischen (welches ein wahrer Fall ist) gröblich beleidigt habe. Gelingt es mir, die Gunst des Dichtergottes wieder zu gewinnen, so hoffe ich, die Spolien, die ich im Reiche der Philosophie und Geschichte zu machen mich beeifert habe, in seinem Tempel aufzuhängen und mich seinem Dienst auf immerdar zu widmen. Aber ich finde, daß der Rückweg von der Untersuchung zur Darstellung, von der Abstraktion zur Begeisterung schwer ist, und ich möchte keinem Dichtergenius raten, ihn zu gehen. Der Verstand mit seinen Begriffen ist ein störender Zeuge bei dem poetischen Schöpfungsakt, und das Bewußtsein der Gefahren, die man zu bestehen hat, benimmt die Zuversicht, mit der das Genie in seiner glücklichen Blindheit gerade die größten Taten verrichtet.

Aber ich bin auf dem Wege, mich zu einer Freiheit fortreißen zu lassen, die ich mir ohne die gütige Beistimmung Eurer Exzellenz nicht erlauben darf. Bis ein ermunterndes Wort von Ihnen mich zu dieser Kühnheit berechtigt hat, wage ich nichts mehr hinzusetzen, als daß in meinem Herzen die Ehrfurcht und Bewunderung innig und feurig lebt, mit der ich mich nenne

Eurer Exzellenz
verbundensten Diener
F. Schiller.

An Georg Göschen.

Jena, den 18. Juli 1793.

Zu der glücklichen Familienakquisition gratulieren wir beide von Herzen. Ich werde meine liebe Lotte bitten, daß sie sich an dem guten Beispiel Ihrer Jette spiegeln soll, und als Mutter wüßte ich ihr ohnehin kein besseres Muster vorzuhalten.

Hier werden wir Reinhold verlieren, der eine Vokation nach Kiel erhalten hat und sie annimmt. Ich wünschte sehr, daß wir Heidenreich dafür bekämen, aber freilich sind die Besoldungen schlecht und für einen, der seine Karriere ohne das machen kann, gar nicht sehr anlockend.

Lassen Sie mich doch wissen, lieber Freund, ob Huber sich noch in Leipzig aufhält oder seinen Lauf nach der Schweiz genommen hat.

Ich möchte doch wissen, wie es mit ihm und der Forstern steht.

Wenn es Sie nicht inkommodiert, so haben Sie die Güte, mir drei und eine halbe Elle sehr feines, französisches oder feines englisches Tuch zu einem Frack nebst guten Knöpfen nach der neuesten Mode auszusuchen oder aussuchen zu lassen. Die Farbe kann auch nach der Mode sein, nur dunkel und auch nicht blau, weil ich damit reichlich versehen bin. Sie dürfen bis zu einem Karolin für die Elle gehen. Die Knöpfe habe ich lieber flach als gewölbt. Zwei Dutzend müßte ich etwa haben. Wollen Sie dann noch so gut sein und anfragen lassen, wie hoch etwa eine Wildschur oder auch ein ordinärer Pelz, der nicht ganz so gut ist, als der, den Sie mir schickten, kommen kann? Ich möchte ihn gern jemand in Schwaben zum Präsent mitbringen.

Verzeihen Sie mir, daß ich Sie mit Aufträgen beschwere, lieber Freund, und leben Sie recht wohl

Der Ihrige

Sch.

An Gottfried Körner.

(Den 22. abgeschickt.)

Jena, den 17. Juli. 1793.

Es ist also mit unsrer Zusammenkunft vorbei. Ich will mich um der Ursache willen, die sie von meiner Seite rückgängig macht, in diese fehlgeschlagene Hoffnung finden. Gegen die Gründe, die du anführst, ist nichts einzuwenden. In deiner Stelle würde ich auch nicht anders handeln. Du hast recht: wir wollen einander nicht weich machen; denn in einem Jahre, wo nicht früher, sehen wir uns doch gewiß wieder. Ich habe zu meiner Gesundheit ein weit besseres Vertrauen, als ich seit langer Zeit nicht hatte, und die Umstände meiner Frau werden mir jetzt auch erträglicher, weil ich von ihrer Schwangerschaft eine gute Krise aller bisherigen Krämpfe erwarte.

Die schönen Aussichten, die ich vor mir habe, erhellen mir das Herz. Ich werde zugleich die Freuden des Sohnes und des Vaters genießen, und es wird mir zwischen diesen beiden Empfindungen der Natur innig wohl sein. Meine Abreise wird wahrscheinlich nunmehr früher vor sich gehen, vielleicht gleich mit Anfang August; denn je näher an der Zeit der Entbindung, desto leichter können eintretende Krämpfe üble Folgen haben.

Die Liebe zum Vaterland ist sehr lebhaft in mir geworden, und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch eilf Jahre davon getrennt gewesen, und Thüringen ist das Land nicht, worin man Schwaben vergessen kann. Den Herzog von Württemberg sehe ich schwerlich, denn mein Aufenthalt ist in Heilbronn, und Stuttgart werde ich nicht besuchen. Ich habe schon meine Wohnung dort ausgemacht, und man hat mir vorläufig von dorther schon viele Höflichkeit versichert. Auf Gmelins Bekanntschaft und magnetische Geschicklichkeit bin ich sehr neugierig. Er schreibt mir, daß er mit großen magnetischen Kuren sich nicht mehr abgebe, aber daß seine Über-

zeugung von der Wirksamkeit dieses Mittels nicht vermindert sei. Ich werde dir ausführlich Bericht abstatten, wie ich es gefunden habe.

Die Kalb hat wieder angefangen sich zu regen. Sie hat mich gebeten, ihrem Sohn einen Hofmeister ausfindig zu machen, und ich übernahm diesen Auftrag mit um so größerer Bereitwilligkeit, je wichtiger es mir ist, ihr zu zeigen, daß sie in jeder schicklichen und gerechten Sache auf mich rechnen kann. Kaum erklärte ich ihr meine Bereitwilligkeit dazu, so bin ich auch sogleich mit Brief über Brief belagert und erhalte eine schöne Versicherung nach der andern. Nach dir erkundigt sie sich fleißig, und ich sehe wenigstens daraus, daß ihr deine gute Meinung sehr wichtig ist. Ihr Kopf scheint mir noch nicht ganz geheilt, und angespannt ist sie mehr als je, aber die Oberfläche ist ruhiger, und ihre Ansprüche haben ihren Gegenstand verändert.

Hast du Maimons Streifereien ins Gebiet der Philosophie gelesen? Du wirst viel Vortreffliches darin finden.

Lebe wohl und grüße M. und D. bestens von uns beiden. Meine Frau wird nächstens schreiben, wenn es ruhiger um uns ist, denn dieser Tage sind wir nicht viel zu uns selbst gekommen.

Dein S.

An Wilhelm und Christophine Reinwald.

Jena, den 22. Juli 1793.

Noch einmal herzlichen Dank, ihr Lieben, für euren erfreuenden Besuch und euer gütiges Vorliebnehmen mit dem, was wir euch haben geben und sein können. Wir kennen einander nun schon besser, hoffe ich, und so, daß wir uns ins künftige nie mehr verkennen werden. Euer kurzer Aufenthalt hat den Wunsch recht ernstlich und lebhaft in mir aufgeweckt, daß wir uns künftig näher sein möchten, und wer weiß, ob nicht endlich das Schicksal, das uns alle wacker herumtrillte, Wege finden wird.

Für die Federspulen bedanke ich mich recht schön. Sie sollen fleißige Erinnerer bei mir sein und zu Briefen an euch mir ihre Dienste leisten.

Wir werden wahrscheinlich schon den zweiten August unsere schwäbische Reise antreten, weil nichts Wichtiges mich hier mehr zurückhält und es doch auf jeden Fall ratsamer ist, meine Frau so bald möglich vor ihrer Niederkunft in Ruhe zu bringen. Ist erst diese Epoche glücklich zurückgelegt, so wird es mir wohl ums Herz sein, und meine eigne Übel werde ich dann viel gleichgültiger ertragen.

Die Pulververschwörung vergiß ja nicht und unter der Hand wirst du wohl tun, nach einem neuen Stoff von rebellischem Inhalt dich umzusehen. Die mitgeschickten Sottisen haben mich auf den Gedanken gebracht, ob du nicht vielleicht Mittel finden könntest, eine ganze Broschüre unter dem einladenden Titel: „Sottisen" zu sammeln und herauszugeben. Ich bin überzeugt, daß eine solche Schrift recht gut bezahlt werden würde. Man könnte sie nebenher auch als Pranger für die Sottisen-Macher der jetzigen Zeit gebrauchen und ihr dadurch ein näheres Zeitinteresse verschaffen. Sonst ging es auch an, am Ende jedes Stücks der Thalia eine Assiette von solchen Späßen aufzustellen, wie Herr Ramler am Anfang jeder Berliner Monatsschrift einen Teller mit martialischen Epigrammen aufzustellen nicht ermangelt. Ich liebe diese Buntheit des Inhalts an Journalen sehr. Sie gleichen dadurch einer geistreichen und aufgeweckten Tischgesellschaft, wo Ernsthaftes und Scherzhaftes durcheinander läuft.

Meine Lolo grüßt herzlich. Bleibt ja gesund und werdet froh auf eurem Berge. Ganz

Der Deinige

Schiller.

An Bartholomäus Fischenich.

Jena, den 25. Juli 1793.

Wir haben lange Zeit nichts voneinander gehört, liebster Freund; aber Ihr Andenken lebt frisch in unseren Herzen. Möchte es Ihnen so wohl gehen, als ich es wünsche und hoffe. Mit mir ist es noch das Alte, weder schlimmer noch besser; doch genieße ich zuweilen einen freien, heitern Augenblick, den ich dann zu benutzen suche. Beiliegendes ist eine Probe davon. Nehmen Sie damit vorlieb, teurer Freund, und betrachten Sie es als eine Geburt derjenigen erträglichen Stunden, die ich meiner Krankheit abstehlen mußte.

Meine kleine Maus wird mir in sechs bis acht Wochen ein großes, großes Geschenk machen. Sie hat sich seit Anfang dieses Jahres sehr oft übel befunden, daß mir für ihre Gesundheit ernstlich bange wurde, und Sie können denken, teurer Freund, daß der Anblick ihres Leidens und die Furcht, sie vielleicht ganz und gar zu verlieren, meinen eigenen Zustand mir schwer genug machen mußte. Aber wie angenehm hat sich dieses unglückliche Rätsel ihrer Zufälle gelöst. Sie ist schon im achten Monat schwanger, und ich sehe mich nicht bloß von einer schweren Besorgnis befreit, sondern blicke noch einer der schönsten Lebensfreuden, nach der ich so lange mich gesehnt habe, entgegen. Wir verlassen Jena in zehn Tagen, um den Herbst und Winter in Heilbronn zuzubringen, teils weil ich von meiner vaterländischen Luft mehr für meine Genesung hoffe, teils auch weil ich dort zu Verpflegung meiner Frau und ihres Kindes bessere Anstalten machen und mehr Hilfe finden kann.

Ihren Herrn Pfeifer sehe ich zuweilen und finde ihn so dezidiert fürs Ästhetische gestimmt, daß ich von seiner wissenschaftlichen Bildung nicht sehr große Erwartungen habe.

Reinhold hat einen Ruf nach Kiel, und es heißt, er werde ihn

annehmen. Hufeland wird in drei Wochen Ehemann. Schmidt ist wieder hier.

Beilage bitte ich Sie, an ihre Adresse abgeben zu lassen. Von ganzem Herzen der Ihrige

S.

An Georg Göschen.

Jena, den 26. Juli 1793.

Wenn Sie, lieber Freund, das Tuch, um dessen gütige Besorgung ich Sie gebeten habe, beim Empfang dieses Briefs noch nicht abgeschickt haben, so seien Sie so gütig, es unmittelbar unter meiner Adresse nach Heilbronn zu schicken, wo es bei H. D. Gmelin abgegeben werden kann; denn hier würde es mich nicht mehr finden, weil ich auf den ersten August hier wegreise

Ganz der Ihrige

S.

An Charlotte v. Kalb.

Jena, den 29. Juli 1793.

Gerne, meine vortreffliche Freundin, möchte ich Ihnen heute ausführlicher schreiben, aber meine nahe Abreise, die auf den Donnerstag festgesetzt, ist, gibt mir so vielerlei zu tun, daß ich kaum zur Besinnung komme.

Ich gebe mit Adlerskron noch nicht alle Hoffnung auf, denn die Haupteinwendung Ihres Mannes gegen ihn, daß ihn sein Stand Ihnen gleich setzen und also nicht frei genug auf ihn zu wirken sein möchte, wird sich heben lassen.

Er wird Rat und Führung annehmen, und ich zähle hier mehr auf die unfreiwillige Deszendenz (die von keinem Standesverhältnis abhängt) als auf die freiwillige. Mir scheinen die erheblichen Vorteile, welche grade sein Stand für sein Erziehungsgeschäft und auch für sein gesellschaftliches Verhältnis zu Ihnen haben wird, alle jene Inkonvenienzen aufzuwägen. Wenn Ihnen

also der junge Mann nur sonst gefällt und meine vorläufige Schilderung rechtfertigt! Ich habe ihm deswegen mit der heutigen Post gemeldet, „daß es gut getan sein würde, wenn er sich nach Waltershausen auf machte und sich als Gast und Bekannter von mir bei Ihnen einführte." Den Aufwand, den etwa dieser Besuch ihm verursachen dürfte, würden Sie ihm dadurch hinlänglich ersetzen, daß Sie ihn (im Fall er Ihnen als Hofmeister nicht anstände) als Freund vom Hause behandelten und ihn einige Wochen bei sich behielten, in welcher Zeit er dann seine Maßregeln nehmen könnte.

Wenn er übrigens Ihren Absichten, auch nur im ganzen genommen, zusagt, so wollte ich Ihnen doch raten zuzugreifen, weil ich befürchte, daß wir keine große Wahl haben werden. Doch läßt sich in Schwaben vielleicht ein Subjekt aus [— —] in zwölf Tagen gewiß eintreffen werde. Ihren ersten Brief werden Sie so gütig sein, bei H. D. Gmelin abgeben zu lassen. Nachher ist dies nicht mehr nötig.

Ich nehme also für diese Gegend auf acht Monate von Ihnen Abschied. Sein Sie versichert, daß ich, ich mag sein, wo ich will, alles, was Sie und die Ihrigen betrifft, in einem getreuen und dankbaren Herzen trage. [— — — —]

An Gottlob Moritz Christian v. Wacks.

Heilbronn, den 16. August 1793.

Hochwohlgeborener Herr
insonders hochzuverehrender Herr Amtsbürgermeister
und Regierungsrat,

Es kann Euer Hochwohlgeboren nichts Unerwartetes sein, wenn eine Stadt, die unter dem Einfluß einer aufgeklärten Regierung

und im Genuß einer anständigen Freiheit blühet und mit den Reizen einer schönen fruchtbaren Gegend soviele Kultur der Sitten vereinigt, Fremde herbeizieht und ihnen den Wunsch einflößt, dieser Wohltaten eine Zeitlang teilhaftig zu werden. Da ich mich gegenwärtig in diesem Falle befinde und willens bin, meinen Aufenthalt allhier bis über den Winter zu verlängern, so habe ich es für meine Schuldigkeit gehalten, Ew. Hochwohlgeboren gehorsamst davon zu benachrichtigen und mich und die Meinigen dem landesherrlichen Schutz eines hochachtbaren Magistrats zu empfehlen.

Eine Unpäßlichkeit ist schuld, daß ich diese Pflicht nicht früher und nicht anders als schriftlich erfülle; sobald aber meine Gesundheit es erlaubt, werde ich mir die gnädige Erlaubnis ausbitten, Ew. Hochwohlgeboren persönlich meinen Respekt zu bezeugen.

Ich verharre hochachtungsvoll

Euer Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener

F. Schiller.

An Gottfried Körner.

Heilbronn, den 27. August 1793.

Ich schreibe dir sehr spät, lieber K., weil die Ermüdung von der Reise, übles Befinden und Zerstreuungen mich seither gar nicht zum Schreiben kommen ließen. Wir sind am achten des Monats nach einer zwar beschwerlichen, aber von allen üblen Zufällen freien Reise glücklich hier angelangt. Meine Frau hat die Strapazen sehr gut ausgehalten und befindet sich sehr wohl. Mit mir ist es immer das alte. Die Meinigen fand ich wohlauf und, wie du denken kannst, sehr vergnügt über unsere Wiedervereinigung. Mein Vater ist in seinem siebzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters, und wer sein Alter nicht weiß, wird ihm nicht sechzig Jahre geben. Er ist in ewiger Tätigkeit, und diese ist es,

was ihn gesund und jugendlich erhält. Meine Mutter ist auch von ihren Zufällen frei geblieben, und wird wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngste Schwester ist ein hübsches Mädchen geworden und zeigt viel Talent. Die zweite Schwester versteht die Wirtschaft sehr gut, und führt jetzt in Heilbronn meine Ökonomie.

Es ist hier teurer zu leben als in Jena. Lebensmittel, Wohnung, Holz sind kostbare Artikel. Der hohe Preis der ersten aus den Gasthöfen nötigte mich, sogleich auf eine eigene Menage zu denken, und die Erfodernisse dazu haben mich freilich etwas Beträchtliches gekostet. Aber demohngeachtet ist der Unterschied so beträchtlich, daß die ganze Auslage einer wirtschaftlichen Einrichtung mit demjenigen bezahlt sein wird, was ich durch eine eigene Ökonomie in drei Monaten ersparen kann.

Ich war in Ludwigsburg und auf der Solitude ohne bei dem Schwabenkönig anzufragen. Dieser hat übrigens meinem Vater doch auf sein Ansuchen erlaubt, mich etlichemal in Heilbronn zu besuchen. Stuttgart habe ich noch nicht besucht und auch noch wenige meiner alten akademischen Bekannten gesehen. In Gmelin fand ich einen sehr fidelen Patron und einen verständigen Arzt. Für den Magnetismus ist er noch sehr eingenommen, übt ihn aber selten oder gar nicht mehr aus. Soviel ich aus den wenigen Gesprächen urteilen kann, in die ich mich mit ihm über diese Materie einließ, so wird mein Glaube daran eher ab- als zunehmen. Gmelin ist zum wenigsten der Mann nicht, der über Selbsttäuschung hinweg wäre, und in seinen Anpreisungen des Magnetism ist mir zu viel Neigung fürs Wunderbare. Hier in Heilbronn zweifeln viele sehr vernünftige Leute, die noch dazu Gmelins Freunde sind. Aber ich will und kann noch nicht von dieser Materie urteilen.

Hier habe ich noch nicht viele Bekanntschaften, weil ich mich meistens zu Hause hielt. Die Menschen sind hier freier, als in einer Reichsstadt zu erwarten war, aber wissenschaftliches oder

Kunstinteresse findet sich blutwenig. Einige literarische Nahrung verschafft mir eine kleine Lesebibliothek und eine schwach vegetierende Buchhandlung. Der Neckarwein schmeckt mir desto besser, und das ist etwas, was ich auch dir gönnen möchte. So enorm teuer dieses Jahr alles und besonders der Wein ist, so trinke ich doch für dasselbe Geld noch einmal soviel Wein als in Thüringen, und zwar vortrefflich. Meine Frau grüßt dich, Minna und Dorchen herzlich und wird bald schreiben. Lebt alle glücklich und vergnügt und denkt unserer mit Liebe.

Dein

S.

Deinen Brief habe ich von Jena erhalten. Eine besondere Adresse an mich ist nicht nötig.

An Georg Göschen.

Ludwigsburg, den 15. September 1793.

Wünschen Sie mir Glück, lieber Göschen. Ein kleiner Karl Friedrich Schiller ist da, groß und stark, die Mutter wohlauf, alles glücklich abgelaufen. Kaum daß wir sechs Tage hier waren, so ging es los.

Ich habe Heilbronn verlassen, wo es mir an aller häuslichen Bequemlichkeit fehlte und für diesen großen Mangel zu wenig andre Entschädigung war. Hier in Ludwigsburg bin ich sehr angenehm und bequem logiert, bin meiner Familie und meinen Freunden näher und im Vaterland.

Mich verlangt sehr nach Nachrichten von Ihnen, den Ihrigen und von dem Gang Ihrer Entreprisen.

Fürs erste: wie halten Sie es mit dem Kalender? Diese Frage ist mir kürzlich auf einmal aufs Herz gefallen, und ich möchte wissen, ob Sie dabei noch auf mich rechnen. Gearbeitet habe ich dafür noch nichts, aber sollten Sie schlechterdings auf mich gerechnet haben, so wäre vielleicht noch Rat zu schaffen.

Antworten Sie mir darauf bald. Wie stehts mit Wielands Schriften? Ich höre hier, daß acht Bände auf nächstkommende Jubilate-Messe fertig werden sollen. Das wäre ein starker Zug auf einmal.

Es ist erstaunlich, wie es hier im Reich von Nachdrücken wimmelt. Alles kauft sie, und ich wundre mich nicht mehr, daß diese literarische Korsaren so viel Glück machen. Schützen Sie ja ihre Wielandischen Schriften vor diesem Geschmeiße.

Hoffentlich hat Ihnen Göpfert das dritte Stück der Thalia geliefert. Das vierte ist unter der Presse und soll mit dem fünften, vielleicht auch dem sechsten auf Neujahr fertig sein. Das mehreste in allen diesen Stücken wird von meiner eigenen Hand sein, denn ich habe jetzt Lust und Freude zur Arbeit.

Wenn Sie nichts dagegen haben, so soll künftig ein auch zwei Bogen der Thalia der Beurteilung neuer ästhetischer Werke gewidmet sein, und zwar im Geschmack der Literaturbriefe. Doch würde diese Einrichtung erst mit dem Jahr 94 anfangen.

Leben Sie wohl, lieber Freund. Es wird Sie doch nicht beschweren, mir gegen Ausgang Oktobers 30—40 Ldor zu schicken? Ich habe hier ganz horrende Ausgaben, weil Mißwachs, Krieg und Fremde alles verteuern.

Meine Frau grüßt Sie und Ihre liebe Jette herzlich. Ganz

Der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

Ludwigsburg, den 15. Sept. 1793.

Wünsche mir Glück, lieber Körner. Ein kleiner Sohn ist da; die Mutter ist wohlauf, der Junge groß und stark, und alles ist glücklich abgelaufen. Nicht sechs Tage waren wir hier angelangt, so ging es los.

Ich habe Heilbronn verlassen, wo mir alle häusliche Bequem-

lichkeit fehlte und für diese große Entbehrung keine Entschädigung war. Hier bin ich vortrefflich logiert und meiner Familie, meinen Freunden um ein gutes Teil näher. Ludwigsburg ist von Stuttgart und der Solitude nur drei Stunden. Die Stadt ist überaus schön und lachend, und ob sie gleich eine Residenz ist, so lebt man darin auf dem Lande. Der Herzog, scheint es, will mich ignorieren, und das ist mir gerade recht.

Dein S.

An Wilhelm und Christophine Reinwald.

Ludwigsburg, den 16. Sept. 1793.

Liebster Bruder und Schwester,

Mit frohem Herzen gebe ich euch die Nachricht, daß meine Lotte mir vorgestern am 14. September einen Sohn geschenkt hat, der frisch und stark ist und sich mit seiner Mutter bei vollkommener Gesundheit befindet. Ich weiß, daß ihr diese Freude ganz mit mir teilen werdet. Alles ging glücklich ab, aber die Niederkunft überraschte uns so früh, daß wir kaum mit den notwendigsten häuslichen Einrichtungen fertig waren. Der Mangel an aller häuslichen Bequemlichkeit und besonders an einer geräumigen Wohnung hat uns genötigt, Heilbronn mit Ludwigsburg zu vertauschen, wo wir wohlfeil und angenehm wohnen. Freilich ist alles übrige unmäßig teuer in ganz Schwaben, und ihr könnt euch gratulieren, daß euere Hieherreise in kein so hartes Jahr gefallen ist. Wahrscheinlich werden wir den ganzen Winter hier zubringen, wenn der Herzog, wie ich doch gar nicht besorge, uns nicht in unsrer Ruhe stören sollte. Er hat dem Papa, als ich noch in Heilbronn war, erlaubt, mich dort etlichemal zu besuchen. Ich notifizierte ihm auch, daß ich nach Ludwigsburg ziehen würde. Er war aber auf einer Reise an den Rhein abwesend und ist erst seit einigen Tagen wieder zurückgekehrt. Wie man mir sagt, so will er mich ganz ignorieren.

Hoffentlich, lieber Bruder, bist du nunmehr wieder von deinem Anfall hergestellt; lasse aber bald etwas von dir hören. Unsre lieben Eltern sind wohl, nur leidet Papa oft an Gliederreißen, wogegen er das Cannstatter Bad noch eine Zeitlang zu brauchen denkt. Mama und Nane waren bei der Niederkunft und sind noch da. Louise war bei uns in Heilbronn und führte da die Wirtschaft. Alles grüßt herzlich

Euer treuer Bruder

F. Schiller.

An (?) Schübler.

Ludwigsburg, den 19. Sept. 1793.

Nur ein einziges Wort des Andenkens, mein verehrtester Freund, um Ihnen für die uns bewiesene viele Güte noch einmal meinen verbindlichsten Dank zu sagen und Sie zu benachrichtigen, daß meine Frau am vierzehnten dieses von einem gesunden und muntern Knaben glücklich entbunden worden ist. Kaum daß wir Zeit gewinnen konnten, uns häuslich einzurichten, so überfiel uns die Niederkunft. Doch ging alles aufs glücklichste ab. — Der Herzog ist seit gestern von seiner Reise zurückgekehrt; ich kann daher noch nichts davon sagen, wie er meine Hieherkunft aufgenommen hat. — Meine Frau und Schwägerin empfehlen sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin aufs beste, und ich bin hochachtungsvoll

der Ihrige

Schiller.

An Christian Gottfried Schütz.

Ludwigsburg in Schwaben, den 19. Sept. 1793.

Ich zeige Ihnen mein neuestes Produkt an, liebster Freund — nicht damit Sie es im Intelligenzblatt bekannt machen, sondern daß Sie sich mit mir freuen sollen. Ich bin seit fünf Tagen Vater zu einem gesunden und muntern Sohn, der mir als der

Erstling meiner Autorschaft in diesem Fache unendlich willkommen ist. So viel an mir liegt, soll er ein Federheld werden, damit er den zweiten Teil zu den Werken schreiben kann, die sein Vater anfing, und, wenn Gott will, noch anfangen wird.

Das Lauchstädter Bad ist Ihnen hoffentlich gut bekommen und Sie sind mit gestärkter Gesundheit zurückgekehrt. Ich habe Ihnen noch nicht für Übersendung der übersetzten Fragmente aus meinem Aufsatz gedankt, die mich sehr erfreut haben. Aber die Zerstreuungen, in denen ich seitdem gelebt habe, ließen mich noch nicht daran denken, diesen Aufsatz zu revidieren.

Ich habe Hufelanden von einem hiesigen Arzt, Hofmedikus v. Hoven, geschrieben, der Lust bezeugt an der Literaturzeitung mitzuarbeiten. Er ist durch eine Schrift über die Wechselfieber rühmlich bekannt, besitzt viele medizinische Einsichten und schreibt einen guten Stil. Ich zweifle nicht, daß Sie eine sehr gute Eroberung an ihm machen werden.

Leben Sie wohl, teurer Freund, und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin aufs beste. Mit unveränderlicher Freundschaft denkt Ihrer

Ihr ganz eigener

Schiller.

An Charlotte von Kalb.

Ludwigsburg in Schwaben, den 1. Oktober 1793.

Die vielen Zerstreuungen, in denen ich bisher gelebt habe, und wozu noch die gewohnten Anfälle meines alten Übels kamen, haben mich verhindert, Ihnen früher zu schreiben. Das Wiedersehen der Meinigen und so vieler Jugendfreunde, die, wenn auch sonst nichts anders, die lebhafte Erinnerung an die Vergangenheit einem teuer macht, hat mich in diesen zwei Monaten sehr angenehm beschäftigt, und vor vierzehn Tagen hat die Niederkunft meiner Frau mit einem gesunden und muntern Sohn meiner Freude die Krone aufgesetzt. Mutter und Kind befinden sich beide

sehr wohl, und ich bin wenigstens so glücklich, jetzt der einzige Kranke in meinem Hause zu sein.

Die Schwierigkeit gut und angenehm zu wohnen (worauf ich jetzt, da ich fast immer zu Hause leben muß, am meisten zu sehen habe), hat mich veranlaßt, Heilbronn zu verlassen und Ludwigsburg zu meinem Wohnort zu machen, wo ich sehr gut logiert und meinen Verwandten und Freunden ungleich näher bin. Ich finde aus eben dem Grunde hier auch weit mehr Unterhaltung als in Heilbronn und verspreche mir einen leichten und erträglichen Winter.

Ich bin während dieser Zeit in der bewußten Sache nicht ganz untätig gewesen und wünsche nur, daß ich sagen könnte, mit besserm Erfolg als das vorigemal. Einen jungen Mann habe ich ausgefunden, der eben jetzt seine theologischen Studien in Tübingen vollendet hat, und dessen Kenntnissen in Sprachen und den zum Hofmeister erforderlichen Fächern alle, die ich darüber befragt habe, ein gutes Zeugnis erteilen. Er versteht und spricht auch das Französische und ist (ich weiß nicht, ob ich dies zu seiner Empfehlung oder zu seinem Nachteile anführe) nicht ohne poetisches Talent, wovon Sie in dem Schwäbischen Musenalmanach vom Jahr 1794 Proben finden werden. Er heißt Hölderlin und ist Magister der Philosophie. Ich habe ihn persönlich kennen lernen und glaube, daß Ihnen sein Äußeres wohl gefallen wird. Auch zeigt er vielen Anstand und Artigkeit. Seinen Sitten gibt man ein gutes Zeugnis; doch völlig gesetzt scheint er noch nicht, und viele Gründlichkeit erwarte ich weder von seinem Wissen noch von seinem Betragen. Ich könnte ihm vielleicht hierin unrecht tun, weil ich dieses Urteil bloß auf die Bekanntschaft einer halben Stunde und eigentlich bloß auf seinen Anblick und Vortrag gründe; ich will ihn aber lieber härter als nachsichtiger beurteilen, daß, wenn Ihre Erwartung ja getäuscht werden sollte, dies zu seinem Vorteil geschehe.

Mit den Bedingungen, die Sie ihm anbieten werden, ist er vollkommen zufrieden, und die liberale Behandlung, . . .

An Gottfried Körner.

Ludwigsburg, den 4. Oktober 1793.

Meine kleine Familie ist noch immer recht wohlauf, und meine Frau ist in ihrem Wochenbette von den alten Zufällen freier geblieben als jemals. Ich bin noch immer mit meinem alten Leiden geplagt und die vaterländische Luft will noch gar keine Wirkung zeigen. Sonst bin ich mit dem hiesigen Aufenthalt ganz wohl zufrieden, die teure Lebensart ausgenommen, die in manchem Artikel selbst die teuren Preise bei euch übersteigt.

Von meinen alten Bekannten sehe ich viele, aber nur die wenigsten interessieren mich. Es ist hier in Schwaben nicht soviel Stoff und Gehalt, als du dir einbildest, und diesen wenigen fehlt es gar zu sehr an der Form. Manche, die ich als helle aufstrebende Köpfe verließ, sind materiell geworden und verbauert. Bei einigen andern fand ich noch manche der Ideen in Gang, die ich selbst ehmals in ihnen niederlegte: ein Beweis, daß sie bloße Gefäße sind. Unter den Besten ist der M. Conz, den du, glaube ich, auch hast kennen lernen, und der sich sehr verbessert hat. In einer neuen Schrift von ihm, Analekten aus griechischen Dichtern usw., findest du einige Stücke von vielem Gehalt, unter vielem Mittelmäßigen freilich. Einer meiner ehmaligen familiärsten Jugendfreunde, D. Hoven von hier, ist ein brauchbarer Arzt geworden, aber als Schriftsteller, wozu er sehr viel Anlage hatte, zurückgeblieben. Mit ihm habe ich von meinem dreizehnten Jahr bis fast zum einundzwanzigsten alle Epochen des Geistes gemeinschaftlich durchwandert. Zusammen dichteten wir, trieben wir Medizin und Philosophie. Ich bestimmte gewöhnlich seine Neigungen. Jetzt haben wir so verschiedene Bahnen genommen, daß wir einander kaum mehr finden würden, wenn ich nicht noch medizinische Reminiszenzen hätte. Indessen hat doch die frühe Übung im Stil und in der Poesie ihm viel genützt, denn von da hat er eine Darstellungsgabe in seine Medizin mit herübergebracht,

die ihm die Schriftstellerei darin sehr erleichtert. Unter den jungen Künstlern in Stuttgart ist Dannecker, ein Bildhauer, der beste und Hetschen weit vorzuziehen. Er hat in Rom, wo er viele Jahre lebte, seinen Geschmack sehr gut gebildet, hat sehr schöne Ideen und führt sie geistreich aus. Die Abhängigkeit von dem Herzog, der sie immer mit Arbeit drückt, schadet den hiesigen jungen Künstlern sehr. In Stuttgart bin ich noch nicht gewesen; anfangs des Wochenbettes meiner Frau wegen, und jetzt will meine Gesundheit es nicht leiden. Der Herzog sucht etwas darin, mich zu ignorieren; er legt mir aber gar nichts in den Weg. Meinem Vater hat er auf sein Ansuchen ein Bad zu gebrauchen erlaubt, auf so lange Zeit, als er selbst will, und dieses Bad ist nicht weit von hier, so daß er glauben mußte, mein Vater wolle bloß mir näher sein. Alles wurde auf der Stelle bewilligt, so nötig er auch meinen Vater in seinem Posten braucht.

Ich habe noch wenig arbeiten können, ja es gibt viele Tage, wo ich Feder und Schreibtisch hasse. So ein hartnäckiges Übel, so sparsam zugewogene freie Intervallen drücken mich oft schwer. Nie war ich reicher an Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten, und nie konnt ich, wegen des elendesten aller Hindernisse, wegen körperlichen Druckes, weniger ausharren. An größere Kompositionen darf ich gar nicht mehr denken und bin froh, wenn ich nur von Zeit zu Zeit ein kleines Ganze vollenden kann. — Ich habe jetzt wieder eine kleine Schrift, etwa wie Anmut und Würde angefangen, die mir oft viele Freude macht. Sie handelt vom ästhetischen Umgang. Soviel ich weiß, hat man darüber noch nichts Philosophisches, und ich hoffe, du sollst an der Ausführung sehen, daß diese Materie von sehr vielem Interesse ist. Über das Naive werde ich gleichfalls einen kleinen Traktat, doch nur für die Thalia, aufsetzen. Ich bin mit keiner Erklärung dieses Phänomens, wie sie in unsern Theorien aufgestellt sind, zufrieden und hoffe, etwas darüber zu sagen, was mehr befriedigt.

Ich wünschte, du läsest die neue Schrift von Ramdohr

Charis oder über das Schöne in bildenden Künsten. Sie ist von zweierlei Seiten merkwürdig. Einmal als der elendeste Wisch von der Welt als Philosophie des Schönen betrachtet, was sie doch sein soll: und dann wieder als ein sehr brauchbares, ja vortreffliches Werk, was die empirischen Regeln des Geschmacks in bildenden Künsten betrifft. Man sieht überall, daß dieser Mann mit vortrefflichen Kunstwerken sehr vertraut ist und daß es ihm gar nicht an Geist fehlt, seine Erfahrungen in Regeln zu ordnen, aber er ist verloren, wenn er zu den Prinzipien hinaufsteigen will. Lies doch dieses Werk und sage mir deine Meinung darüber.

Ich bin neugierig, welchen Nachfolger man Reinholden in Jena geben wird. Ich finde ihn schon nicht mehr, wenn ich zurückkomme. Fichte würde gewiß eine sehr gute Akquisition sein und ihn, wenigstens dem Gehalt des Geistes nach, mehr als ersetzen.

Daß meine Krankheit mir in allem zuwider sein muß! Ich könnte es wahrscheinlich durchsetzen, in Weimar bei dem jungen Prinzen als Instruktor angestellt zu werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Erziehungsplan mit ihm, da er jetzt doch zehn Jahre alt ist, erweitert, und da ich beim Herzog und auch bei der Herzogin sehr gut stehe und man mir soviel weniger, als ich jetzt schon Besoldung ziehe, zu geben braucht als einem andern, so würde es gewiß gehen. Ich hätte dann in W. eine sehr erträgliche Existenz. Aber meine Zufälle lassen mich gar nicht daran denken, eine Verbindlichkeit zu übernehmen. Es wäre kein übler Posten bei unserm Prinzen, auch für künftige Hoffnungen, die mir jetzt, da ich ein Kind habe, weniger gleichgültig sind.

Lebe wohl und laß mich bald etwas von dir hören. Wenn ich diese Zeit her etwas seltener schrieb, so mußt du es mir zugut halten. Es soll alles wieder ins Geleis kommen, wenn ich erst ruhiger bin; und ich kann dir versichern, du bist jetzt beinahe der

einzige, dem ich schreibe. Meine Frau grüßt herzlich; wenn es noch Zeit ist, wird sie vielleicht einige Zeilen beilegen. Minna ist doch, wie ich hoffe, längst wieder wohl? Tausend Grüße an euch alle von uns und auch von dem kleinen Karl Friedrich Ludwig.

Sch.

PS. Der Brief ist einen Posttag liegen geblieben. Meine Frau erholt sich täglich mehr und ist schon etlichemal spazieren gewesen.

An Georg Göschen.

Ludwigsburg, den 24. Oktober 1793.

Anmut und Würde sollen Sie binnen drei Wochen revidiert und verbessert erhalten, und dann sei es Ihnen überlassen, in welchem Rock sie diese Schrift in die Welt senden wollen. Noch vor Ende dieses Jahrs werde ich auch mit einer andern kleinen Schrift, die in derselben Manier und noch etwas populärer und eleganter geschrieben ist, fertig, welche ich auch besonders gedruckt wünschte, ohne sie der Thalia einzuverleiben. Sie enthält eine Philosophie des schönen Umgangs, worin die Gesetze des guten Tons aus Prinzipien entwickelt sind. Über diese Materie ist noch nie philosophiert worden, soviel ich weiß, und ich verspreche derselben ein allgemeines Interesse.

Die Schrift wird, wie ich vermute, wenn sie mit größerer Schrift als Anmut und Würde gedruckt wird, zwölf bis fünfzehn Bogen betragen und sich also zu einem eigenen Buch sehr gut qualifizieren. Auch hoffe ich soll das Innere der äußern Eleganz wert sein. Lassen Sie mich wissen, lieber Freund, ob Sie sich, ihres Wielands unbeschadet, noch in diesem Winter darauf einlassen können, damit wir zu einem schönen Kupfer dazu Anstalt machen können.

Was den Kallias betrifft, so wird es mit diesem noch ein gutes Jahr Anstand haben. Ich habe mich nämlich entschlossen, die Theorie der Schönheit, die der Inhalt davon sein sollte, in einer Reihe von Briefen an den Prinzen von Augustenburg zu entwickeln, und auch schon seit zwei Monaten mit dieser Korrespondenz den Anfang gemacht. Diese Korrespondenz wird gedruckt, und das ist dann mein Hauptwerk in diesem Fache, womit wir Ehre einlegen wollen.

Die Thalia kann langsam fortlaufen, so daß etwa vier oder drei Stücke auf das Jahr gerechnet werden. Für 1793 wollen wir vier geben, weil das vierte im Manuskript schon so gut als fertig ist und zu dem dritten notwendig gehört. Übrigens will ich darauf denken, auch dem großen Publikum, wie Sie es nennen, etwas darin hinzuwerfen, was allgemeiner interessiert.

Es ist mir sehr lieb, daß Sie mir in der Mitte Novembers Geld schicken können, und wo möglich schicken Sie es mir gleich nach Empfang dieses Briefs. Mein Vorrat geht stark auf die Neige, und an einem fremden Ort, wo viele außerordentliche Ausgaben vorkommen, ist es nicht gut, sich zu entblößen. Sie können mir, wenn die ganze Summe Sie geniert, sogleich zu schicken, einstweilen die Hälfte und den Rest einige Wochen später senden. Ich habe bei den vier letzten Stücken der Thalia über hundert Taler für eingesandte Aufsätze aus meinem Beutel bezahlt, weil die Verfasser Freunde von mir sind und ich ihnen mein ganzes honorarium für den Bogen bestimmte.

Eben langt die gewisse Nachricht an, daß der Herzog von Württemberg diese Nacht um zwölf Uhr gestorben ist. Er ist schon drei Tage ohne Hoffnung darnieder gelegen.

Von meiner Frau an Sie und Ihre Jette die herzlichsten Grüße. Alles ist wohlauf bei uns.

Ihr S.

An Friedrich Haug.

Ludwigsburg, den 30. Oktober. 1793.

Recht verbindlichen Dank, lieber Freund, für die überschickten Schriften und die freundschaftliche Mühe, die Sie meinetwegen übernommen haben. Wie sehr wünschte ich, auch schon Ihrentwegen, Herrn Cotta willfahren zu können, sei es durch welche Schrift es wolle. Aber ob ich gleich an Göschen nicht gebunden bin, so ist derselbe doch mein Freund und hat ein freundschaftliches Recht wenigstens an die erste Anfrage von mir. Ich habe bereits wegen meiner Schrift über die Theorie des schönen Umgangs an ihn geschrieben, und wenn er solche auf Ostern nicht drucken kann, wie ich haben will, so habe ich darüber freie Hand. Wenn meine Tragödie: Die Johanniter zustande kommen sollte, so würde ich noch mehr freie Macht damit haben (denn die Schrift über den ästhetischen Umgang gehört eigentlich doch zu der über Anmut und Würde als Pendant, sollte also billig gleichen Druck und Verleger haben), auch würde, wie ich glaube, Herrn Cotta mit einem dramatischen Stück ein größerer Gefallen geschehen. Doch müssen Sie ihn prävenieren, daß ich mit einer Tragödie, die mir drei- und viermal soviel Arbeit kostet als die beste Schrift von historischem oder philosophischem Inhalt, etwas teuer bin. Unter dreißig Karolin kann ich sie Herrn Cotta nicht lassen, und da muß er sehen, wie er mit den Nachdruckern zu recht kommt.

Ich habe die Schriftproben durchgesehen und finde einige darunter, die mir überaus wohl gefallen. Auch habe ich solche schon für mich notiert. Es liegt aber übrigens nicht allein an Papier und Schrift, daß eine Druckschrift gut ins Auge fällt. Beides kann gut gewählt sein, und wenn es an einer guten geschmackvollen Anordnung fehlt, so ist alles vergebens.

Wenn Sie in diesen Tagen etwas freier über sich disponieren können, so machen Sie doch ja wieder einen Spaziergang nach

Ludwigsburg; wäre es auch nur als Wallfahrt zu den teuren Reliquien eines Herrn, der sich so sehr um Sie verdient machte. Wenn Sie den dicken Helfer Conz bereden können, Sie zu begleiten, so bringen Sie ihn ja mit. Grüßen Sie ihn bestens von mir

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Johann Kaspar und Elisabeth Schiller.

Ludwigsburg, den 8. November 1793.

Recht leid tut es mir, liebste Eltern, daß ich meinen Geburtstag nicht mit Ihnen soll feiern können. Aber ich sehe wohl ein, daß der liebe Papa es nicht gut wagen kann, sich von der Solitude zu entfernen, da alle Tage ein Besuch vom Herzog erwartet wird. Es kommt überhaupt ja gar nicht just auf den Tag an, wenn man zusammen fröhlich sein will, und jeder Tag, wo ich mit meinen lieben und besten Eltern zusammen bin, soll mir festlich und willkommen wie ein Geburtstag sein.

Wegen des lieben Kleinen darf die gute Mama sich keine Sorge machen. Eine Diarrhöe, die ihn seit einigen Tagen plagt, hat ihn etwas angegriffen, aber davon wird er sich schnell wieder erholt haben. Hoven sagt, daß dies bei Wasserkindern gar nichts Seltenes sei, und da er auf der Haut keine Unreinigkeiten hat, so ist kein Wunder, wenn sie ihren Weg durch die Därme nehmen. Es geht ihm nichts an Wartung und Pflege ab, das können Sie glauben, und er ist auch, ein bißchen Magerkeit abgerechnet, noch sehr munter und hat guten Appetit.

Ich bin, seitdem ich nach Stuttgart eine Exkursion gemacht habe, ziemlich leidlich gewesen und habe diese günstige Zeit benutzt, in meinen so lange liegen gebliebenen Geschäften ein wenig vorwärts zu kommen. Ich war diesen ganze Woche sehr fleißig, und es ging mir von der Hand. Dies ist auch Ursache, daß ich Ihnen

nicht früher selbst geschrieben habe. Es ist mir immer himmlisch wohl, wenn ich beschäftigt bin und meine Arbeit mir gedeiht. Für Ihr, mir so wertes Bildnis danke ich Ihnen tausendmal, liebster Vater. So froh ich indes bin, daß ich dies Andenken von Ihnen habe, so viel froher bin ich doch, daß die Vorsehung mir vergönnt hat, Sie selbst zu haben und in Ihrer Nähe zu leben. Wir müssen aber diese Zeit etwas besser nützen und keine so lange Pausen machen, ehe wir wieder zusammen kommen. Wenn Sie den Herzog einmal auf der Solitude gehabt haben und wissen, wie Sie daran sind, so soll, denke ich, eine kurze Abwesenheit von einigen Tagen, in dieser Jahreszeit besonders, gar keine Schwierigkeiten haben. Meinen Wagen will ich mit nächster Gelegenheit hinauf schaffen und bei Ihnen stehen lassen, daß Sie sich seiner immer bedienen können.

Jetzt meine und unser aller herzlichsten und kindlichsten Grüße an Sie beide, und an die gute Nane meinen brüderlichen Gruß.

Auf baldiges frohes Wiedersehen

Ihr gehorsamer Sohn

Fr. Schiller.

P. S. Madame Simanowitz habe ich, da das Wetter so schlecht war, nicht hieher bitten wollen. Vor einer Stunde aber hat es sich aufgehellt, und es kann noch bis Sonntag recht schön werden. Ich will sie also mit der heutigen Post einladen, uns auf den Sonntag zu besuchen.

An Ludovika von Simanowitz.

Ludwigsburg, den 8. November 1793.

Ich habe es bei dem anhaltend schlechten Wetter nicht wagen wollen, meine vortreffliche Freundin, Sie an das Versprechen zu erinnern, das Sie uns neulich auf der Solitude gemacht haben, uns eine Zeitlang hier das Vergnügen Ihres Umgangs zu gönnen,

und unser kleines Familienfest mit uns zu feiern. Vor einigen Stunden hat das Wetter sich aufgeklärt, und es scheint, daß wir schönere Tage zu hoffen haben.

Erlauben Sie mir also, daß ich meine Bitte erneure und Sie ernstlich beim Wort nehme. Ich ersuche Ihren Herrn Gemahl, sich unsrer alten Bekanntschaft zu erinnern und Sie zu uns zu begleiten. Sie sollen uns beide herzlich willkommen sein.

Alle die Meinigen tragen mir auf, sie Ihnen aufs beste zu empfehlen, und ich verharre hochachtungsvoll

Ihr gehorsamster

F. Schiller.

An Ferdinand Huber.

Ludwigsburg in Schwaben, den 11. November 1793.

Diesen Morgen erhalte ich deinen ersten Brief und deinen zweiten durch Cotta diesen Abend. Herzlich gern will ich alles tun, was in meinem Vermögen steht, deine Wünsche zu erfüllen.

In Tübingen kenne ich niemanden als den Professor Abel, den ich auf deine Ankunft und Bekanntschaft vorbereiten will. Es ist ein einfacher und humaner Mensch, bei dem man wenig Formalitäten nötig hat. Wenn du selbst nach T. kommst, darfst du dich nur als meinen Freund bei ihm einführen, wenn du von deinen schriftstellerischen Titeln keinen Gebrauch machen willst. Vielleicht findest du in der Folge, wie ich jedoch nicht hoffe, daß du einige mehr bedeutende Konnexionen in Stuttgart nötig haben könntest. Diese kann ich dir vielleicht durch die dritte Hand verschaffen, denn ich selbst habe mich bei keinem dieser Herren noch gemeldet.

Wenn es mit der Anzeige des Robertsonischen Werks jetzt noch Zeit ist, so will ich einen meiner Freunde in Stuttgart, der in diesen Sachen gut bewandert ist, darum ersuchen, daß er mir die nötigen Notizen liefert, und die Anzeige dann (wahrscheinlich

in deinem, und nicht des Verlegers Namen) in das Intelligenzblatt rücken lassen. Was du sonst an Schütz und Hufeland durch mich bestellt haben wolltest, wirst du nun wohl besser unmittelbar besorgen.

Da man nicht weiß, wie die neue Regierung in Württemberg in puncto der polnischen Angelegenheit denkt, so wäre mein Rat, daß du dich so still als möglich in T. einführtest und die Aufspäher ja nicht wecktest. Doch das ist eine Vorsicht, die sich von selbst ergibt.

Mit meiner Gesundheit ist es noch immer das alte. Meine Frau und der Kleine sind wohl. Lebe wohl

Dein S.

An Friedrich Haug.

Ludwigsburg, den 9. Dezember 1793.

Ein Heft des Apoll ist neulich zurückgeblieben und folgt hier nebst dem Almanach zurück. Von Cotta habe ich Garven schon erhalten und danke schönstens für Ihre gütige Besorgung.

Können Sie mir einige Theaterstücke zu dem bewußten Gebrauch ausfindig machen und schicken, so erzeigen Sie mir und unsrer Gesellschaft eine große Gefälligkeit. In Ermanglung besserer wären wir mit Essex und Romeo und Julie allenfalls zufrieden.

Wenn Sie mir schreiben, liebster Freund, so haben Sie doch die Güte, mir auf folgende Anfrage zu antworten:

In welchen Verbindungen der junge Neuffer, von welchem Gedichte im Almanach stehen, sich befindet? Ob er etabliert ist oder noch über sich disponieren kann? Ob er Theolog oder was er sonst ist? Ob er gründliche Kenntnisse in Sprachen besitzt und in Philosophie und Geschichte etwas weniges getan hat? — alle diese Anfragen, versteht sich, bleiben bloß unter uns. Machen Sie, daß wir Sie bald wieder einige Stunden genießen, dies wünscht die ganze Gesellschaft und am meisten Ihr

ganz ergebener

Schiller.

An Gottfried Körner.

Ludwigsburg, den 10. Dezember 1793.

Ich hab es müssen darauf ankommen lassen, dich diese Zeit über wegen meiner in Ungewißheit zu lassen, denn ich hatte ordentlich einen physischen Widerwillen gegen das Schreiben. Ein so harnäckiges Übel als das meinige, welches bei noch so mannigfaltigen Einwirkungen von außen auch nicht die geringste Veränderung erfährt, weder zum Schlimmen noch zum Guten, müßte endlich auch einen stärkeren Mut, als der meinige ist, überwältigen. — Ich wehre mich dagegen mit meiner ganzen Abstraktionsgabe und, wo es angeht, mit der ganzen Fruchtbarkeit meiner Einbildungskraft, aber immer kann ich doch nicht das Feld behalten. — Seit meinem letzten Brief an dich vereinigte sich so vieles, meine Standhaftigkeit zu bestürmen. Eine Krankheit meines Kleinen, von der er sich aber jetzt vollkommen wieder erholt hat, meine eigne Krankheit, die mir so gar wenig freie Stunden läßt, die Unbestimmtheit meiner Aussichten in die Zukunft, da die Mainzer Aspekten sich ganz verfinstert haben, der Zweifel an meinem eignen Genius, der durch gar keine wohltätige Berührung von außen gestärkt und ermuntert wird, der gänzliche Mangel einer geistreichen Konversation, wie sie mir jetzt Bedürfnis ist! Bei dieser hinfälligen Gesundheit muß ich alle Erweckungsmittel zur Tätigkeit aus mir selbst nehmen, und anstatt einige Nachhilfe von außen zu empfangen, muß ich vielmehr mit aller Macht dem widrigen Eindruck entgegenstreben, den der Umgang mit so heterogenen Menschen auf mich macht. Meine Gefühle sind durch meine Nervenleiden reizbarer und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden. Ich fodre mehr als sonst von Menschen und habe das Unglück, mit solchen in Verbindung zu kommen, die in diesem Stück ganz verwahrlost sind. Wäre ich mir nicht bewußt, daß die Rücksicht auf meine Familie den vornehmsten Anteil an meiner Hieherkunft gehabt hätte —

ich könnte mich nie mit mir selbst versöhnen. Doch warum schlage ich dich mit solchen Betrachtungen nieder, und wozu hilft es mir? Gebe nur der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße und ein Leben, das so oft von einem wahren Tod unterbrochen wird, noch einigen Wert bei mir behalte. —

Laß es dich also nicht wundern oder nimm es nicht empfindlich auf, wenn ich unter uns beiden jetzt der weniger tätige bin. Ich erinnere mich, daß ich das Gegenteil war, und es tut mir selbst am meisten leid, daß ich jetzt mehr empfamgen muß, als ich geben kann. Ich will es nicht leugnen, daß ich eine Zeitlang empfindlich auf dich war. Schon lange ist es bloß meine Tätigkeit, die mir mein Dasein noch erträglich macht, und es kann mir unter diesen Umständen begegnet sein, daß ich diesen subjektiven Wert, den meine neueren Arbeiten für mich haben, für objektiv nahm und besser davon dachte, als sie wohl wert sein mögen. Kurz, ich bildete mir ein, sowohl in meinen Briefen vom vergangenen Winter als in einigen neuern gedruckten Aufsätzen Ideen ausgestreut zu haben, die einer wärmeren Aufnahme würdig wären, als sie bei dir fanden. Bei dieser Dürre um mich her wäre es mir so wohltätig gewesen, eine Aufmunterung von dir zu erhalten, und bei der Meinung, die ich von dir habe, konnte ich mir dein Stillschweigen oder deine Kälte nur zu meinem Nachteil erklären. Ich brauchte aber wahrhaftig eher Ermunterung als Niederschlagung, denn zu großes Vertrauen auf mich selbst ist nie mein Fehler gewesen. Du konntest, wie ich jetzt wohl einsehe, nicht wissen, wie sehr ich deiner Hilfe bedurfte, du konntest den Zustand meiner Seele nicht erraten; aber so billig urteilte ich in denjenigen Momenten nicht von dir, wo ich meine Erwartungen und Wünsche getäuscht fand. Daß ich dir diese Entdeckung jetzt mache, beweist, daß ich über diesen Zustand gesiegt und meine Partei genommen habe. Vergiß aber alles und laß es auf deine Freiheit gegen mich keinen Einfluß haben.

Sei so gut und schicke mir, sobald du schreibst, entweder das

Original oder die Kopie derjenigen von meinen Briefen, worin ich angefangen habe, dir meine Theorie der Schönheit zu entwickeln. Ich brauche diese Ideen jetzt notwendig zu meiner gegenwärtigen Beschäftigung und bin eben daran, die Theorie des Schönen zu entwickeln. Vielleicht gelingt es mir, in meiner Korrespondenz mit d. Pr. v. A. soweit vorzurücken, daß ich den ersten Band derselben auf kommender Messe drucken lassen kann. Zehn Bogen sind bereits fertig, wo ich das Schöne und den Geschmack bloß in seinen Einfluß auf den Menschen und auf die Gesellschaft betrachte und die reichhaltigsten Ideen aus den Künstlern philosophisch ausgeführt sind. Meine Gesundheit erlaubt mir jetzt weniger als sonst, Entwürfe, deren Vollendung mir am Herzen liegt, auf die lange Bank zu verschieben. Wenn von meiner Korrespondenz die Hälfte fertig und kopiert ist, so sende ich sie dir zu. —

Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu tun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Worts.

Huber will mit der Forstern, wenn sie getraut sind, nach Tübingen kommen und sich dort eine Zeitlang niederlassen, weil es ihm in der Schweiz zu teuer ist. Er hat mir geschrieben, daß er vorher eine Zusammenkunft mit Forstern abwarten würde, der sich damals bei der Rheinarmee aufhielt und seine Rechte auf sie in Person zedieren wollte; je mehr ich von dieser Geschichte höre, desto ekelhafter wird sie mir. —

Meine Frau ist seit ihren Wochen viel gesunder als je, und das ist auch der größte äußere Trost, den ich jetzt habe. Der Kleine ist gesund und meine Familie auf der Solitude auch bei dem besten Wohlsein. Tausend herzliche Grüße an Minna und Dorchen. Hier ein Brief von meiner Lotte an die letztere, der schon vierzehn Tage zum Einschluß parat gelegen hat.

Dein S.

Aus redaktioneller Tätigkeit.

Einladung zur Mitarbeit an den Horen.

Unter diesem Titel wird mit Anfang des Jahrhunderts 1795 eine Monatsschrift erscheinen, zu deren Verfertigung eine Gesellschaft bekannter Gelehrten sich vereinigt hat. Sie wird sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen als historischen und poetischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessieren, oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sich der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man bemüht sein wird, die Wissenschaft selbst, durch den innern Gehalt, zu bereichern, hofft man zugleich, den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern.

Unter der großen Menge von Zeitschriften ähnlichen Inhalts dürfte es vielleicht schwer sein, Gehör zu finden, und, nach so vielen verunglückten Versuchen in dieser Arbeit, noch schwerer, sich Glauben zu verschaffen. Ob die Herausgeber der gegenwärtigen Monatsschrift gegründetere Hoffnungen haben, wird sich am besten aus den Mitteln abnehmen lassen, die man zur Erreichung jenes Zwecks eingeschlagen hat.

Nur der innere Wert einer literarischen Unternehmung ist es,

der ihr ein dauerndes Glück bei dem Publikum versichern kann; anf der andern Seite aber ist es nur dieses Glück, welches ihrem Urheber den Mut und die Kräfte gibt, etwas Beträchtliches auf ihren Wert zu verwenden. Die große Schwierigkeit also ist, daß der Erfolg gewissermaßen schon realisiert sein müßte, um den Aufwand, durch den allein er zu realisieren ist, möglich zu machen. Aus diesem Zirkel ist kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematischen Erfolg so viel wage, als etwa nötig sein dürfte, ihn gewiß zu machen.

Für Zeitschriften dieses Inhalts fehlt es gar nicht an einem zahlreichen Publikum, aber in dieses Publikum teilen sich zu viele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hieher gehörigen Journale zusammen zählen, so würde sich eine Anzahl entdecken lassen, welche hinreichend wäre, auch die kostbarste Unternehmung im Gange zu erhalten. Diese ganze Anzahl nun steht derjenigen Zeitschrift zu Gebot, die alle die Vorteile in sich vereinigt, wodurch jene Schriften im einzelnen bestehen, ohne den Kaufpreis einer einzelnen unter denselben beträchtlich zu übersteigen.

Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen größern Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Assoziation zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher geteilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem alle Anteil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben. Dadurch aber ist man imstande, jedem einzelnen alle die Vorteile anzubieten, die der allerweiteste Kreis der Leser und Käufer einem Autor nur immer verschaffen kann.

Ein Verleger, der diesem Unternehmen in jeder Hinsicht gewachsen ist, hat sich bereits . . . . gefunden, und ist bereit, sie ins Werk zu richten, so bald die erforderliche An=

zahl von Mitarbeitern sich zusammengefunden haben wird. Jeder Schriftsteller, an den man diese Anzeige sendet, wird also zum Beitritt an dieser Sozietät eingeladen, und man hofft, dafür gesorgt zu haben, daß er in keiner Gesellschaft, die seiner unwürdig wäre, vor dem Publikum auftreten soll. Da aber die ganze Unternehmung nur unter der Bedingung einer gehörigen Anzahl von Teilnehmern möglich ist, so kann man keinem der eingeladenen Schriftsteller zugestehen, seinen Beitritt bis nach Erscheinung des Journals aufzuschieben, weil man schon vorläufig wissen muß, auf wen man zu rechnen hat, um an die Ausführung auch nur denken zu können. Sobald aber die erforderliche Anzahl sich zusammengefunden hat, wird solches jedem Teilnehmer an der Zeitschrift unverzüglich bekannt gemacht werden.

Jeden Monat ist man übereingekommen, ein Stück von neun Bogen in median zu liefern; der gedruckte Bogen wird mit . . . dors in Golde bezahlt. Dafür verspricht der Verfasser, von diesen einmal abgedruckten Aufsätzen drei Jahre nach ihrer Erscheinung keinen andern öffentlichen Gebrauch zu machen, es sei denn, daß beträchtliche Veränderungen damit vorgenommen worden wären.

Obgleich von denjenigen Gelehrten, deren Beiträge man sich ausbittet, nichts, was ihrer selbst und einer solchen Zeitschrift nicht ganz würdig wäre, zu befürchten ist, so hat man doch, aus leicht begreiflichen Gründen, die Verfügung getroffen, daß kein Manuskript eher dem Druck übergeben werde, als bis es einer dazu bestimmten Anzahl von Mitgliedern zur Beurteilung vorgelegt worden ist. Dieser Konvention werden sich die Herren Teilnehmer um so eher unterwerfen, als sie versichert sein können, daß höchstens nur die relative Zweckmäßigkeit ihrer Beiträge in Rücksicht auf den Plan und das Interesse des Journals zur Frage kommen kann. Eigenmächtige Abänderungen wird weder der Redakteur noch der Ausschuß sich in den Manuskripten erlauben. Sollten welche nötig sein, so versteht es sich von selbst, daß man den Verfasser ersuchen

wird, sie selbst vorzunehmen. Der Abdruck der Manuskripte wird sich nach der Ordnung richten, in der sie eingesandt werden, so weit dieses mit der nötigen Mannigfaltigkeit des Inhalts in den einzelnen Monatsstücken bestehen kann. Eben diese Mannigfaltigkeit macht die Verfügung notwendig, daß kein Beitrag durch mehr als drei Stücke fortgesetzt werde und in keinem einzelnen Stück mehr als sechzig Seiten einnehme.

Briefe und Manuskripte sendet man an den Redakteur dieser Monatsschrift, der den Herrn Verfassern für ihre eingesandten Beiträge steht und bereit ist, jedem, sobald es verlangt wird, Rechnung davon abzulegen.

Daß von dieser Anzeige kein öffentlicher Gebrauch zu machen sei, wird kaum nötig sein zu erinnern.

Jena am 13. Juni 1794.

Friedrich Schiller.
Hofrat und Professor zu Jena.

Ankündigung der Horen.

Die Horen
eine Monatsschrift
von einer Gesellschaft verfaßt und herausgegeben
von
Schiller.

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstiget, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Zirkel erneuert und nur allzuoft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung ist, möchte es ebenso gewagt als verdienstlich sein, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der Tat scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu ver-

sprechen, die sich über das Lieblingstema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftfreien Unterhaltung soll sie gewidmet sein und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen vertraulichen Zirkel schließen, aus welchem alles verbannt sein wird, was mit einem unreinen Parteigeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig sein. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege sein mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet sein, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen

und durch die Wahrheit der Schönheit ein daurendes Fundament und eine höhere Würde zu geben. Soweit es tunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wissenschaft ausgehen und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkür zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachteile beider trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.

Man wird sich, soweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Übrigens wird man sich jede Freiheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist.

Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift sein; die drei schwesterlichen Horen Eunomia, Dike und Irene werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht; des nämlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet und die Harmonie in der Geisterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugeborene Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Zypern empfingen, sie mit göttlichen Gewanden bekleideten und so, von ihren Händen geschmückt, in den Kreis der Unsterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß und nur durch Gesetzmäßigkeit

würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Wert zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmut und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind.

Daß die gegenwärtige Zeitschrift des ehrenvollen Namens, den sie an ihrer Stirne führt, sich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können. Was ihm in seiner eignen Person nicht geziemen würde, zu versichern, das erlaubt er sich als Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft, die zu Herausgabe dieser Schrift sich vereinigt hat. Mit patriotischem Vergnügen sieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und seine Freunde schon seit Jahren beschäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hindernisse, die seiner Ausführung im Wege standen, hat behauptet werden können. Endlich ist es ihm gelungen, mehrere der verdienstvollesten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller Versuche, die von einzelnen bisher angestellt wurden, noch immer gemangelt hat und notwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Teilnehmern nötig sein möchte, um bei einem Werk, das in festgesetzten Zeiten zu erscheinen bestimmt ist, Vortrefflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden.

Folgende Schriftsteller werden an dieser Monatschrift Anteil nehmen:

Herr Hauptmann von Archenholz in Hamburg.

Seine Erzbischöfliche Gnaden Herr Koadjutor von Mainz Freiherr von Dalberg in Erfurt.

Herr Professor Engel aus Berlin.

— D. Erhardt in Nürnberg.

— Professor Fichte in Jena.

Herr von Funk in Dresden.
— Professor Garve in Breslau.
— Kriegsrat Genz in Berlin.
— Kanonikus Gleim in Halberstadt.
— Geheimer Rat von Goethe in Weimar.
— D. Gros in Göttingen.
— Vize-Konsistorial-Präsident Herder in Weimar.
— Hirt in Rom.
— Professor Hufeland in Jena.
— Legations-Rat von Humboldt aus Berlin.
— Oberbergmeister von Humboldt in Bayreuth.
— Geheimer Rat Jacobi in Düsseldorf.
— Hofrat Matthison in der Schweiz.
— Professor Meyer in Weimar.
— Hofrat Pfeffel in Colmar.
— Hofrat Schiller in Jena.
— Schlegel in Amsterdam.
— Hofrat Schütz in Jena.
— Hofrat Schulz in Mietau.
— Professor Woltmann in Jena.

Da sich übrigens die hier erwähnte Sozietät keineswegs als geschlossen betrachtet, so wird jedem deutschen Schriftsteller, der sich den notwendig gefundenen Bedingungen des Instituts zu unterwerfen geneigt ist, zu jeder Zeit die Teilnahme daran offen stehen. Auch soll jedem, der es verlangt, verstattet sein, anonym zu bleiben, weil man bei Aufnahme der Beiträge nur auf den Gehalt und nicht auf den Stempel sehen wird. Aus diesem Grunde, und um die Freiheit der Kritik zu befördern, wird man sich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen und bei den einzelnen Aufsätzen die Namen ihrer Verfasser bis zum Ablauf eines jeden Jahrgangs verschweigen, welches der Leser sich um so eher gefallen lassen kann, da ihn diese Anzeige schon im ganzen mit denselben bekannt macht.

Jena, den 10. Dezember 1794. Schiller.

Jeden Monat, vom Neujahr 1795 an gerechnet, erscheint regelmäßig ein Stück von sieben Bogen in Groß-Oktav, und die Verlagshandlung wird für ein anständiges Äußere sorgen. Wer Exemplare auf holländischem Postpapier verlangt, beliebe beizeiten die Bestellung zu machen. Der Preis des ganzen Jahrganges ist ein Karolin in Golde oder sechs Reichstaler acht Groschen sächsisch; einzelne Stücke können nicht unter sechszehn Groschen erlassen werden. Die Herren Mitarbeiter wenden sich unmittelbar an den Herrn Redakteur der Monatsschrift; die Herren Subskribenten an die Buchhandlungen oder an die löblichen Postämter, unter denen die Oberpostämter Stuttgart und Cannstatt die Hauptversendung besorgen. Wer zehen Exemplare zugleich bestellt, erhält das eilfte frei. Man ersucht die Herren Subskribenten, sich zu nennen, weil man entschlossen ist, am Ende des Jahrs ein Verzeichnis derselben beizufügen.

J. G. Cottaische Buchhandlung
in Tübingen.

Abgekürzte Ankündigung der Horen.

Die Horen,
eine Monatsschrift von einer Gesellschaft verfaßt und herausgegeben
von
Schiller.

Je mehr die allgemeine Aufmerksamkeit durch die lebhafteste Teilnahme an den politischen Begebenheiten des Tages und den Kampf entgegengesetzter Meinungen und Parteien jetzt auf die Gegenwart gerichtet ist, desto dringender wird das Bedürfnis, die dadurch eingeengten Gemüter durch ein allgemeineres und höheres Interesse an allem, was rein menschlich und über den Einfluß der Zeiten erhaben ist, wiederum in Freiheit zu setzen und dem durch den Anblick der Zeitbegebenheiten ermüdeten Leser eine fröhliche

Zerstreuung zu verschaffen. Diesem Endzweck widmet man die gegenwärtige Zeitschrift. Sich alle Beziehung auf den jetzigen Weltlauf und die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietend, wird dieselbe mit Hilfe der Geschichte und Philosophie zu dem Ideale veredelter Menschheit die einzelnen Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten nach Vermögen geschäftig sein. Daß sie diesem erhabenen Ziele nicht ohne Erfolg entgegenstreben werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können, wenn er sich als den Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft ansieht, die sich zur Herausgabe derselben vereinigt hat. Denn nach vielen Schwierigkeiten ist es ihm endlich gelungen, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werk zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller von einzelnen bisher angestellten Versuche noch immer gemangelt hat und notwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Teilnehmern nötig sein möchte, um bei einem periodischen Werke Vortrefflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen] zu verbinden. Die jetzigen Mitarbeiter sind Herr v. Archenholz, v. Dalberg, Engel, Erhardt, Fichte, v. Funk, Garve, Gentz, Gleim, v. Goethe, Gros, Herder, Hirt, Hufeland, W. v. Humboldt, A. v. Humboldt, Jacobi, Matthisson, Meyer, Pfeffel, Schiller, Schlegel, Schütz, Friedrich Schulz, Woltmann, Vogel in Nürnberg.

Jena, den 10. Dezember 1794.

Schiller.

Einige Rezensionen.

1794 1794

Bemerkungen zu Rapps Kritik der „Resignation".

Der Herr Verfasser dieser Bemerkungen versteht es, wie poetische Werke beurteilt werden müssen, und das ist eine Kunst, die zuweilen selbst Dichter nicht verstehen. Man sehe das Urteil Herrn Friedr. Leopold Stolbergs über die „Götter Griechenlands" (im „Deutschen Museum").

Zu den Bemerkungen des Herrn Verfassers erlaube ich mir noch die folgende hinzuzusetzen, die meinetwegen als der Schlüssel zu diesem Gedichte dienen kann.

Der Inhalt desselben sind die Anforderungen eines Menschen an die andere Welt, weil er die Güter der Zeit für die Güter der Ewigkeit hingegeben hat. Um des Lohnes willen, der ihm in der Ewigkeit versprochen wurde, hat er auf Genuß in dieser Welt resigniert. Zu seinem Schrecken findet er, daß er sich in seiner Rechnung betrogen hat, und daß man ihm einen falschen Wechsel an die Ewigkeit gegeben.

So kann und soll es jeder Tugend und jeder Resignation ergehen, die bloß deswegen ausgeübt wird, weil sie in einem anderen Leben gute Zahlung erwartet. Unsere moralischen Pflichten binden uns nicht kontraktmäßig, sondern unbedingt. Tugenden, die bloß gegen Assignation an künftige Güter ausgeübt werden, taugen nichts. Die Tugend hat innere Notwendigkeit, auch wenn es kein anderes Leben gebe. Das Gedicht ist also nicht gegen die wahre Tugend,

sondern nur gegen die Religionstugend gerichtet, welche mit dem Weltschöpfer einen Akkord schließt und gute Handlungen auf Interessen ausleihet, und diese interessierte Tugend verdient mit Recht jene strenge Abfertigung des Genius.

Über J. Kants philosophische Religionslehre.

Philosophie. Ohne Druckort: Über Imm. Kants philosophische Religionslehre. In einem Briefe an einen Freund. 1793. 32. S. 8°.

Dieser Brief, welcher einen kurzen Auszug oder eigentlicher nur die Hauptideen aus jedem Abschnitt des genannten Werkes mit einigen eingeflochtenen Bemerkungen, Zweifeln und Einwürfen enthält, war (wie der Vf. sagt) bloß zum Privatgebrauch eines Freundes bestimmt, der das Werk wegen vieler Geschäfte nicht lesen konnte und daher nur die Hauptideen durch einen Auszug zu erfahren wünschte. Der Hauptinhalt des Kantischen Werks ist zwar sehr gedrängt, aber doch treu und faßlich dargestellt. Desto mehr muß man sich wundern, daß die Bemerkungen nicht allezeit treffend sind, und gewisse Sätze nur deswegen bezweifeln oder bestreiten, weil sie der Verfasser nicht verstand. Gegen den Begriff vom radikalen Bösen wird erinnert: durch die Annahme einer bösen Maxime werde das Böse nicht erklärt, weil daraus noch nicht erhelle, warum der freie Wille die Übertretung des Gesetzes und nicht vielmehr die Befolgung desselben in seine Maxime aufnehme; das Böse sei schon erklärt, wenn man sage: Vernunft und Sinnlichkeit erfordern oft entgegengesetzte Sachen, wird jene dieser untergeordnet, so ist es eine böse Handlung.

Wenn aber diese Handlung moralisch sein soll, so muß sie durch Freiheit geschehen und setzt also eine Maxime voraus.

Ebenso unerheblich sind die Einwürfe gegen den Satz: Das radikale Böse kann nicht in der Sinnlichkeit gedacht werden, denn es wäre sonst nicht verschuldet. Der Verfasser fragt unter andern, ob der Grund des Bösen eben verschuldet sein müsse.

Und doch ist leicht einzusehen, daß, wenn der Grund des Bösen nicht verschuldet ist, es auch das aus jener Quelle entspringende Böse nicht sein kann, woraus dann ferner folgte, daß es gar kein moralisches Böse gebe.

Wenn der Verfasser die Verpflichtung, aus dem ethischen Naturstande in ein ethisches gemeines Wesen überzugehn, bezweifelt und zwar aus dem Grunde, weil in beiden Zuständen eben dieselbe Vernunft eben dasselbe Gesetz vorschreibe und eben dieselbe Freiheit angenommen werden müsse und daher die Verpflichtung und die Hindernisse zu einem guten Lebenswandel in beiden gleich stark seien: so hat er nicht daran gedacht, daß die Hindernisse, durch welche die Menschen untereinander die Erfüllung ihrer Pflichten erschweren, nach und nach aufhören müssen, wenn sie sich verbinden, mit vereinten Kräften das Reich Gottes herbeizuführen oder, mit andern Worten, die moralische Gesinnung in jedem andern zu beleben, zu stärken, und auszubreiten.

Übrigens ist der Verfasser in den meisten Punkten mit Kant einverstanden und überzeugt, daß nicht nur die Religion, sondern auch der christliche Glaube durch Kants Werk viel gewonnen habe und in Zukunft noch mehr gewinnen werde. Durch dieses Geständnis unterscheidet er sich von denjenigen gelehrten Katholiken, welche nach Seite fünf den Umsturz der Religion und jakobinische Grundsätze aus der Kantischen Philosophie wittern; nur drückt er sich auf eben derselben Seite etwas zweideutig darüber aus. Dieses macht seinem Herzen und Verstande um so mehr Ehre, da er auch ein Katholik ist, ob er gleich einige Parteilichkeit für seinen Glauben merken läßt, da, wo er Kanten einer Parteilichkeit gegen denselben beschuldiget. Er glaubt nämlich: es liege mehr in Privatverhältnissen als in der Natur der Sache, daß die meisten Resultate jenes Werks günstiger für den Protestantismus als Katholizismus ausfallen.

Das Publikum würde nicht viel verloren haben, wenn dieser Brief ungedruckt geblieben wäre.

Genersich, Von der Liebe des Vaterlandes.

Den ersten Keim des empirischen Begriffs von Vaterlandsliebe — eines Worts, das vielleicht nie so sehr gemißbraucht worden ist als zu unseren Zeiten, dessen eigentümlicher Sinn also völlig bestimmt zu werden verdient, — findet Rezensent in der Anhänglichkeit an den Grund und Boden, auf welchem der Mensch geboren wurde, sich nährte und erwuchs. Von diesem dehnte er sich auf die gesellschaftliche Verbindung mit den auf demselben Boden lebenden Menschen und von diesen auf die bürgerliche oder Staatsverfassung, zu welcher dieser Boden mit seinen Bewohnern gehört, aus. Nach dieser letztern Ausdehnung des Begriffs beruht der Patriotismus auf der Anhänglichkeit an die Gegenden und deren Bewohner, die unter einer und derselben Staatsverfassung stehen. Daß es nicht unter einem und demselben Regenten heißen könne, erhellet daraus, daß mehrere Länder eines und desselben Regenten von verschiedener Verfassung sein können, deren jede nur den Bewohnern ihres Landes, denen der übrigen aber nicht gefällt. Der Patriotismus dieser letztern Art kann keinen festen und dauerhaften Grund haben, so lange jene Anhänglichkeit ein Werk der bloßen Gewohnheit ist, mit denselben Menschen an demselben Ort oder in demselben Lande zu leben und mit ihnen auf irgend eine beliebige Weise regiert zu werden; denn man kann sich gar leicht an andere Menschen, an andere Örter und Gegenden und an andere Regierungsweisen gewöhnen, man kann überzeugt werden, daß das bürgerliche System, in welchem wir leben, ungleich unvollkommner und mangelhafter sei als andere, die wir kennen; jede Veränderung unserer Gesinnungen gegen unsere Mitbürger, jeder Gedanke an schönere und fruchtbarere Gegenden, bessere Regierungen und Staatsverfassungen, würde also auch unsere Anhänglichkeit an unser Vaterland erschüttern. Oder wäre jemand für sein Vaterland und die Verfassung desselben, ungeachtet ihrer Gebrechlichkeit, die er entweder nicht bemerkte oder nicht achtete,

eingenommen, so würde sein Patriotismus nur blind sein und dieser ersterben, sobald ihm die Augen aufgingen. Die Anhänglichkeit an unser Vaterland kann also nur dann von Beständigkeit sein, wenn sie eine Wirkung der Überzeugung ist, daß durch die politische Verfassung, unter welcher wir leben, nicht allein der Zweck des Staats, nämlich die Sicherung der natürlichen und unverlierbaren, sowie der im Staate wohlerworbnen Rechte, durch äußere Zwangsgesetze, sondern auch der Endzweck aller Staatsverfassung, nämlich die Erziehung der Menschen zu einem Zustande, in welchem sie, unabhängig von äußern Zwangsgesetzen, in einem bloß gesellschaftlichen Verhältnisse, ihren eigennützigen Trieb durch das Gesetz ihrer eigenen Vernunft einschränken und regieren, am zuverlässigsten befördert und erreicht wird. Und einen solchen letzten Zweck aller Staatsverfassung müssen wir setzen, solange er noch möglich ist und der Staat noch als bloßes Mittel zu einem höhern Zweck gedacht werden kann. Der Patriotismus besteht nach allem diesem in der aus der Überzeugung von der Güte und Zweckmäßigkeit unserer Staatsverfassung entspringenden tätigen Anhänglichkeit an dieselbe. Je gegründeter jene Überzeugung ist, desto wahrer und echter wird auch der Patriotismus sein; aber mit der Erreichung jenes Endzwecks aller Staatsverfassung wird er auch aufhören und der Kosmopolitismus, als eine in demselben Verhältnisse höhere Tugend, in welchem der durch den Staat zu bewirkende Zustand (das goldene Zeitalter der Dichter) vorzüglicher ist als jener, an dessen Stelle treten.

Matthissons Gedichte.

Zürich, b. Orell u. Comp.: Gedichte von Friedrich Matthisson. Dritte vermehrte Auflage 1794. Mit einem Titelkupfer, von Lips gezeichnet und von Gutenberg gestochen. 166 S. 8°.

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunst, der Landschaftmalerei nicht viel nachgefragt haben, ist etwas Bekanntes, und die Rigoristen in der Kunst stehen ja noch heutiges Tages an,

ob sie den Landschaftmaler überhaupt nur als echten Künstler gelten lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landschaftdichtung, als einer eigenen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und lyrischen ungefähr ebenso wie die Landschaftmalerei der Tier- und Menschenmalerei gegenübersteht, hat man in den Werken der Alten wenig Beispiele aufzuweisen.

Es ist nämlich etwas ganz anders, ob man die unbeseelte Natur bloß als Lokal einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt und, wo es etwa nötig ist, von ihr die Farben zur Darstellung der beseelten entlehnt, wie der Historienmaler und der epische Dichter häufig tun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landschaftmaler, die unbeseelte Natur für sich selbst zur Heldin der Schilderung und den Menschen bloß zum Figuranten in derselben macht. Von dem erstern findet man unzählige Proben im Homer, und wer möchte den großen Maler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Lokal seiner dramatischen Gemälde versinnlicht? Aber den Neuern (worunter zum Teil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören) war es aufbehalten, in Landschaftsgemälden und Landschaftspoesien diesen Teil der Natur für sich selbst zum Gegenstand einer eigenen Darstellung zu machen und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten bloß auf Menschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir Neuern so allgemein schätzen? Läßt sich wohl annehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermutung geraten, daß er diesen Stoff wohlbedächtlich verschmähet habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bei Gelegenheit eines

Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke besitzt und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräsentanten dieser Gattung und zu einem Beispiele dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten im Stand ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu tun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freilich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrains Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, bloß der angenehmen Kunst sei, was ihn in diese Entzückung versetzte; und wer soeben eine Matthisonische Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

Wir überlassen es andern, dem Landschaftmaler seinen Rang unter den Künstlern zu verfechten, und werden von dieser Materie hier nur soviel berühren, als zunächst den Landschaftdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Wert dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiß, niemals der Stoff, sondern bloß die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräte und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freien Kunstwerk gesteigert werden, und das Porträt eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufaktur herabsinken. Steht man also an, Gemälde oder Dichtungen, welche bloß unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für echte Werke der schönen Kunst (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen, so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist dies nun für ein Charakter, mit dem sich die bloß landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen

können? Es muß derselbe sein, der die schöne Kunst von der bloß angenehmen unterscheidet. Nun teilen aber beide den Charakter der Freiheit; folglich muß das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes sein soll, den Charakter der Notwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns durch einen freien Effekt unsrer produktiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu versetzen“ (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Kurs sind, auch noch wohl wird erhalten können), so ergeben sich daraus zweierlei Foderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs erste unsre Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen, und zweitens muß er nichtsdestoweniger seiner Wirkung gewiß sein und eine bestimmte Empfindung erzeugen. Diese Foderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu sein, denn nach der ersten müßte unsre Einbildungskraft herrschen und keinem andern als ihrem eigenen Gesetz gehorchen; nach der andern müßte sie dienen und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daß er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen müßte, daß er seinen Zweck durch Natur erreicht und die äußere Notwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, daß beide Foderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und daß die höchste Freiheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwei große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie bekannt ist, bloß dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empirisches gründet. Nichtsdestoweniger muß der Dichter diesen empirischen Effekt der Assoziation

zu berechnen wissen, weil er nur insoferne Dichter ist, als er durch eine freie Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Gesetzmäßigkeit darin entdecken und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Notwendigkeit zurückführen können. Unsre Vorstellungen stehen aber nur insofern in einem notwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objektive Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht bloß auf ein subjektives und willkürliches Gedankenspiel gründen. An diese objektive Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe alles sorgfältig abgesondert hat, was bloß aus subjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiß ist, daß er sich an das reine Objekt gehalten und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten sich richtet, nur dann kann er versichert sein, daß die Imagination aller andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um bestimmt auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe sein mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freiheit zu bestimmen, so schwer ist die zweite, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjekts zu bestimmen. Es ist bekannt, daß verschiedene Menschen bei der nämlichen Veranlassung, ja, daß derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die außer seiner Gewalt sind, muß der Dichter unsern Empfindungszustand bestimmen; er muß also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüts notwendig erfolgen muß. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjekts nichts notwendig als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur insofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm

spezifisch verschiedenen Selbst, abfodert. Um aber versichert zu sein, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt sein würde), sondern wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effekt mit dem nämlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwei Eigenschaften unnachlaßlich gefodert: erstlich notwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit); zweitens notwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muß alles wahre Natur sein, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur sein, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um soviel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um soviel weniger notwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjekt eigentümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Notwendigen liegt der große Stil.

Aus dem Gesagten erhellet, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur soweit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Notwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieses Gebietes, wo die Willkür und der Zufall regieren, ist entweder Bestimmtheit oder keine Freiheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch keine innere Notwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine äußere

lenken, und dann ist es nicht mehr unsre Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch muß schlechterdings beides beisammen sein, wenn ein Werk poetisch heißen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bei den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äußern und innern) Menschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichteteren Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsre Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkür ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den tierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus; daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Über dem Menschen (als Erscheinung) gibt es kein Objekt für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen gibt es kein Objekt für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme, denn das Reich der Notwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urteil der Kunstverständigen anheimstellen), so läßt sich, wie es bei dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläuftgen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worin der Landschaftmaler und Landschaftdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen; nicht nur die Gestalten sind hier willkürlicher und erscheinen es noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben spielt der Zufall eine, dem Künstler sehr lästige, Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er und nicht wir, indem keine objektive Regel vorhanden

ist, in welcher die freie Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freie Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freiheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht tut.

Nichtsdestoweniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns soeben aufgestellten Prinzipien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Fürs erste ist nicht zu leugnen, daß bei aller anscheinenden Willkür der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine große Einheit und Gesetzmäßigkeit herrschet, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenngleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muß (weil die Teile in dem Ganzen verschwinden, und der Effekt nur durch Massen bewirkt wird), doch in der Komposition noch eine große Notwendigkeit herrschen könne, wie unter andern die Schattierung und Farbengebung in der malerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Notwendigkeit nicht in allen ihren Teilen, und bei dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr Willkürliches übrig bleiben, was den Künstler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Notwendigkeit, die der echte Künstler an ihr vermißt, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt hat. Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern, als es möglich ist, und soweit es angeht, den Charakter der Notwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen

suchen; aber weil er, aller seiner Bestrebungen ungeachtet, auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleich zu stellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigentum der letztern sind, teilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit und Eigentümlichkeit derselben Abbruch zu tun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiß in den mehresten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenschaft davon zu geben. Es gibt zweierlei Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann: entweder als Darstellung von Empfindungen oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existiert wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Objekt hat als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und insofern also die Landschaftmalerei oder Landschaftpoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der Tat betrachten wir auch jede malerische und poetische Komposition als eine Art von musikalischem Werk und unterwerfen sie zum Teil denselben Gesetzen. Wir fodern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz wir verlangen, daß jede poetische Komposition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sei und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftsmaler und Landschaftsdichter verlangen wir dies in noch höherem Grade und mit deutlicherem Bewußtsein, weil wir von unsern übrigen Anfoderungen an Produkte der schönen Kunst bei beiden etwas herunterlassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik (als schöner und nicht bloß angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des Gemüts durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Notwendigkeit vor sich gehen, so geht diese Notwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie, vermittelst jenes symbolischen Akts, die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur partizipieren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftmaler in das Geheimnis jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studiert er die Analogie, welche zwischen diesen Gemütsbewegungen und gewissen äußern Erscheinungen stattfindet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Notwendigkeit ein und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äußern Menschen, doch dem Dichter, der den innern zu seinem Objekte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch zweitens noch dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, daß man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keinesweges diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Assoziation abhängig ist, denn diese ist willkürlich und der Kunst gar nicht würdig, sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisierenden Einbildungskraft notwendig erfolgt. In tätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemütern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft niemals müßig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren übereinstimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen (praktischen) Regeln behandelt werden kann, so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen, der tote Buchstabe der Natur

wird zu einer lebendigen Geistersprache, und das äußere und innre Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzücket, befriedigt jetzt zugleich den moralischen; jene Stetigkeit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinanderfügen, ist ein natürliches Symbol der innern Übereinstimmung des Gemüts mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musikalischen Stücks malt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftmaler bewirken dieses bloß durch die Form ihrer Darstellung und stimmen bloß das Gemüt zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vorteil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterstützen und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergesse nicht, daß seine Einmischung in dieses Geschäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine lästige Schranke empfunden, denn eben darin liegt das Anziehende solcher ästhetischen Ideen, daß wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche; der mögliche Gehalt, den er uns hineinzulegen überläßt, ist eine unendliche Größe.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreierlei Erfodernisse landschaftlicher Darstellungen,

welche wir soeben namhaft gemacht haben, vereinigt Herr M. in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit, sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit, sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin atmet.

Sehen wir bloß auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftsgemälden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Szenen aufzufodern und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über sie zu herrschen weiß. Alle einzelnen Partien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Notwendigkeit zusammen, nichts ist willkürlich herbeigeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen, wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns bloß der Reminiszenz gehabter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich sowohl die Vorteile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nämlich befindet sich bei Kompositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachteil gegen den Maler, weil ein großer Teil des Effekts auf dem simultanen Eindruck des Ganzen beruhet, das er doch nicht anders als sukzessiv in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentieren, was ist, als was g e s c h i e h t; und versteht er seinen Vorteil, so wird er sich immer nur an denjenigen Teil seines Gegenstandes halten, der einer genetischen Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf einmal gegebenes Ganze von Erscheinungen und in dieser Hinsicht dem Maler günstiger, sie ist aber dabei auch ein sukzessiv gegebenes Ganze, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstiget insofern den Dichter. Herr M. hat sich mit vieler Beurteilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Objekt ist immer mehr das Mannigfaltige in der

Zeit als das im Raume, immer mehr die bewegte als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, und mit der reizendsten Stetigkeit laufen ihre Erscheinungen ineinander. Welches Leben, welche Bewegung, findet sich z. B. in dem lieblichen Mondscheingemälde S. 85.

Der Vollmond schwebt im Osten;
Am alten Geisterturm
Flimmt bläulich im bemoosten
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylphe
Streift scheu in Lunens Glanz,
Im dunkeln Uferschilfe
Webt leichter Irrwischtanz.

Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleiert weißer Duft.

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt usw.

Aber auch da, wo es ihm darum zu tun ist, eine ganze Dekoration auf einmal vor unsre Augen zu stellen, weiß er uns durch die Stetigkeit des Zusammenhangs die Komprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemälde S. 54.

Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
  Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel:
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft:
  Geneva malt sich in der Fluten Spiegel.

Ob wir gleich diese Bilder nur nacheinander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt und gleichsam notwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nächstfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet ist.

In Gold verfließt der Berggehölze Saum;
  Die Wiesenflur, beschneit von Blütenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr atmet kaum;
  Vom Jura schallt der Klang der Herdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen; und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen andern Sinn ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe!

Der Fischer singt im Kahne, der gemach
  Im roten Widerschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eiche Schattendach
  Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur selbst keine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wohl von der Einbildungskraft und bevölkert die stille Welt mit geistigen Wesen, die im Nebelduft streifen und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es sind

auch die Gestalten der Vorzeit, die in seiner Erinnerung aufwachen und in die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Assoziationen bieten sich ihm aber keineswegs willkürlich an; sie entstehen gleichsam notwendig entweder aus dem Lokale der Landschaft oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjektive Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objektive Würdigung zu erteilen.

Nicht weniger versteht sich Herr M. auf jene musikalischen Effekte die durch eine glückliche Wahl harmonierender Bilder und durch eine kunstreiche Eurythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bei folgendem kurzen Lied nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain,
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röter schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt
Goldbeglänzt
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Flut
Stirbt die Glut,
Schon erblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain,
Geisterlispel wehn im Tale
Um versunkne Heldenmale.

Man verstehe uns nicht so, als ob es bloß der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Sukzession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemälde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch der Alpenwanderer S. 61 und die Alpenreise S. 66; zwei Kompositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur noch den mannigfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt, einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsere Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit den Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, ungemein glücklich gewählt. Man kennt schon Herrn M. zauberischen Pinsel in Darstellung des Sanften und Lieblichen; hier ist eine kleine Probe von dem, was er im Starken und Erhabenen zu leisten imstand ist. S. 63.

Im hohen Raum der Blitze
Wälzt die Lawine sich,
Es kreischt im Wolkensitze
Der Adler fürchterlich.
Dumpfdonnernd wie die Hölle
In Ätnas Tiefen rast,
Kracht an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispalast.

Oder auch folgende Darstellung. S. 67. 69.

Nun sterben die Laute beseelter Natur;
Dumpftosend umschäumen Gewässer mich nur,
Die hoch an schwarzen Gehölzen
Dem Gletscher entschmelzen usw.

Hier wandelte nimmer der Odem des Mais;
Hier wiegt sich kein Vogel auf duftendem Reis;
Nur Moos und Flechten entgrünen
Den wilden Ruinen.

Jetzt neigt sich allmählich von eisigem Plan
An steiler Granitwand hinunter die Bahn.
Wie dräun, halb dunstig umflossen,
Die Felsenkolossen!

Oft reißen hoch aus der Umwölkungen Schoß
Mit Donnergetöse die Blöcke sich los,
Daß rings in langen Gewittern
Die Gipfel erzittern.

Endlich finden sich unter diesen Landschafts-Gemälden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, der Genfer See, in dessen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das

Leblose, der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich versinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieses schöne Gemälde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend noch eine Wüste war:

Da wälzte, wo im Abendlichte dort
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen trauernd fort
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte deines Paradieses Flur,
Du stilles Tal voll blühender Gehege,
Die großen Harmonien der Wildnis nur,
Orkan und Tiergeheul und Donnerschläge.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüstenein
Voll trüber Nebeldämmrung seine Schimmer.

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, und er erkennt in ihr das Lokal jener Dichterszenen, die ihm den Schöpfer der Heloise ins Gedächtnis rufen.

O Clarens! friedlich am Gestad erhöht,
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie! voll rauher Majestät,
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und malerisch! Aber nun will der Dichter es noch besser machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an sich sehr schönen Strophen kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überströmenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz bei seinem Gegenstande, so kann er sich unmöglich davon losreißen, um sich bald auf den Ätna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bei Neapel usw. zu versetzen und diese Gegenstände nicht etwa bloß flüchtig anzudeuten, sondern sich dabei zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht seines Pinsels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich größerer Wirkung gewesen sein. Soviele veränderte Dekorationen zerstreuen endlich das Gemüt so sehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an demselben verschwunden ist. Anstatt solches aufs neue zu beleben, schwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beim Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufflog, und worin er sich so lang zu erhalten wußte, gar auffallend absticht. Herr M. hat mit diesem Gedicht schon die dritte Veränderung vorgenommen und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur desto nötiger gemacht. Gerade die vielerlei Gemütsstimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geist, der es anfangs diktierte, Gewalt angetan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplizität liegt, verloren.

Wenn wir Herrn M. als einen vortrefflichen Dichter landschaftlicher Szenen charakterisierten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Grenzen anzuweisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freie Fiktionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit großem Erfolg versucht und den Geist, der in diesen Dichtungen eigentlich herrschen muß, vollkommen

getroffen. Die Einbildungskraft erscheint hier in ihrer ganzen Fessellosigkeit und dabei doch in der schönsten Einstimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden soll. In dem Liede, welches das Feenland überschrieben ist, verspottet der Dichter die abenteuerliche Phantasie mit sehr vieler Laune; alles ist hier so bunt, so prangend, so überladen, so grotesk, wie der Charakter dieser wilden Dichtung es mit sich bringt; in dem Liede der Elfen alles so leicht, so duftig, so ätherisch, wie es in dieser kleinen Mondscheinwelt schlechterdings sein muß. Sorgenfreie, selige Sinnlichkeit atmet durch das ganze artige Liedchen der Faunen, und mit vieler Treuherzigkeit schwatzen die Gnomen ihr (und ihrer Konsorten) Zunftgeheimnis aus. S. 141.

Des Tagscheins Blendung drückt,
Nur Finsternis beglückt!
Drum hausen wir so gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben, wo der Äther flammt,
Ward alles, was von Adam stammt,
Zu Licht und Glut mit Recht verdammt.

Herr M. ist nicht bloß mittelbar durch die Art, wie er landschaftliche Szenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessieren weiß, mit der beseelten, die einen soviel reicheren Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Ebenso kann man schon im voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ohngefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eigenen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinne-

rungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dgl. sind der Inhalt seiner Gesänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen und mit derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermut und eine gewisse kontemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und eine schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gerne neigen. Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unseres Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannigfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmalige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur als ihrer Quelle abfließen, sind einförmig und beinahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nüancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmaler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gerne wieder zu ihnen zurück und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wieder hergestellt zu sehen. Wenn aber diese Zurückführung zu dem Saturnischen Alter und zu der Simplizität der Natur für den kultivierten Menschen recht wohltätig werden soll, so muß diese Simplizität als ein Werk der Freiheit, nicht der Notwendigkeit, erscheinen, es muß diejenige Natur sein, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische beginnt. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muß es nicht Bedürfnis der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie sein, was ihm die Kunst verleidet und die Natur liebenswürdig

macht; nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem praktischen Vermögen widerstreitet, muß er sich nach einem Tibur umsehen und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfodert als bloß die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Kontrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffiniertesten Kultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verrät sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disziplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuschheit der Gefühle; es verrät sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns festhält und gleichsam nötigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge tun muß. Wer eine Phantasie wie sein Elysium (S. 34) komponieren kann, der ist als ein Eingeweihter in den innersten Geheimnissen der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitre Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon vieles hat er geleistet, und

wir dürfen hoffen, daß er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheideneren Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höheren Flug zu nehmen, in die anmutigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Bescheidenes Mißtrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Mut steht ihm gut an; und so schön es ist, wenn der Besieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leier vertauscht, so einen großen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

Über den Gartenkalender auf das Jahr 1795.

Schöne Künste. — Tübingen, b. Cotta: Taschenkalender auf das Jahr 1795 für Natur- und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern. 220 S. gr. 12.

Seit den Hirschfeldischen Schriften über die Gartenkunst ist die Liebhaberei für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vorteil des guten Geschmacks, weil es an festen Prinzipien fehlte und alles der Willkür überlassen blieb. Den irregeleiteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden in diesem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunstfreunde näher geprüft und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt und mit der Frage: ob sie denn auch wohl möglich sei? endigt. Dies scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu sein. Diese Geburten des nördlichen Geschmacks sind von einer so zweideutigen Abkunft und haben bis jetzt einen so unsichern Charakter gezeigt, daß es dem echten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum

einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte und dem Dilettantismus zum Spiele dahingab. Ungewiß, zu welcher Klasse der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen solle, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architekt die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbständiges Leben für ein geistloses Ebenmaß und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architekts flüchtete sie sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Lizenz und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Dekoration zur andern hinüberspringen und die Natur in einem größern oder kleinern Bezirk die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen, wie auf einer Musterkarte, vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse architektonische Übereinstimmung und Größe entschädiget wurde, so sinkt sie nun, in unsern sogenanten englischen Gärten, zu einer kindischen Kleinheit herab und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannigfaltigfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie größtenteils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht, und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die Vermutung geraten, daß sie hier gar nicht unterzubringen sei. Man würde aber unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfnis. Was erstlich den architektonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß die Gartenkunst unter einer Kategorie mit der Baukunst stehet, obgleich man sehr übel getan hat, die Verhältnisse der letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfnis, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieser Formen drang und zugleich mit dem Verstande der Geschmack seine Foderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird den unnachlaßlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls miteinander gemein, daß sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium nachahmen oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objekte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Übereinstimmung und das Auge durch Majestät oder Anmut befriediget wurde, die Natur als Mittel zu behandeln und ihrer Eigentümlichkeit Gewalt anzutun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkuust wie in der Baukunst durch eben diese Aufopferung der Naturfreiheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architektonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermaßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandtschaft, die in mehrern Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen ließen,

ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln und in der Wahl zwischen Ordnung und Freiheit die erstere auf Kosten der andern zu begünstigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Faktum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Szenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers, sind. Sobald also der Gartengeschmack diese Art des Genusses bezweckte, so mußte er darauf bedacht sein, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die Freiheit, so wie sein architektonischer Vorgänger die Regelmäßigkeit zum obersten Gesetz; bei ihm mußte die Natur, bei diesem die Menschenhand siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat und die Gartenkunst in die Malerei hinüberführte. Er vergaß, daß der verjüngte Maßstab, der der letztern zustatten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentiert und nur insofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannigfaltigkeit ins Tändelhafte, und — weil ihm zu den Übergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten, — ins Willkürliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen und wie ihre andren Schwestern zwischen bestimmten unb bleibenden Grenzen ruhn, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich

will; eine Frage, woran man, in Deutschland wenigstens, noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlicherweise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Foderungen des guten Landwirts entspricht, sowohl für das Auge als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Dies ist es, worauf der geistreiche Verfasser der fragmentarischen Beiträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks in diesem Kalender vorzüglich hinweist, und unter allem, was über diesen Gegenstand je mag geschrieben worden sein, ist uns nichts bekannt, was für einen gesunden Geschmack so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur als Bruchstücke hingeworfen, aber diese Nachlässigkeit in der Form erstreckt sich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verstande und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiedenen Zwecke, welche bei Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdiget hat, bemüht er sich, diese Kunst in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenusses setzt, den der Umgang mit der schönen landschaftlichen Natur uns verschaffen kann.“ Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freiheit erscheinen und alle Kunst scheinbar verschlungen haben muß, von dem Garten, wo die Kunst als solche sichtbar werden darf. Ohne der ersteren ihren

ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft und nur durch außerordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten teilt er in den großen, den kleinen und mittlern und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren sich bei einer jeden dieser drei Arten die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie so vieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Brücken ohne Wasser, gegen die Einsiedeleien an der Landstraße usw. und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und mißverstandene Grundsätze von Varietät und Zwangsfreiheit führen. Aber indem er die Grenzen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer sein und durch Aufopferung des Unnötigen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und interessanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathetische Gärten anzulegen, die ebensogut, als musikalische oder poetische Kompositionen, fähig sein müßten, einen bestimmten Empfindungszustand auszudrücken und zu erzeugen.

Außer diesen ästhetischen Bemerkungen ist von demselben V. in diesem Kalender eine Beschreibung der großen Gartenanlage zu Hohenheim angefangen, davon uns derselbe im nächsten Jahre die Fortsetzung verspricht. Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen oder auch nur von Hörensagen kennt, muß es angenehm sein, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger, als den Rezensenten, überraschen, in einer Komposition, die man so sehr geneigt war, für das Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrschen zu sehen, die, es sei nun dem Urheber oder dem Beschreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehresten Reisenden, denen die Gunst widerfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin, nicht ohne große Befremdung, römische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern und dgl. mit Schweizerhütten und lachende Blumenbeete mit schwarzen

Gefängnismauern abwechseln gesehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorstellung, daß wir eine ländliche Kolonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederließ, hebt auf einmal diesen Widerspruch und bringt eine geistvolle Einheit in diese barocke Komposition. Ländliche Simplizität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Landschaft einen tiefen elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält, und noch lange nachhallet, wenn schon alles verschwunden ist.

Der Vf. nimmt an, daß nur derjenige über den ganzen Wert dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen; wir möchten noch hinzusetzen, daß nur derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihr geführt worden sein. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirtschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstraße hinzieht, zeigt sich demselben der physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität, unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an

Pracht und Eleganz wenig seinesgleichen hat und auf eine gewiß seltne Art Geschmack mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architektur der Zimmer und des Ameublement wird das Bedürfnis nach — Simplizität bis zu dem höchsten Grade getrieben und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal in dem sogenannten englischen Dorfe empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Indes machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren trauernde Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltierte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt und, indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so gebührt dem Stifter dieser Anlagen immer Dank genug, daß er nichts getan hat, um sie Lügen zu strafen; und man müßte sehr ungenügsam sein, wenn man in ästhetischen Dingen nicht ebenso geneigt wäre, die Tat für den Willen, als in moralischen, den Willen für die Tat anzunehmen. Wenn das Gemälde dieser Hohenheimer Anlage einmal vollendet sein wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessieren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemälde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten allein Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand.

Das Urteil des Verfassers über den Garten zu Schwetzingen und über das Seifersdorfer Tal bei Dresden wird jeder Leser von

Geschmack, der diese Anlagen in Augenschein genommen, unterschreiben und sich mit demselben nicht enthalten können, eine Empfindsamkeit, welche Sittensprüche, auf eigne Täfelchen geschrieben, an die Bäume hängt, für affektiert und einen Geschmack, der Moscheen und griechische Tempel in buntem Gemische durcheinanderwirft, für barbarisch zu erklären.

Den sieben, sehr gut gewählten und ebenso ausgeführten Kupfern, welche Partien aus dem Hohenheimer Garten vorstellen, sind noch vier andere Zeichnungen von schönen Vasen, Altären und Monumenten, zum Gebrauch bei Gartenverzierungen, beigefügt, welche Herrn Isopi, einen sehr geschickten römischen Ornamentisten, jetzt Hofbildhauer in Stuttgart, zum Erfinder haben. Sie sind durchgängig in einem vortrefflichen Geschmacke und zeugen sehr günstig von dem vorzüglichen Talente dieses Künstlers. Mehrere andere Aufsätze ökonomischen Inhaltes machen den Kalender für den Gartenbau nicht weniger nützlich als für die Gartenkunst, und mit Vergnügen wird jeder Leser der Fortsetzung desselben entgegensehen.

An Gottfried Körner.

Ludwigsburg, den 3. Februar 1794.

Ich leb noch, und der ominose Januar ist vorüber; also hoffentlich noch auf eine Zeitlang Frist. Auch befinde ich mich seit vierzehn Tagen um vieles leidlicher als die vorhergehenden zwei Monate, wo die Hartnäckigkeit meines Übels mich beinahe gänzlich um meinen Mut gebracht hat. Schreiben konnte ich an keinen Menschen auf Erden und selbst nicht an dich, so teuer ich es auch bezahlt hätte, auch nur auf eine halbe Stunde deines Anblicks froh zu sein. Bliebe ich nur so, wie ich jetzt bin, und das Wetter erlaubte es, so würde ich gleich im März auf meine Heimreise denken. Sobald es nur irgend möglich ist, werde ich reisen. Auch dir werde ich mich dann wieder näher wissen, und alles kann seinen alten Gang wieder gehen. Du kannst vielleicht die auf das vergangene Jahr projektierte Reise dieses Jahr nachholen, und so habe ich auf den kommenden Sommer doch fröhliche Erwartungen. Meine Frau ist noch immer recht erträglich wohlauf, und der Kleine ist wie das Leben. Er macht mir jetzt schon überaus viel Freude, und seine Lebhaftigkeit gibt mir Hoffnung, daß er in sechs bis acht Monaten schon närrisches Zeug machen wird. So sieht es bei uns aus und also besser, als mein langes Stillschweigen dich vielleicht erwarten ließ.

In einigen Wochen kann ich dir vielleicht einen Teil meiner ästhetischen Briefe abgeschrieben schicken; weil ich doch keine Möglichkeit sah, auf die Ostermesse mehr als einen Band fertig machen

zu können, so habe ich Göschen noch gar nichts geschickt und werde das Manuskript also wenigstens noch vier Monate im Pult behalten. Auch bin ich noch gar nicht weit gekommen, der Materie nach nämlich, obgleich die fertigen Briefe gegen vierzehn gedruckte Bogen ausmachen dürften. Über den Begriff der Schönheit habe ich mich noch gar nicht eingelassen und bin auch jetzt noch nicht soweit, weil ich erst eine allgemeine Betrachtung über den Zusammenhang der schönen Empfindungen mit der ganzen Kultur und überhaupt über die ästhetische Erziehung der Menschen voranschickte. Kurz in den ersten zehn Bogen meiner Briefe ist der Stoff aus meinen Künstlern philosophisch ausgeführt. Es lag mir daran, die schwankenden Begriffe über das Schöne der Form und die Grenzen seines Gebrauchs im Denken und Handeln zu berichtigen, den Grund alter Vorurteile dagegen zu untersuchen und wegzuräumen und über diesen so oft ventilierten und ebenso einseitig verteidigten, als einseitig angefochtenen Gegenstand ins reine zu kommen. Diesen Zweck habe ich, denke ich, erreicht, und bei der Strenge, mit der ich zu Werke gegangen bin, glaube ich die eigentliche Sphäre des Schönen gegen jeden Anspruch, der künftig dagegen gemacht werden könnte, völlig gesichert zu haben. Von dem Einfluß des Schönen auf den Menschen komme ich auf den Einfluß der Theorie auf die Beurteilung und Erzeugung des Schönen und untersuche erst, was man sich von einer Theorie des Schönen zu erwarten und besonders in Rücksicht auf die hervorbringende Kunst zu versprechen hat. Dies führt mich natürlicherweise auf die von aller Theorie unabhängige Erzeugung des Originalschönen durch das Genie. Hier bin ich gerade jetzt, und es wird mir gar schwer, über den Begriff des Genies mit mir einig zu werden. In Kants Kritik der Urteilskraft werden darüber sehr bedeutende Winke gegeben, aber sie sind noch gar nicht befriedigend. Vielleicht finde ich nachher noch Zeit, dir den Faden meiner Ideen kürzlich mitzuteilen.

Wenn das Genie durch seine Produkte die Regel gegeben hat,

so kann die Wissenschaft diese Regeln sammeln, vergleichen und versuchen, ob sie unter eine noch allgemeinere und endlich unter einen einzigen Grundsatz zu bringen sind. Da sie aber von der Erfahrung ausgeht, so hat sie auch nur die eingeschränkte Autorität empirischer Wissenschaften. Sie kann bloß zu einer verständigen Nachahmung gegebener Fälle, aber niemals zu einer positiven Erweiterung führen. Alle Erweiterung in der Kunst muß von dem Genie kommen; die Kritik führt bloß zur Fehlerlosigkeit. Hier nehme ich mir nun Gelegenheit, aus Gründen zu deduzieren, was von empirischen Wissenschaften zu erwarten ist, und aus der Art, wie die Wissenschaft des Schönen entsteht, darzutun, was sie zu leisten im stand ist. Ich bestimme also zuerst die Methode, nach der sie errichtet werden muß, und dann zeige ich ihr Gebiet und ihre Grenze.

Nach diesen Vorbereitungen gehe ich dann an die Sache selbst, und zwar fange ich damit an, den Begriff der schönen Kunst erst in seine zwei Bestandteile aufzulösen, aus deren Vermischung schon so viele Konfusion in die Kritik gekommen ist. Diese zwei Bestandteile sind I. Kunst und II. schöne Kunst. Als Kunst steht die schöne Kunst unter technischen Regeln, welche man ja nicht mit den ästhetischen verwechseln darf. Jedes Produkt der schönen Künste nämlich ist immer zugleich die Ausführung eines objektiven Zweckes, und die Schönheit an demselben ist bloß eine Eigenschaft dieser Ausführung. Jener objektive Zweck nun unterwirft es bestimmten Regeln, welche sich ebenso leicht wie die Regeln zu den mechanischen Künsten bestimmen lassen. Die Beobachtung dieser Regeln kann aber einem Werke der schönen Kunst bloß das Verdienst der Wahrheit verschaffen (wenn es eine Nachahmung der Natur sein soll), oder (wenn es nur einer Idee und keinem Naturprodukt gemäß sein soll, wie z. B. architektonische Werke) das Verdienst der objektiven Zweckmäßigkeit, Brauchbarkeit. Aber sehr oft geschieht es, daß man ein Urteil des Geschmacks zu fällen glaubt, wenn man bloß über diese technische Vollkommenheit urteilt, und daher

rührt es, daß man in den Begriff der Schönheit Eigenschaften aufgenommen hat, welche bloß der Wahrheit und der Brauchbarkeit gelten. Scheidet man nun aber das Technische von dem Ästhetischen und trennt von dem Begriffe der Spezies (der schönen Kunst), was bloß den Begriff der Gattung (Kunst schlechtweg) angeht, so ist man erst auf dem rechten Wege zur Entdeckung der Schönheitsregeln.

Wenn ich nun auf diesem Weg den reinen Begriff der Schönheit (der aber freilich nur empirische Autorität hat) gefunden habe, so ist mit demselben auch der erste Grundsatz aller schönen Künste — als schöner Künste — gegeben. Ich bringe denselben also wieder in die Erfahrung zurück und halte ihn gegen die verschiedenen Gattungen möglicher Darstellung, woraus denn die besondern Grundsätze der einzelnen schönen Künste hervorgehen werden. Alsdann wird es darauf ankommen, wieweit ich mich auf die Theorie dieser einzelnen Künste einlassen will.

Die Künst selbst teile ich generaliter ein nach ihrem Zweck, weil dieser die allgemeinen Regeln bestimmt, spezifiziere sie aber nach ihrem Material und ihrer Form, weil daraus die besondern Regeln entspringen. Die Haupteinteilung ist also 1. in Künste des Bedürfnisses und 2. in Künste der Freiheit. Künste des Bedürfnisses nenne ich alle, welche Objekte für einen physischen Gebrauch bearbeiten und wo dieser Gebrauch die Form des Objekts bestimmt. Alle Form aber läßt einige Schönheit zu; weil keine durch ihren Zweck so scharf bestimmt sein kann, daß der Imagination nicht noch etwas dabei überlassen wäre. Davon ist kein einziges Handwerk ausgenommen. Insofern nun in allen Künsten des Bedürfnisses dem Geschmack wenigstens etwas anheimgestellt ist, verdienen sie in einer Übersicht des ganzen Gebiets der freien Künste eine Erwähnung. Die Künste des Bedürfnisses bearbeiten entweder Sachen oder Gedanken oder Handlungen. Mit den ersten beschäftigt sich die Architektur in weitester Bedeutung, worunter alle Gerätschaften, Bekleidungen, Arrangements u. s. f. begriffen sind,

mit Gedanken die Beredsamkeit, mit Handlungen die schöne Lebensart. Ausnahmen sind bei keiner Einteilung zu vermeiden, und sie finden sich auch hier. Sowohl der architektonische Künstler als der Redner und der handelnde Mensch haben in gewissen Fällen bloß einen ästhetischen Zweck, und dann gehören ihre Produkte in die Klasse der eigentlich schönen Künste. So z. B. die schöne Architektur von Tempeln, Triumphbogen usw., von Vasen usw. die schönen Zimmerverzierungen — so die Tanzkunst, Schauspielkunst, Unterhaltung.

Künste der Freiheit nenne ich diejenigen, welche zu ihrem eigentlich Zweck haben, in der freien Betrachtung zu ergötzen (Schöne Künste in weiterer Bedeutung).

Jedes schöne Kunstwerk führt aber immer einen doppelten Zweck aus, und auf die Art und Weise, wie sich diese zweierlei Zwecke zueinander verhalten, gründet sich die Unterabteilung der schönen Künste. Jedes Werk der schönen Kunst nämlich hat einen objektiven Zweck, den es ankündigt, und der ihm gleichsam seinen Körper verschafft. Der Bildhauer will einen Menschen nachahmen, der Musiker will Gemütsbewegungen der Form nach ausdrücken, der Dichter will eben das der Materie nach tun u. s. f. Jedes schöne Kunstwerk aber hat zugleich den subjektiven Zweck (den es verschweigt, ob es gleich sehr oft der vornehmste Zweck ist), durch die Art, wie es jenen objektiven Zweck ausführt, den Geschmack zu ergötzen. Der Bildhauer befriedigt durch objektive Zweckmäßigkeit (Wahrheit der Darstellung) meinen Verstand, durch subjektive Zweckmäßigkeit (Schönheit) meinen Geschmack. Das letzte allein macht ihn zum schönen Künstler.

Nun kommt es darauf an, ob der objektive Zweck bloß um des subjektiven willen da ist, oder ob er auch unabhängig von diesem (der Schönheit) den Künstler interessiert. Doch muß es in dem letztern Falle kein physischer, sondern auch ein ästhetischer Zweck sein, weil das Produkt sonst unter die Künste der Freiheit gerechnet werden müßte.

Darauf gründet sich die Einteilung der Künste in schöne Künste (in strengster Bedeutung), weil hier alles bloß auf Schönheit zielt, und in Künste des Affekts; eine Einteilung, von der ich dir ein andermal Rechenschaft geben will.

Die Post wird sogleich gehen. Ich hoffe dir bald wieder zu schreiben. Tausend Grüße an alle.

Dein

S.

An Georg Göschen.

Ludwigsburg, den 4. Februar 1794.

Ich säume nicht, Ihnen, mein liebster Freund, die Weikardischen Schauspiele zu übersenden, aber ohne irgend eine Veränderung. Es ist eine kitzlichte Sache mit anderer Leute Schriften. Sobald ich darin korrigiere, so drücke ich dadurch demjenigen, was ich unkorrigiert lasse, meinen Stempel auf und erkläre es stillschweigend für gut. Das ist aber nicht immer tunlich, und deswegen lasse ich mich lieber gar nicht darauf ein. Es würde eine Anmaßung von mir sein, wenn ich eine Vorrede zu einem Buche schriebe, an dem ich gar keinen Anteil gehabt, und ich würde für die Güte des Produkts einstehen müssen, welches nicht angeht. Alles, was ich Ihnen zu gefallen tun kann, ist, zuzugeben, daß Sie in einer Vorrede zu diesen Stücken sich in Ihrem Namen auf ein Privaturteil von mir, das ich in einem Briefe an Sie geäußert habe, beziehen und gleichsam auf Ihre eigene Verantwortung eine Stelle aus meinem Briefe, die ich hier beilegen will, abdrucken. Auf diese Art verschwindet der Schein von Anmaßung, als wollte ich dem deutschen Publikum meinen Geschmack zur Richtschnur vorschreiben.

Daß mein Brief an Sie verloren gegangen, ist mir sehr ärgerlich; denn schon seit zwei Monaten erwartete ich die bestellten Schriften. Über Thomas Jones und Göthes Schriften schicken Sie mir eine

Nota, weil diese nicht für mich sind. Alle aber werden auf meine Rechnung gesetzt. Sobald mir irgend eine gute Laune zur Revision sich einstellt, vollende ich Anmut und Würde. Bisher fehlte es mir ganz an der Stimmung, die zu einem solchen Geschäfte nötig ist. Unter den Pränumeranten zum Wieland notieren Sie mich auch für die Ausgabe im großen Oktav. Als Freund vom Hause will ich mir bloß gute Kupferabdrücke dazu ausgebeten haben. Ihren historischen Kalender von diesem Jahr wünschte ich doch auch zu sehen.

Gegen die Mitte Aprils denke ich mich wieder auf die Rückreise zu machen. Alles befindet sich bei mir wohl, und ich bin seit etlichen Wochen auch um vieles erträglicher. Ihre Frau grüßen wir herzlich.

Ganz der Ihrige

Schiller

„. . . Hier folgen endlich auch die Stücke zurück, über welche Sie mein Urteil wissen wollten. Ich kann mich bloß des Eindrucks überhaupt erinnern, den sie bei einer etwas flüchtigen Durchlesung auf mich machten. Sie sind nicht ohne Interesse geschrieben und verraten keine ungeübte Hand. Sowohl durch Erfindung als Dialog zeichnen sie sich sehr zu ihrem Vorteil vor dem andern größten Teil der dramatischen Produkte aus, womit wir jede Messe heimgesucht werden. Der Dialog besonders hat viel Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, und er wird sie noch mehr haben, wenn die geschickte Verfasserin sich zu einigen Aufopferungen verstehen will. Der gute Geschmack zeigt sich oft mehr durch das, was verschwiegen, als durch das, was gesagt wird. Manche Szenen dürfen bloß verlieren und nichts empfangen, um interessant zu sein; und das ist, soviel ich weiß, mehr, als man von den mehresten Produkten der dramatischen Muse in jetziger Zeit rühmen kann. Es beweist, daß es der Verfasserin nur noch an einigen Eigenschaften fehlte, die sich durch Studium erwerben lassen, nicht aber

an solchen, die kein Fleiß und keine Kunst demjenigen ersetzen kann, dem die Natur sie verweigert. Und so, glaube ich, wird es bloß auf etwas mehr Strenge gegen sich selbst und auf Berichtigung ihres Geschmacks an guten Mustern bei der Verfasserin ankommen, um uns künftig mit sehr glücklichen Produkten in diesem Fache zu beschenken . . u. s. f."

An Eberhard Gmelin.

Ludwigsburg, den 7. März 1794.

Die Naturforschende Gesellschaft in Jena, welche unter der Direktion des dortigen Professor der Naturgeschichte Batsch errichtet worden ist, erbittet sich in beiliegendem Diplom von Ihnen die Ehre aus, Sie, mein hochgeschätzter Freund, unter ihre Ehrenmitglieder zählen zu dürfen, und mir gab sie den angenehmen Auftrag, dieses Gesuch bei Ihnen zu unterstützen. Ich bin um so mehr dabei interessiert, weil ich dadurch berechtigt werde, Ihr Kollege zu heißen, und obgleich wir schon in der Weltbürgerrepublik, wie ich hoffe, längst Mitbürger sind, so ist mir doch jede engere Verbindung teuer, in die wir miteinander treten können. Sehen Sie also, mein verehrter Freund, diese Qualität eines Ehrenmitgliedes für das an, was sie ist, — nicht sowohl für eine Ehre, die Sie empfangen, sondern für eine, die Sie erweisen.

Meine Hoffnung, Sie öfters zu sehen und im Ideenwechsel mit Ihnen Geist und Herz zu erquicken, ist mir sehr vereitelt worden. Aber wer kann gegen das Schicksal fechten? Sie wurden durch Geschäfte, ich durch Krankheit und Witterung daran gehindert, und jetzt, da die Jahreszeit sich verbessert, ist die Zeit meines Hierbleibens verstrichen. Wenn die Witterung es zuläßt, so werde ich wahrscheinlich in sechs bis acht Tagen meine Zurückreise antreten. Eine seuchenschwangere Lazarettwolke wälzt sich gegen Schwaben her, und ich muß mich hüten, daß der Blitz nicht in meine baufällige Hütte schlägt. Wahrscheinlich werde ich also am

Ende der nächsten Woche die Freude haben, Sie wieder zu sehen, aber zugleich verbittert durch die Notwendigkeit, Sie bald wieder zu verlassen. Die Meinigen empfehlen sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin aufs beste, und ich bin mit herzlicher Freundschaft

Der Ihrige

F. Schiller.

An Gottfried Körner.

Stuttgart, den 17. März 1794.

Ich habe jetzt meinen Aufenthalt verändert, und zwar in Rücksicht des gesellschaftlichen Umgangs sehr vorteilhaft, weil hier in Stuttgart gute Köpfe aller Art und Hantierung sich zusammenfinden. Ich kann es mir nicht verzeihen, daß ich diesen Entschluß nicht früher gefaßt habe; denn selbst in Rücksicht der Finanzen hätte ich nicht viel dabei verloren. Nun werde ich einige Monate angenehm hier zubringen; denn vor Ende Mais werde ich wohl nicht abreisen. Ich hoffe, meinem Vater hier nicht ganz unnützlich zu sein, ob ich gleich von den Verbindungen, in denen ich bin, für mich selbst nichts erwarten kann.

Die Militärakademie ist jetzt aufgehoben; und dies wird mit Recht beklagt, obgleich sie nicht mehr in ihrer Blüte war. Außer den beträchtlichen Revenuen, welche Stuttgart daraus zog, hat dieses Institut ungemein viel Kenntnisse, artistisches und wissenschaftliches Interesse unter den hiesigen Einwohnern verbreitet, da nicht nur die Lehrer der Akademie eine sehr beträchtliche Zahl unter denselben ausmachen, sondern auch die mehresten subalternen und mittleren Stellen durch akademische Zöglinge besetzt sind. Die Künste blühen hier in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade; und die Zahl der Künstler, darunter einige keinem der eurigen etwas nachgeben, hat den Geschmack an Malerei, Bildhauerei und Musik sehr verfeinert. Eine Lesegesellschaft ist hier, welche des Jahres 1300 Gulden aufwendet, um

das Neueste aus der Literatur und Politik zu haben. Auch ist hier ein passables Theater mit einem vortrefflichen Orchester und sehr gutem Ballett.

Unter den Künstlern ist Dannecker, ein Bildhauer, bei weitem der beste. Ein wahres Kunstgenie, den ein vierjähriger Aufenthalt in Rom vortrefflich gebildet hat. Sein Umgang tut mir gar wohl, und ich lerne viel von ihm. Er modelliert jetzt meine Büste, die ganz vortrefflich wird. Miller wird vielleicht auf Ostern mit meinem Kupferstich fertig sein.

Hetsch ist dir schon bekannt. Dieser aber ist, was das Genie betrifft, mit Danneckern nicht zu vergleichen. Ein anderer sehr geschickter Bildhauer, der mit Danneckern zugleich in Rom war, ist Scheffauer. Unter den Tonkünstlern ist Zumsteeg der geschickteste, der aber mehr Genie als Ausbildung besitzt. Unter den Gelehrten ist ein katholischer Kaplan des vorigen Herzogs, namens Werkmeister, vorzüglich, und mir ist er es durch sein Interesse für die Kantische Philosophie noch mehr. Übrigens gibt es unter der gelehrten Klasse mehr Mittelköpfe als vorzügliche Genies, wobei man sich aber nicht immer schlimmer befindet.

Mein Fleiß wird diese acht Wochen durch nicht sehr groß sein, aber es wird mir nach einer acht Monate langen Dürre wohl tun, mich wieder unter denkenden Menschen zu befinden. Ich habe dir noch immer nichts geschickt, weil es an der Abschrift meiner Korrespondenz fehlt, welche nicht ohne vorhergegangene Revision des Manuskripts von meiner Seite geschehen kann. Ich habe aber schon acht Wochen ganz in dieser Materie pausiert, um den Plan zu — meinem Wallenstein weiter auszuarbeiten. Nach und nach reift dieser doch zu seiner Vollendung heran, und ist nur der Plan fertig, so ist mir nicht bange, daß er in drei Wochen ausgeführt sein wird. Mit meiner Gesundheit ging es bis jetzt leidlich, und sonst ist alles wohl, und der Kleine macht uns mit jedem Tag mehr Freude. Alles grüßt euch herzlich, und ich sehne mich nach Nachrichten von euch. Dein S.

An Friedrich Cotta.

Stuttgart, den 29. März 1794.

Für die Gefälligkeit, die Sie mir durch Vorschuß des Geldes erzeigen wollen, bin ich Ihnen aufrichtig verbunden. Ich werde nächste Woche Herrn Göschen davon benachrichtigen, daß er sich darauf richtet, gegen das Ende Mais jene Summe an Ihre Ordre zu bezahlen.

Indessen ist mir die Idee zu einem Verlagsartikel gekommen, den ich Ihnen anbieten kann. Schon seit drei bis vier Jahren trug ich mich mit dem Entwurf, die vorzüglichsten Tragödien der Griechen in einer modernen und angenehmen Übersetzung unter dem Titel, Griechisches Theater, bandweise herauszugeben. Die Franzosen besitzen ein ähnliches Werk vom P. Brumoy. Die Deutschen noch keines, obgleich die griechische Literatur bei uns weit mehr Nachfrage findet. Ein Trauerspiel des Euripides, Iphigenia von Aulis habe ich bereits in der Thalia übersetzt. Herr Professor Nast vom hiesigen Gymnasium und Herr Diakonus Conz aus Vaihingen (beide sind Ihnen als vortreffliche Griechen bekannt) würden sich mit mir zu diesem Werk assoziieren, und ich glaube, ohne Übertreibung versprechen zu können, daß dieses Werk der deutschen Nation keine Schande machen sollte.

Wir würden des Jahrs etwa zwei Bände herausgeben, und in etwa sechs bis sieben Bänden würde es absolviert sein. Jeder Band müßte eine Beurteilung der darin enthaltenen Stücke von meiner Hand enthalten, und überhaupt würde ich in diesen Abhandlungen Gelegenheit nehmen, die hauptsächlichste Schönheiten des Griechischen Trauerspiels als überhaupt die ganze Theorie der tragischen Dichtkunst zu entwickeln.

Überlegen Sie diesen Vorschlag, und wenn Sie Geschmack daran finden, so wollen wir dann alle vier zusammenkommen und eine ganz ausführliche Verabredung nehmen. Mir liegt an möglichst rascher Ausführung dieses Entwurfes sehr viel, und wäre

Ihnen darum zu tun, den ersten Band bald zu haben, so wäre auch dafür Rat zu schaffen; geben Sie mir nur bald Nachricht. Über die Bedingungen wollen wir bald einig sein.

Ihr ergebenster Freund und Diener

Schiller.

An Ludovika von Simanowitz.

Von Haus den 6. April 1794.

Das rauhe Wetter und meine zurückkehrenden Krämpfe haben mich am Ausgehen gehindert, sonst würde ich Ihnen, meine teure Freundin, und ihrem Herrn Gemahl meinen Besuch gemacht haben. Meine Frau war bei Ihnen, hat Sie aber nicht getroffen. Ich wollte Sie mündlich bitten, mir meine Frau zu malen, und zwar eben von der Größe, wie mein Porträt ist. Da ich nicht weiß, wann ich Sie sehe, und diese Sache doch nicht länger aufschieben darf, so tue ich es hiemit schriftlich. Bestimmen Sie also, wenn meine Frau Ihnen gelegen kommt. Am besten ists, wir sehen Sie hier bei uns, so können wir das weitere verabreden.

Ich erwarte heute meine Mutter. Vielleicht finden Sie heute nachmittag Zeit, einige Stunden bei uns zuzubringen.

Alles bei mir empfiehlt sich Ihnen aufs beste, und ich verharre mit Hochachtung und Freundschaft

ganz der Ihrige

Schiller.

An Johann Friedrich Frauenholz.

Stuttgart, den 13. April 1794.

Ein Rückfall in meine alten Unpäßlichkeit hat meine Antwort auf Dero wertes Schreiben verzögert, weswegen ich mich zu entschuldigen bitte.

Daß Sie Ihre Entschließung, wegen Dedikation des Kupfer-

stichs an irgend einen Großen, geändert haben, ist mir lieb. Gewöhnlich setzt man dadurch diese Herren nur in Verlegenheit einer Gegenerkenntlichkeit und verdirbt es noch obendrein bei denen, welche man übergeht und die darauf gerechnet hatten.

Der bloße Name Schiller mit lateinischer Schrift wird wohl unter dem Bilde genug sein. Man liebt bei solchen Gelegenheiten die Simplizität, und es bedarf weder des Vornamen, noch viel weniger der Titel.

In Ihrem Urteil über Lips Arbeiten bin ich größtenteils Ihrer Meinung. Sein Fleiß ist zwar bewundernswürdig, und es fehlt seinen Werken weder an Kraft noch Korrektheit, aber desto mehr an Grazie und Freiheit.

Nach den Kupfern zu Göschens Ausgabe von Wielands Schriften bin ich gar sehr begierig. Von den Zeichnungen, die H. Ramberg dazu gemacht hat, habe ich die meisten gesehen, die vortrefflich sind. Aber unter einem harten Grabstichel können sie freilich verlieren.

Führen Sie Ihre Idee nur ja aus, sobald es Ihnen möglich ist. Sie werden dadurch alle Freunde der Kunst sich höchlich verpflichten. Den Deutschen fehlt es gar sehr an solchen Unternehmungen, aber es fehlt freilich auch an Bezahlern.

Einigen Abdrücken von meinem Bilde, die Sie mir so gütig waren, zu versprechen, sehe ich mit großem Verlangen entgegen und wünschte, wo möglich, daß ich solche noch vor meiner Abreise von hier zu Gesicht bekommen könnte, welche am fünfundzwanzigsten dieses Monats vor sich gehen wird. Doch führt mich diesmal der Weg über Würzburg zurück.

An Herrn Professor Müller habe ich, Ihrer Anweisung gemäß, zwei französische Taler bezahlt.

Mit aller Wertschätzung verharr ich

Eurer Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

F. Schiller.

An Friedrich Cotta.

Stuttgart, den 14. April 1794.

Für gütige Übersendung der Assignation auf 160 Gulden danke ich Ihnen verbindlichst. Es könnte sein, daß ich meine Abreise schon am 23. oder 24. dieses Monats antreten müßte, wenn Herr Professor Paulus, in dessen Gesellschaft ich zurückkehren will, sich nicht länger aufhalten ließe. In diesem Fall würde ich Sie bitten, mir die übrigen 200 Gulden etwa auf den 22. h. zukommen zu lassen. Zugleich bitte ich, mir in Ihrem nächsten Schreiben ein Konzept mitzuschicken, wie ich die Anweisung an Herrn Göschen einrichten soll.

Was Ihre Bemerkungen über meinen Ihnen getanen Vorschlag betrifft, so glaube ich, daß eine mündliche Erklärung uns bald verständigen würde. Das Werk, welches ich Ihnen offerierte, ist freilich kein so glänzender Meßartikel, wie etwa eine modische Schrift, aber es ist auch nicht so vergänglich. Das Bedürfnis, es zu kaufen, ist nichts weniger als allgemein, dafür aber ist es bei der kleineren Anzahl derer, die griechische Literatur treiben, fortdauernd. Der studierenden Jugend ist ein solches Buch sehr nützlich und, da wir wirklich noch kein anderes haben, beinah unentbehrlich.

Ich will nicht in Anschlag bringen, daß man durch eine gute Übersetzung der alten Tragiker und durch kritische Zergliederung ihrer Schönheiten den Geschmack an denselben gewiß weiter ausbreiten kann; er ist gewiß jetzt schon ausgebreitet genug, um eine Unternehmung zu begünstigen, die nicht mehr Kosten als diese erfodert. Ich würde vor mir selbst erröten, wenn ich mir einen Augenblick einbilden könnte, daß die Arbeiten eines Sophokles, Euripides und Äschylus durch meine Aufsätze und Empfehlungen erst ihren Wert erhalten müßten; aber soviel ist allerdings wahr, daß das Verdienst dieser Meister durch eine geschickte Auseinandersetzung mehr geltend gemacht werden kann. Herr Wieland arbeitet

gegenwärtig an einer Übersetzung des Aristophanes, und ich glaube, der erste Band wird schon in dieser Messe erscheinen. Und doch ist Aristophanes bei weitem weniger übersetzbar und weniger bei dem Publikum empfohlen als die tragischen Dichter, die also gewiß noch zweimal mehr als Aristophanes eine Verdeutschung verdienen.

Meine kritischen Abhandlungen kann ich nicht wohl von den Schauspielen selbst trennen, und Sie würden auch nicht einmal dabei gewinnen, weil ich zur Rechtfertigung und Erklärung meiner Behauptungen soviele Stellen aus den Stücken anführen müßte, daß diese Stücke, bloß zitationsweise, beinahe ganz eingerückt würden. Wäre es mir um meinen Vorteil bloß zu tun, so würde ich mich bei Ihrem Vorschlage sehr gut befinden, denn ich brauchte alsdann bloß einem andern Buchhändler die Übersetzung und Ihnen meine Abhandlung zu geben, so würden mir die Stücke, dort ganz und hier stellenweise, doppelt bezahlt.

Ich habe mit Herrn Crusius in Leipzig einen beständigen Kontrakt geschlossen, vermöge dessen ich ihm alle meine schon gedruckten kleineren Arbeiten, sowohl Originale als Übersetzungen, die ich bandweise gesammelt haben will, den Bogen zu einem Karolin, überlasse. Diesem Kontrakt gemäß würde er auch meine Übersetzung der Griechen zu verlegen bekommen. Weil ich aber diese griechische Trauerspiele nicht in der Suite meiner Schriften, sondern als ein eigenes Werk erscheinen lassen will, so kann ich sie von jenem Kontrakt mit Crusius ausschließen und habe in dieser Rücksicht vollkommene Freiheit in der Wahl des Verlegers. Dieser Freiheit nun wollte ich mich bedienen, um Ihren Wunsch zu erfüllen und weil ich wirklich glaubte und auch noch glaube, daß die Entreprise solide sei. Neben meinem Wunsch, Ihnen zu einem nützlichen Verlagsartikel zu verhelfen, bestimmte mich auch zugleich noch der Umstand, daß zwei meiner Mitarbeiter Ihnen näher sind und vielleicht sogar die Korrektur durch Herrn Nast besorgt werden könnte. Sobald Sie aber überwiegende Gründe haben, diese

Unternehmung von der Hand zu weisen, so fällt der wichtigste Grund meines Anerbietens weg, und es bleibt bei meiner alten Verabredung mit Crusius.

Meine Foderungen wären gewesen 1 Karolin für den Bogen der Übersetzung und 2 Karolin für den Bogen der Abhandlungen: Da nun drei Stücke in der Übersetzung etwa einundzwanzig Bogen, die Abhandlungen jedesmal drei oder vier Bogen ausmachen, so wäre das Honorar für einen fünfundzwanzig Bogen starken Band etwa 28 oder 29 Karolin zu stehen gekommen. Rechne ich nun die Unkosten des Drucks und Papiers auf 22 Karolin, so wird eine Summe von 50 Karolin in den Band gesteckt, welche mit dem fünften Hundert, das Sie verkaufen, schon heraus ist. Was Sie über fünfhundert Exemplare verkaufen (das Exemplar wie billig zu 1 Reichstaler oder 1 Gulden und 12 Batzen gerechnet) ist Profit.

Gar sehr wünschte ich, daß ich mich über dieses sowohl . . .

An Gottfried Körner.

Stuttgart, den 23. April 1794.

Jetzt noch einige Wochen Geduld mit mir, lieber Körner, dann soll mit meiner häuslichen Existenz auch unser schriftlicher Kommerz wieder in seine Ordnung kommen. Binnen sechs oder sieben Tagen, wenn nichts dazwischen kommt, reise ich von hier ab und hoffe, dir am achten oder zehnten Mai aus Jena Nachricht geben zu können. Herzlich sehne ich mich nach einer ruhigen und gleichfömigen Lebensart, und dieser Wunsch ist so mächtig, daß ich mein Vaterland mit erleichtertem Herzen verlassen werde. Die Meinigen auf der Solitude sind wohl, und ich habe Hoffnung, sie alle wieder zu sehen. Mit mir selbst ist es dieses Frühjahr besser gegangen als im vorigen, wozu freilich die ganz beispiellos angenehme Witterung vieles beitragen mag. Seit vier Wochen blühen hier schon die Bäume, und ich genieße aus meinem Gartenhaus, das ich be-

wohne, den ganzen Einfluß des wieder auflebenden Jahrs. Meine Frau und der Kleine sind wohlauf; nur fürchte ich einige Unbequemlichkeiten auf der Reise von wegen des Zahnens, das ziemlich stark ansetzt. Deinem Besuch in Jena sehe ich mit wahrer Kinderfreude entgegen. Richte es nur so ein, daß du hier auch warm werden und wenigstens vierzehn Tage bleiben kannst. Du kannst bei mir wohnen, denn ich beziehe jetzt ein ander Logis, wo viel Raum ist.

Meine Büste von Dannecker wird ganz vortrefflich; nur schade, daß ich sie nicht früher habe anfangen lassen, denn nun kann sie vor meiner Abreise nicht fertig sein. Gegen Anfang des Julius aber werden wir sie haben können, und dann sollst du dir deinen Abguß bei mir abholen.

Lebe wohl und sage den Frauen tausend Grüße von uns.

Dein

Sch.

An Wilhelm Reinwald.

Stuttgart, den 24. April 1794.

Am letzten dieses Monats gedenken wir, wenn kein Hindernis dazwischen kommt, unsre Rückreise anzutreten, und dann hoffe ich, dich, liebster Bruder, mit meiner Christophine bei gutem Wohlsein etwa den vierten oder fünften Mai zu umarmen. Wir verlassen die lieben Eltern gottlob bei guter Gesundheit, die mich hoffen läßt, daß wir einander wiedersehen werden; indessen wird mir doch der Abschied herzlich schwer werden, da doch niemand für die Zukunft stehen kann. Der liebe gute Papa hat große Lust, uns künftiges Jahr in Meinungen und Jena zu besuchen. Seine Geschäfte erlauben es jetzt, und wenn seine Gesundheit es zuläßt, so wird er dieses Vorhaben gewiß ausführen. Diese Aussicht erleichtert mir einigermaßen unsre Trennung, und über der Hoffnung verschmerze ich vielleicht das Bittre des Augenblicks.

Unser Aufenthalt im Lande ist schnell vorüber gerauscht, und wir haben einander nicht so oft genießen können, als wir wünschten, weil der liebe Vater manche Wochen lang, eines Rheumatism wegen, der ihn noch nicht ganz verlassen hat, das Zimmer hat hüten müssen, und ich, meines alten Übels wegen, so wenig Reisen machen konnte. Die liebe Mama und Louise habe oft an ihren Augen gelitten, und unsre gute Nanette hat in diesem Frühjahr auch eine sehr zweideutige Gesundheit gehabt, die uns wirklich schon bange machte, jetzt aber sich zusehends auf den Gebrauch des Brunnens verbessert. Mit meiner Gesundheit bin ich im ganzen wohl zufrieden, besonders seit dem Frühjahr, welches sich gar erträglich anläßt. Das Wetter ist aber auch ganz ohne Beispiel schön und heiter, und seit Menschengedenken erinnert man sich keines so frühen und so hoffnungsvollen Jahrs. Schade daß die Existenz unsrer lieben Eltern auf der Solitude durch die Aufhebung der Solitüder Gärtnerei so ungewiß geworden ist. Der Papa weiß noch gar nicht, ob er bleiben wird, welches indessen doch das Wahrscheinlichste ist. Verlust seines Einkommens hat er zwar gar nicht zu fürchten, aber den Verlust seines Wirkungskreises kann er kaum verschmerzen. Über dies alles mündlich das mehrere.

Über euren kleinen Neveu werdet ihr große Freude haben, denn er ist wirklich allerliebst und hat sich jetzt seit vier Monaten bei ununterbrochenem Wohlsein befunden. Gott gebe, daß er die weite Reise gut vertragen möge und auch uns nicht zu sehr mit Unruhe plage.

Du wirst so gut sein, liebster Bruder, und die Einlage durch einen Expressen an Frau von Kalb besorgen.

Alles übrige bleibe auf unsere Zusammenkunft verspart, der ich mit ungeduldiger Sehnsucht entgegen sehe. Ich und meine Lotte umarmen euch herzlich, und von der Solitüde sagt euch alles die zärtlichsten Grüße

Dein treuer Bruder

Fr. Schiller.

Weil meine und meines Karls Umstände so leicht einen Aufschub der Reise veranlassen können, so richtet euch ja nicht auf uns ein. Wir werden, wenn ihr uns haben wollt, bei euch logieren, damit wir uns länger genießen können, sonst aber bitten wir euch, ja keine Anstalten zu machen.

An Georg Göschen.

Stuttgart, den 4. Mai 1794.

Meinen letzten Brief, lieber Freund, worin ich Sie bat, eine Assignation an Sie von 200 Reichstalern auf die Mitte des Junius zahlbar, die Herr Cotta aus Tübingen Ihnen präsentieren wird, zu akzeptieren, werden Sie hoffentlich erhalten haben. Wahrscheinlich läuft während dieser Zeit noch das Geld aus Kopenhagen ein, daß Sie diese 200 Reichstaler davon abziehen können. Ich brauchte Geld und wußte es nicht anders anzugreifen, wenn ich nicht meinen Callias an Herrn Cotta überlassen wollte.

Übermorgen werde ich meine Rückreise antreten und Ihnen also um fast vierzig Meilen wieder näher zu sein. Ich bin voller Erwartung, wie es mit Wielands Schriften ergangen ist, denn das müssen Sie doch wohl jetzt schon wissen.

Herr Cotta wird Ihnen sagen, daß ich ihm zu einem dramatischen Stücke Hoffnung gemacht habe, aber ich habe mir und Ihnen dabei das Recht reserviert, solches einige Jahre später neu aufzulegen. Leben Sie wohl. Ganz der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 18. Mai 1794.

Nur in zwei Worten schreibe ich dir, daß ich seit drei Tagen glücklich hier angekommen bin. Wir haben die neuntägige Reise

recht wohl überstanden, und der Kleine befand sich ganz vortrefflich, daß er uns weit mehr zur Freude als zur Last gereichte. Hier in Jena erhielt ich deinen Einschluß von Humboldt und wünsche dir zu dem glücklichen Gang der Inoculation bei deinen Kindern herzlich Glück. Jetzt hast du doch das Schlimmste überstanden und kannst dich nun erst deiner Familie recht freuen. Humboldt spricht mit wahrer Begeisterung von deiner Bekanntschaft, und mir geht immer das Herz auf, wenn er von dir spricht. Er wird mir deine Briefe mitteilen, und so hast du es künftig mit uns beiden zu tun. Welches Leben wird das sein, wenn du hierher kommst und die Dreieinigkeit vollendest. Humboldt ist mir eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntschaft; denn im Gespräch mit ihm entwickeln sich alle meine Ideen glücklicher und schneller. Es ist eine Totalität in seinem Wesen, die man äußerst selten sieht, und die ich außer ihm nur in dir gefunden habe. Er hat zwar vor dir sehr viel an einer gewissen Leichtigkeit voraus, die man sich in seinen Verhältnissen leichter erwerben kann als in den unsrigen; aber was er auf der Oberfläche gegen dich gewinnt, das gewinnst du reichlich gegen ihn an Tiefe.

In der neuen Ausgabe seiner philosophischen Religionslehre hat Kant sich über meine Schrift von Anmut und Würde herausgelassen und sich gegen den darin enthaltenen Angriff verteidigt. Er spricht mit großer Achtung von meiner Schrift und nennt sie das Werk einer Meisterhand. Ich kann dir nicht sagen, wie es mich freut, daß diese Schrift in seine Hände fiel, und daß sie diese Wirkung auf ihn machte. Bald mehreres. Tausend Grüße von uns beiden an euch alle.

Dein Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 19. Mai 1794.

Vor vier Tagen bin ich hier angelangt, und Sie finden mich also, wenn Sie kommen, gewiß. Mich erfreut es sehr, daß wir

einander hier in Jena noch sehen und nachholen können, was wir auf dem Katzenstein bei Cannstatt nicht haben vollenden können. Meine Gesundheit läßt sich ganz erträglich gut an, und ich wollte zufrieden sein, wenn sie so bleiben wollte, wie sie ist.

Aber den Plan mit der Zeitung werden wir so schnell nicht ausführen können. Für einen kränklichen Menschen ist dieses Geschäft doch zu anstrengend, zu unabsehbar und für den Verleger zu riskant, wenn ich kränker werden sollte. Auch kann ich von Jena so schnell nicht loskommen und einen fixen, obgleich unbeträchtlichen Gehalt nicht wohl an den Zufall einer Spekulation wagen. Möglicher hingegen und auch sicherer ist es, mit einer politischen Quartalschrift anzufangen, welche sich von mir leichter übersehen und, da man immer drei Monate Zeit hat, auch leichter im Gang erhalten läßt. Ich gewänne dabei nicht nur dieses, daß ich mich durch eine solche Arbeit mit dem politischen Fach familiarisierte und meine Mitarbeiter zugleich für eine größere Entreprise üben und auf die Probe setzen könnte; sondern auch Sie selbst würden aus dem Glück einer solchen Zeitschrift Ihren Entschluß für die größere fassen und die Vorteile besser berechnen können.

Indessen habe ich gefunden, daß auch schon diese eingeschränktere Unternehmung großen Aufwand machen dürfte. Was mich selbst betrifft, so gestehe ich aufrichtig, daß ich die politische Schriftstellerei nicht aus Neigung, sondern aus Spekulation erwählen würde, und da ich mich nie entschließen könnte, etwas zu vernachlässigen, wovor ich meinen Namen setze, so würde mich eine solche Arbeit ungleich mehr Zeit und Anstrengung kosten als jede andere. Da sie in sich selbst nicht soviel Reiz hat, als andere Arbeiten für mich haben, so ist es nur der Vorteil, der mich diese Schwierigkeiten überwinden machen kann. Dies muß ich vorher sagen, damit Sie wissen, wie ich über diesen Punkt denke. Ich würde mir ausbedingen, daß mir für die Redaktion eine Summe im Ganzen bezahlt würde, und das übrige würde dann bogenweis

bezahlt. Um meiner Mitarbeiter versichert zu sein, müßte ich sie sehr ansehnlich und prompt bezahlen und außer diesem noch einen beständigen Sekretär unterhalten. Die wichtigsten Staatsschriften, nebst den notwendigen statistischen und geographischen Werken und Karten, die zum Nachschlagen unentbehrlich sind, würden Sie mir entweder frei liefern und nach dem Gebrauch zurücknehmen oder mir um die Hälfte des Preises eigentümlich überlassen. Die unentbehrlichsten Zeitungen müßten zugleich in den Kontrakt mit einbedungen sein.

Tausend Bogen, dächte ich, würden die vier Quartalstücke zusammen betragen, und nach meiner Berechnung würden Sie erst von dem sechzehnten Hundert an Ihren reinen Gewinn rechnen können. Glauben Sie, daß es darauf zu wagen sei?

Sind Sie, nach dieser vorläufigen Erklärung, zu der Unternehmung aufgelegt, so könnten Sie vielleicht gleich einige dahin einschlagende Schriften, wie z. B. die vorigen Jahrgänge des Moniteur, die Arkenholzischen und Girtannerischen Schriften, Frankreich betreffend, nebst einem ausgesuchten Atlas von Europa gleich mit hierher bringen. Meine Landkarten sind alt und nicht vollständig, auch nicht speziell genug.

Überdenken Sie vor unserer Zusammenkunft alles, was zu dieser Unternehmung gehört; ich will es ebenso machen, daß wir unsere Unterredung so viel als möglich benutzen können. Denken Sie noch sonst nach, worin ich Ihnen von Nutzen sein kann. Wir wollen schon sehen, daß unsere Vorteile miteinander laufen.

Das große literarische Journal, wovon ich Ihnen auf der Rückreise von Untertürkheim sprach, scheint mir noch immer eine treffliche Unternehmung, und zu dieser könnte ich Ihnen dreimal mehr Dienste leisten, weil ich hier ganz in meinem Fache wäre. Leben Sie wohl und sorgen Sie dafür, daß wir Zeit haben, uns recht miteinander auszusprechen.

Der Ihrige

Schiller

Kontrakt
über den Verlag einer
Allgemeinen Europäischen Staatenzeitung
von
Herrn Hofrat Schiller.

1. Erhält Herr Hofrat Schiller zweitausend Gulden honorarium.
2. Jeder der beiden Mitarbeiter eintausend Gulden.
3. Wenn sechstausend Exemplarien abgesetzt werden, so erhält Herr Hofrat Schiller außer obigen zweitausend Gulden noch eintausendfünfhundert Gulden.
4. Wenn siebentausend Exemplarien abgesetzt werden, so werden außer diesen nach Nr. 1 und 3 in Summe betragenden dreitausendundfünfhundert Gulden noch zweitausend Gulden bezahlt und eben diese Summe von zweitausend Gulden für jedes folgende Tausend Exemplarien, das abgesetzt wird.
5. Das honorarium wird vom Anfang der Zeitung berechnet und vierteljährig bezahlt. Von obigen zweitausend Gulden aber von Nr. 1 werden neunhundert Gulden als Vorschuß in 2 Teilen im Monat Junius und September h. a. entrichtet.
6. Sollte Herr Hofrat Schiller mit Tod abgehen, so erhält seine Witwe sechshundert Gulden jährlich, so lange das Institut fortgehet und von jeder der nach Nr. 3 und 4 zu bezahlenden Summe den dritten Teil.
7. Alle zum Institute nötigen Zeitungen, Monatsschriften, Karten und Bücher liefert die J. G. Cottaische Buchhandlung als Verleger, und diese bleiben dem Institut zum Gebrauch, was aber Herr Hofrat Schiller davon nehmen will, erhält er für die Hälfte des Preises.
8. Das Porto für die Briefe, sowie das Honorar für die Korrespondenten trägt die Verlagshandlung, sowie jede für den Zweck des Instituts notwendige Ausgabe.

9. Die Bezahlung geschieht in Konventionsgeld, den Konventionstaler zu Gulden 2,24 gerechnet.
10. Sollte die Cottaische Buchhandlung nach Verfluß des Monat Augusts den Verlag der Zeitung auffsagen, so hat sie von dem ersten September an bis zum Tag der Absagung täglich drei Gulden Herrn Hofrat Schiller gut zu tun, denen zwei Mitarbeitern bleiben die schon angekauften Karten, Zeitungen und Schriften.

Jena, 28. Mai 1794.

J. G. Cottaische Bhdlg. v. Tübingen
J. F. Cotta. Friderich Schiller.

Kontrakt

über die literarische Monatsschrift
die Horen
betitelt, welches unter der Aufsicht des Hofrat Schiller erscheinen soll.

1. Jeden Monat erscheint ein Stück von 8 Bogen Median mit deutscher Schrift, die Seite von 30 Zeilen.
2. Alle darin enthaltenen Aufsätze müssen entweder historischen oder philosophischen oder ästhetischen Inhalts sein und auch von dem Nichtgelehrten verstanden werden können.
3. Der Redakteur hat dafür zu sorgen, daß jedes Stück etwas aus jedem dieser 3 Fächer enthalte.
4. Ein engerer Ausschuß von 5 Mitgliedern beurteilt die eingesandten Stücke, und die Majorität entscheidet über die Würdigkeit zur Aufnahme.
5. Weder der Ausschuß noch dec Redakteur dürfen in den eingesandten Stücken Änderungen treffen, sondern müssen sie jederzeit an die Verfasser zurücksenden, wenn etwas daran der Verbesserung nötig hat.

6. Das niedrigste Honorar ist 3 Louisdor, das höchste 8 Louisdor. Der Mittelpreis ist 5 Louisdor. Über den Preis entscheidet die Majorität des Ausschusses, wo er nicht schon durch den besondern Kontrakt des Einsenders bestimmt ist.
7. Die Mitglieder sind entweder beständige oder temporäre. Die beständigen dürfen nicht unter der Anzahl von 12 sein. Von den erstern erhält jeder 3, von den andern jeder 1 Exemplar der Monatsschrift gratis.
8. Ein in den Horen abgedruckter Aufsatz darf erst nach Ablauf des vierten Jahrs anderswo gedruckt werden.
9. Der Verleger der Horen bedingt sich bei allen beständigen Mitarbeitern das Vorkaufsrecht ihrer übrigen Schriften aus, wo sie sich nicht schon vor Erscheinung der Horen durch anderweitige Verträge gebunden haben.
10. Für die Redaktion sind hundert Dukaten extra ausgesetzt.
11. Die 4 übrigen beurteilenden Mitglieder erhalten das Benefice, jeder von jährlichen 10 Louisdor extra für die Mühe seiner Kritik.
12. Die Bezahlung des Honorars erfolgt, sobald die Aufsätze abgedruckt sind und der Verfasser nicht etwas anders verordnet.
13. Die Porto-Kosten für das Journal trägt der Verleger.
14. Anonyme Aufsätze werden nicht angenommen.
15. Übersteigt der Absatz der Monatsschrift die Zahl von 2000 Exemplarien, so gibt der Verleger von jedem darüber verkauften Exemplar ein Dritteil des Gewinns an die Redaktion und den Ausschuß ab; von diesem Dritteil erhält der Redakteur die Hälfte, und der Ausschuß teilt sich in den Rest.
16. Will der Verleger, im Fall die Unternehmung florieren sollte, einen Teil seines überschüssigen Gewinns dazu anwenden, den Mitarbeitern mehr Aufmunterung zu geben, so kann alle Jahr ein Preis von etwa 30 oder 50 Louisdor für denjenigen Aufsatz des Jahrs, den der Ausschuß für den wichtigsten erklärt, ausgesetzt werden.

17. Die Namen der im Ausschuß befindlichen Mitglieder bleiben verschwiegen, ob sie gleich in der Reihe der beständigen Mitarbeiter namentlich aufgeführt werden.
18. Alle Mitarbeiter verstehen sich zu der im Journal eingeführten gleichförmigen Rechtschreibung.
19. Aufsätze, welche entweder persönliche Angriffe oder Geringschätzung der in öffentlicher Achtung stehenden Einrichtungen enthalten, schließt das Journal aus.
20. Sollte der Redakteur des Journals mit Tod abgehen, so muß der Kontrakt mit den überlebenden Mitgliedern erneuert werden. Die schon eingeschickten und beurteilten Aufsätze aber werden nach dem zuerkannten alten Preise bezahlt.
21. Überlebt das Journal den jetzigen Redakteur, so erhält seine Witwe vom jeden an die Autoren bezahlten Hundert den zehenten Teil.
22. Stirbt der Verleger oder resigniert er das Journal, so gilt eben das, was Nr. 20 bestimmt worden, in betreff der eingesandten Aufsätze.
23. Von dem Verleger kann, unter der Nr. 22 erwähnten Bedingung, jeden Tag, von den beständigen Mitarbeitern aber nur ein halbes Jahr vorher die Teilnahme an dem Journal aufgekündigt werden.
24. Der Kaufpreis des Journals ist für den ganzen Jahrgang 5 Taler 8 Groschen Leipziger Kurant, und zu einzelnen Stücken das Stück 12 Groschen sächsisch.
25. Die Käufer werden alle Jahr vorangedruckt und, wo sie es nicht anders verordnen, mit Namen.
26. Die Bezahlung erfolgt in Konventionsgeld, den Konventionstaler zu 1 Reichstaler 8 Groschen sächsisch gerechnet.
27. Die Verlagshandlung hat längstens bis Anfang Julius 1795 ihre Erklärung zu geben, ob sie den Verlag der Monatschrift übernehmen wolle, widrigenfalls die engagierten Mitglieder das Recht erhalten, dieser Handlung den Verlag aufzusagen.

28. Sobald die Cottaische Verlagshandlung sich erklärt hat, die Horen herauszugeben, so werden die schon eingesandten Stücke, der gehörigen Form nach, durch den Ausschuß beurteilt, und mit den beurteilten Aufsätzen wird es, wie Nr. 20 und 22 besagt, gehalten.

29. Dieser Kontrakt erhält, was die wirkliche Übernehmung des Verlags betrifft, seine Ratifikation erst vom Tag der Unterschrift.

Jena, den 28. Mai 1794.

J. G. Cottaische Buchhandlung von Tübingen.

J. F. Cotta. Friderich Schiller.

An Friedrich Hoven.

Jena, den 22. Mai 1794.

Unsere Reise haben wir in neun Tagen glücklich und bei ziemlich guter Gesundheit vollendet, und ich ergreife den ersten freien Augenblick, den ein Zusammenfluß von Zerstreuungen und Geschäften mir übrig läßt, dir, mein teurer Freund, und deiner liebenswürdigen Henriette unser Andenken zu erneuern. Ich sollte euch beiden für die herzliche Liebe danken, die ihr uns während unsres Aufenthalts erwiesen habt, aber wie kann ich dieses? Ihr habt uns auf zeitlebens verpflichtet, und alles, was ich vermag, ist dieses Geständnis, daß ich es lebhaft fühle und ewig fühlen werde, und daß meine ganze herzliche Liebe und Freundschaft euch dafür gewidmet ist. Laß mir die frohe Hoffnung, teurer Freund, daß diese schöne Erneuerung unserer Jugendfreundschaft für unser ganzes Leben gilt, daß wir bei aller Trennung uns nahe bleiben und daß ein gutes Geschick uns endlich und auf längere Zeiten wieder zusammen führen wird. Unterdessen laßt unser Andenken unter euch leben, wie das eurige unter uns unvergeßlich ist. Deiner und deiner

Frauen Familie empfiehl uns aufs beste, und unsern beiden Freunden Haug und Stoll sage recht viel Freundschaftliches von mir.

Meine Frau wird noch einige Zeilen beilegen.

Ewig der Deinige

Fr. Schiller.

An Johann Benjamin Erhard.

Jena, den 26. Mai 1794.

Inliegender Brief, lieber Freund, ist bei mir an Sie abgegeben worden. Möchte er Sie noch in Nürnberg treffen! Wir sind hier glücklich angekommen, und ich sehe nun einer ruhigen Existenz im Schoß einer philosophischen Muße entgegen. Fichte hat bereits seine akademische Laufbahn angefangen, und man drängt sich zu seinen Vorlesungen. Ohne Zweifel hat er Ihnen schon selbst sein Programm zugeschickt, sonst würde ich es beigelegt haben.

Möchte nun auch Ihr Schicksal Sie glücklich führen, geliebter Freund, daß Ihre Geisteskräfte sich nicht im Kampf mit den Umständen zu verzehren brauchen. Vor allem folgen Sie meinem Rat und lassen Sie vor der Hand die arme, unwürdige und unreife Menschheit für sich selbst sorgen. Bleiben Sie in der heitern und stillen Region der Ideen, und überlassen Sie es der Zeit, sie ins praktische Leben einzuführen. Und wenn es Sie je kitzelt, außer sich zu wirken, so machen Sie den Anfang mit dem physischen und kurieren die Körper derer von der Gicht und vom Fieber, deren Seelen inkurabel sind.

Bei mir ist ein Plan zu einem großen literarischen Journal im Werke und wird auch schon mit einem Verleger deswegen traktiert, zu welchem die besten Köpfe der Nation vereinigt mitwirken sollen. Weil einer dem andern Kredit verschafft, so wird man imstande sein, jedem Mitarbeiter größere Anerbietungen zu machen, als bei irgend einem andern Werk möglich ist, und unter 4 Louisdors für den Bogen wird das Honorar nicht betragen.

Ich zähle dabei sehr auf Ihre Beiträge, lieber Freund. Den Plan zum Ganzen will ich Ihnen, sobald er ausgegeben wird, übersenden. Lassen Sie mich Ihre Adresse wissen, ehe Sie Nürnberg verlassen. Meine Frau grüßt Sie freundlich und wünscht, daß Sie sie in gutem Andenken behalten mögen.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Johann Friedrich Frauenholz.

Jena, den 26. Mai 1794.

... Ihre Idee wegen einer splendiden Ausgabe des Don Carlos mit Kupfern ist mir schmeichelhaft, und es sollte mich unendlich freuen, wenn sie zustande käme. Da würde ich Ihnen aber doch raten, die Zeichnungen, so weit es angeht, durch Herrn Ramberg ausführen zu lassen, der zu einer englischen Edition Shakespeares und noch neulich zu Wielands Schriften vortreffliche Zeichnungen geliefert hat. Unter allen neuen Zeichnern kenne ich keinen, der mehr Genie, Geist und Grazie besitzt und mehr Anmut mit Kraft vereinigt ...

An Wilhelm und Christophine Reinwald.

Jena, den 30. Mai 1794.

Liebster Bruder und Schwester!

Wir haben seit unserer Ankunft in Jena, die sehr glücklich gewesen ist, soviel Arbeit und Zerstreuungen vorgefunden, daß wir erst seit ein paar Tagen wieder in Ordnung sind. Dies, besonders die Arrangements in unserm neuen Quartier, ist schuld, daß wir euch nicht früher geschrieben haben. Noch einmal den herzlichsten Dank, meine Lieben, für eure freundliche Aufnahme und für alles Gutes und Liebes, was ihr uns erwiesen habt. Die

drei Tage, die wir zusammen lebten, sind mir eine recht angenehme Erinnerung, und da ich nun mit eurem schönen Berge bekannt worden bin, so macht es mir um so mehr Freude, euch in Gedanken auf denselben zu begleiten. Schon habe ich den guten Eltern davon geschrieben und den lieben Papa sehr neugierig darauf gemacht.

Von diesem lege ich euch einen Brief bei, worin er den Auftrag wegen der Gold- und Silberfasanen beantwortet. Sei so gut, lieber Bruder, und gib deinem Herzog Nachricht davon und schreibe dann an den Papa auf die Solitüde ein paar Zeilen, wie er sich zu verhalten hat.

Das Gesangbuch habe ich bereits an Herrn Professor Paulus zur Rezension befördert, und er hat mir sein Wort gegeben, dieses Geschäft zu übernehmen. In einigen Wochen hoffe ich dir einige Schriften schicken zu können, und auch mein Porträt von Graff und Miller, welches ganz vortrefflich gestochen ist. Deine Frau ist so gut und schickt uns das Porträt vom Papa, sobald sie es kopiert hat.

Meine Frau läßt sich entschuldigen, daß sie heute nicht mit schreibt. Meine Schwiegermutter ist schon seit zehn Tagen bei uns, und der kleine Karl setzt alles in Arbeit. Sie grüßt euch beide aufs herzlichste, und auch meine Schwiegermutter sagt euch viele Empfehlungen. Der Goldsohn küßt Onkel und Tante schönstens die Hände. Wir sind alle erträglich wohl, und dem Kleinen scheint die jenaische Luft vortrefflich zu bekommen.

Lebt beide recht herzlich wohl, und empfehlt mich allen guten und hohen Bekannten in Meinungen aufs beste. Ewig euer treuer

Bruder

Fr. Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 4. Juni 1794.

Ehe Sie wegen unserer Zeitung Schritte tun, mein lieber Freund, so erwarten Sie noch einen Brief von mir, worin ich Ihnen durch überwiegende Gründe darzutun hoffe, daß dieses Unternehmen, wenigstens unter meiner Direktion, viel zu schwierig und riskant sein wird. Desto mehr glaube ich Ihnen für das Journal versprechen zu können, welches in jedem Betracht jener Zeitungsentreprise vorzuziehen ist. Ich habe seit Ihrer Abreise mit mehren sehr bedeutenden Männer darüber gesprochen, und alle kommen überein, daß sie die politische Zeitung im höchsten Grade mißraten, das Journal aber einstimmig billigen.

Die Post geht sogleich ab. Ich muß also für heute schließen. Ganz der

Ihrige

Schiller.

An Prinz Friedrich Christian v. Augustenburg.

Jena, den 10. Juni 1794.

Durchlauchtigster Prinz!

Das gnädige Schreiben Euer Durchlaucht an mich vom vierten April dieses Jahres, welches an den Rat Reinhold beigeschlossen war, ist wegen der früher erfolgten Abreise des letztern aus diesen Gegenden nach Kiel zurück und von da erst aufs neue hierher gelaufen, wo es mir vor einigen Tagen in die Hände kam. Dies allein ist Ursache, gnädigster Prinz, daß ich den Inhalt desselben erst heute beantworten kann.

Euer Durchlaucht erwähnen darin eines Schreibens an mich, das bis jetzt noch unbeantwortet sei. Dies beunruhigt mich sehr, da ich von keinem neuern Brief Eurer Durchlaucht an mich weiß, als der mir im August des vorigen Jahres nach Schwaben ist

nachgeschickt worden. Daß aber dieser Brief nicht unbeantwortet geblieben, dieses bezeigt eine Kopie des meinigen, die ich zurückbehalten habe, und eine Anzahl von sechs andern Briefen, die ich in dem verflossenen Winter von Ludwigsburg aus an Eure Durchlaucht abgehen ließ und welche die Fortsetzung meiner Betrachtungen über das Schöne und Erhabene enthalten. Entweder müßten also meine Briefe oder das Schreiben von Eurer Durchlaucht an mich verloren gegangen sein. Der erste Verlust ist nicht sehr bedeutend, besonders da ich alle meine Briefe aus Abschriften wieder herstellen kann; aber jede Zeile, die von der Hand Eurer Durchlaucht an mich verloren geht, ist ein Verlust, den nichts mir zu ersetzen imstand ist.

Die Nachricht von dem unglücklichen Brande in Kopenhagen, der die königliche Burg in die Asche legte, war sehr erschütternd für mich und mußte es umsomehr sein, da ich mir wohl vorstellen konnte, daß dieses Unglück auch Eure Durchlaucht sehr nahe mit betreffen mußte. Bei dem weisen und großmütigen Gebrauche, den Sie von Ihrem Eigentum zu machen pflegen, ist jeder Verlust, den Sie erleiden, ein Unglück für Tausende. Daß aber dieses physische Übel so viele moralisch gute Folgen nach sich zog, muß jeden Freund Dänemarks und überhaupt jeden Weltbürger wieder mit den Beschlüssen der Vorsehung versöhnen; denn die Liebe eines guten Volks zu seinen Regenten, die bei dieser Gelegenheit sich so glänzend entdeckte, ist ein unendlich größeres Gut als alles, was ein Raub der Flammen werden konnte. Dieser schöne Zug der Bürger Dänemarks und die Bemerkung Eurer Durchlaucht darüber interessierten mich so sehr, daß ich mir die Erlaubnis von Ihnen ausbitten möchte, einen öffentlichen Gebrauch davon machen zu dürfen, weil es einen lehrreichen Wink für alle Regierungen enthält und der dänischen besonders ein sehr schönes Denkmal setzt.

Das Verlangen Eurer Durchlaucht, meine verloren gegangene Briefe wieder zu besitzen, ist unendlich schmeichelhaft für mich,

und ich werde keine Zeit verlieren, es zu erfüllen. Wie gern wollte ich, wenn meine Lage es erlaubte, meiner ganzen schriftstellerischen Tätigkeit entsagen, um mich dem angenehmen Geschäfte, Ihnen meine Gedanken mitzuteilen, ganz und ohne Einschränkung widmen zu können. Alles, was ich erforsche oder bilde, sollte in einen Brief an Eure Durchlaucht eingekleidet sein, und in Ihrer für Wahrheit und Schönheit so empfänglichen Seele würde ich mit Freuden jede Gestalt meines Geistes und jede Empfindung meines Herzens niederlegen: ein Glück, um welches ich Baggesen oft und vielmals beneidet habe.

Mit den Gesinnungen der reinsten Verehrung und Devotion ersterbe ich

Euer Durchlaucht
untertänigster
Fr. Schiller.

An Moritz Becht.

Jena, den 12. Juni 1794.

Ich hatte mir bei meiner Rückreise aus Schwaben vorbehalten, Euer Wohlgeboren in Heilbronn meine Hochachtung in Person zu bezeugen, aber die Eilfertigkeit, mit der ich reiste, hat dieses rückgängig gemacht. Empfangen Sie also hier schriftlich meine gehorsame Dankbezeugung für die mir erwiesene Höflichkeit, und erlauben Sie zugleich, daß ich eine alte Schuld für den Wein an Sie abtrage, die nur deswegen so lange aufgeschoben wurde, weil ich anfangs gehofft hatte, solche bei einem Besuch in Heilbronn persönlich zu entrichten, und nachher über den Zerstreuungen meiner Reise und Ankunft allhier sie aus dem Sinn verlor.

Nebst meinen und meiner Frau gehorsamsten Empfehlungen an den Herrn Bruder und Frau Schwägerin habe die Ehre, hochachtungsvoll zu verharren

Euer Wohlgeboren
verbundenster Diener
Fr. Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 12. Juni 1794.

Ich bin seit meiner Zurückkunft zwar an wirklichen Ausarbeitungen ziemlich unfruchtbar, aber an Projekten desto ergiebiger gewesen. Das Bleibende und Solidere unter diesen wird dir die Beilage zeigen. Es ist ein Entwurf, mit dem ich mich schon ins dritte Jahr trage, und der endlich einen unternehmenden Buchhändler zur Ausführung gefunden hat. Humboldt ist sehr dafür eingenommen, und auf dich ist sehr gerechnet. Wenn es uns gelingt, wie ich mir gewisse Hoffnung mache, daß wir eine Auswahl der besten humanistischen Schriftsteller zu diesem Journale vereinigen, so kann es an einem glücklichen Erfolg bei dem Publikum gar nicht fehlen. Hier in loco sind unserer vier: Fichte, Humboldt, Woltmann und ich. An Goethe, Kant, Garve, Engel, Jacobi, Gotter, Herder, Klopstock, Voß, Maimon, Baggesen, Reinhold, Blankenburg, v. Thümmel, Lichtenberg, Matthisson, Salis und einige andere ist teils schon geschrieben worden, teils wird es noch geschehen. Dich haben wir zu einem beurteilenden Mitglied bestimmt, wobei zwar einige Mühe, dabei aber der Vorteil ist, daß die eigenen Arbeiten besser bezahlt werden. Ein beurteilendes Mitglied erhält für den Bogen sechs Louisdor Honorar, und um den Fleiß aufzumuntern, wird jeder siebente Bogen doppelt bezahlt. Mir als Redakteur ist von dem Verleger außer dem Honorar noch eine fixe Summe bestimmt.

Unser Journal soll eine Epoche machendes Werk sein, und alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen. Ich bin vor der Hand mit Stoff für die nächsten zwei Jahre herrlich versehen. Ficht ist sehr fruchtbar und Woltmann ein sehr brauchbares Subjekt für die Geschichte. Wozu wir dich anstellen wollen, darüber ist zwischen Humboldt und mir schon manche Stunde deliberiert worden. Noch sind wir aber nicht einig darüber, und es wird wohl bis zu deiner Ankunft müssen ausgesetzt bleiben.

Ich hoffe jetzt um so mehr, daß ihr euch zu der Hieherreise entschließen werdet, da Humboldts noch hier anzutreffen sind. Humboldt ist ein vortrefflicher dritter Mann in unserem Zirkel, wie du selbst aus Erfahrung wissen wirst, und er liebt und schätzt dich unbegrenzt. Fichte ist eine äußerst interessante Bekanntschaft, aber mehr durch seinen Gehalt als durch seine Form. Von ihm hat die Philosophie noch große Dinge zu erwarten.

Reineke Fuchs von Goethe hast du ohne Zweifel schon in Händen. Mir behagt er ungemein, besonders um des homerischen Tones willen, der ohne Affektation darin beobachtet ist. Sonst ist mir aus dieser ganzen Messe noch kein Produkt bekannt, das Aufmerksamkeit verdiente.

Alle meine an den Prinzen von Augustenburg abgeschickten Briefe sind in Feuer aufgegangen bei dem großen Brande, der in Kopenhagen das Palais verzehrt hat. Ein Glück für mich, daß ich Kopien davon habe.

Meine Gesundheit ist seit meiner Zurückkunft ziemlich erträglich gewesen. Überhaupt bin ich noch nie so lange von heftigen Anfällen frei gewesen als jetzt. Ich gehe auch öfters aus, weil mich die Engbrüstigkeit nicht mehr so arg inkommodiert, und an meinen übrigen Kräften spüre ich keine Verminderung. Auch Lottchen ist größtenteils wohl, und der Kleine, der nun schon vier Zähne hat, befindet sich vortrefflich. Schon fängt er an, Versuche zum Plaudern zu machen, und er hat schon so viele Gewandtheit in seinen Bewegungen, daß mich alles versichert, er werde in zwei Monaten im Korb gehen können; für sein Alter ist das viel, da er erst neun Monate alt ist.

Der Millersche Kupferstich von mir ist fertig, und mit nächster fahrender Post will ich dir einen Abdruck übersenden. Zur völligen Ähnlichkeit fehlt freilich noch viel, doch ist ziemlich viel davon erreicht, und der Stich ist sehr schön.

Dein Sch.

Den Kupferstich lege ich gleich heute bei.

An Immanuel Kant.

Jena, den 13. Juni 1794.

Aufgefodert von einer, Sie unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft, lege ich Euer Wohlgeboren beiliegenden Plan einer neuen Zeitschrift und unsre gemeinschaftliche Bitte vor, dieses Unternehmen durch einen, wenn auch noch so kleinen Anteil befördern zu helfen. Wir würden nicht so unbescheiden sein, diese Bitte an Sie zu tun, wenn uns nicht die Beiträge, womit Sie den Deutschen Merkur und Berliner Monatschrift beschenkt haben, zu erkennen gäben, daß Sie diesen Weg, Ihre Ideen zu verbreiten, nicht ganz verschmähn. Das hier angekündigte Journal wird aller Wahrscheinlichkeit nach noch von einem ganz andern Publikum gelesen werden, als dasjenige ist, welches sich vom Geist Ihrer Schriften nähret, und gewiß hat der Verfasser der Kritik auch diesem Publikum manches zu sagen, was nur er mit diesem Erfolge sagen kann. Möchte es Ihnen gefallen, in einer freien Stunde sich unsrer zu erinnern und dieser neuen literarischen Sozietät, durch welchen sparsamen Anteil es auch sein mag, das Siegel Ihrer Billigung aufzudrücken.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne Ihnen, verehrungswürdigster Mann, für die Aufmerksamkeit zu danken, deren Sie meine kleine Abhandlung gewürdigt, und für die Nachsicht, mit der Sie mich über meine Zweifel zurecht gewiesen haben. Bloß die Lebhaftigkeit meines Verlangens, die Resultate der von Ihnen gegründeten Sittenlehre einem Teile des Publikums annehmlich zu machen, der bis jetzt noch davor zu fliehen scheint, und der eifrige Wunsch, einen nicht unwürdigen Teil der Menschheit mit der Strenge Ihres Systems auszusöhnen, konnte mir auf einen Augenblick das Ansehen Ihres Gegners geben, wozu ich in der Tat sehr wenig Geschicklichkeit und noch weniger Neigung habe. Daß Sie die Gesinnung, mit der ich schrieb, nicht mißkannten, habe ich mit unendlicher Freude

aus Ihrer Anmerkung ersehen, und dies ist hinreichend, mich über die Mißdeutungen zu trösten, denen ich mich bei andern dadurch ausgesetzt habe.

Nehmen Sie, vortrefflicher Lehrer, schließlich noch die Versicherung meines lebhaftesten Danks für das wohltätige Licht an, was Sie in meinem Geist angezündet haben; eines Danks, der, wie das Geschenk, auf das er sich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich ist.

Ihr
aufrichtiger Verehrer
Fr. Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 13. Juni 1794.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rat!

Beiliegendes Blatt enthält den Wunsch einer, Sie unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft, die Zeitschrift, von der die Rede ist, mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Wert nur Eine Stimme unter uns sein kann. Der Entschluß Euer Hochwohlgeboren, diese Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterstützen, wird für den glücklichen Erfolg derselben entscheidend sein, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denselben zusagen wollen.

Hier in Jena haben sich die Herren Fichte, Woltmann und von Humboldt zur Herausgabe dieser Zeitschrift mit mir vereinigt, und da, einer notwendigen Einrichtung gemäß, über alle einlaufenden Manuskripte die Urteile eines engern Ausschusses eingeholt werden sollen, so würden Euer Hochwohlgeboren uns unendlich verpflichten, wenn Sie erlauben wollten, daß Ihnen zuzeiten eins der eingesandten Manuskripte dürfte zur Beurteilung vorgelegt werden. Je größer und näher der Anteil ist, dessen Sie unsre Unter-

nehmung würdigen, desto mehr wird der Wert derselben bei demjenigen Publikum steigen, dessen Beifall uns der wichtigste ist. Hochachtungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer

F. Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 14. Juni 1794.

Meinen letzten Brief, worin ich Ihnen wegen der politischen Zeitung meine Zweifel vorlegte, werden Sie nun längst schon in Händen haben. Ich habe dieser Angelegenheit unterdessen reiflich nachgedacht und auch mit andern darüber Rat gepflogen, und die Gründe, sie aufzugeben, haben nun ein entscheidendes Übergewicht bei mir erhalten. Ich kann und darf weder mich noch Sie exponieren. Mich würde ich exponieren, wenn ich mit einer hinfälligen Gesundheit in ein für mich ganz neues und eben darum höchst schwieriges Fach mich stürzte, wozu es mir sowohl an Talent als an Neigung fehlt, und wobei ich doch die genaueste Ordnung beobachten müßte. Im ersten Jahre würde meine Anstrengung unbeschreiblich sein, denn außerdem, daß ich mich erst im Politischen überhaupt umsehen und eine unabsehbare Menge dahin einschlagender Schriften mir bekannt machen müßte, fiele auch die ganze Last der Redaktion auf mich, weil ich mit meinem Namen für die Güte des Werks stehen müßte und meine Mitarbeiter noch nicht eingehetzt wären. In diesem einzigen Jahre würde ich meinen ganzen Rest von Gesundheit vollends zugrund richten. Sie würde ich nicht weniger exponieren, weil die ganze Unternehmung, nachdem alle Auslagen schon geschehen, durch einen einzigen hartnäckigen Anfall meiner Krankheit, der im ersten Jahre so leicht eintreten könnte, unvermeidlich ins Stocken geraten

würde. Außerdem kennt das politische Publikum mich wenig, wenigstens nicht von einer solchen Seite, wo es zu meiner Geschicklichkeit in diesem Fach ein Vertrauen fassen könnte. Im Politischen würde sich ein Mann wie Archenholz, Friderich Schulz u. dgl. zehenmal mehr Kredit verschaffen können. Sie setzen sich mit sehr großer Wahrscheinlichkeit aus, sechs- bis achttausend Gulden ohne Rettung zu verlieren, und ich wage zugleich Gesundheit, Leben und schriftstellerischen Ruhm.

Entsagen Sie also einer für uns beide so äußerst riskanten Unternehmung, insoferne wenigstens, als die Ausführung derselben auf mir beruhen soll. Nehmen Sie vielmehr meinen Rat an, Ihre ganzen Kräfte auf die Herausgabe der Horen zu verwenden, die für uns beide unendlich ehrenvoller, ungleich weniger gewagt und ebenso vielversprechend ist. Diese Unternehmung paßt für mich, ich bin in diesem Fache anerkannt, ich bin hinreichend mit Materialien versehen und kann selbst bei einem geringen Grad von Gesundheit noch dafür tätig sein, weil ich es mit Neigung und mit innerm Berufe tun würde; und im schlimmsten Fall, wenn ich stürbe, wird sie ohne mich fortgehen können, da eine Auswahl der besten Schriftsteller dazu konkurriert. Was den Verleger betrifft, so zweifle ich, ob ein Buchhändler etwas Ehrenvolleres unternehmen kann, als ein solches Werk, das die ersten Köpfe der Nation vereinigt, und wenn dies die einzige Schrift wäre, die Sie verlegten, so müßte schon diese einzige Ihren Namen unter den deutschen Buchhändlern unsterblich machen.

Schon habe ich die Privatanzeige für die Mitarbeiter aufgesetzt und übersende Ihnen solche hier im Abdruck. An das Publikum ergeht eine ganz andere Anzeige, welche aber nicht eher als mit dem ersten Stück darf ausgegeben werden. An Kant, Garve, Klopstock, Goethe, Herder, Engel in Berlin, Gotter und einige andre habe ich schon Briefe und Avertissements gesandt. Hier in Jena haben sich die Professoren Fichte und Woltmann aufs genaueste mit mir dazu verbunden und fangen bereits an, dafür zu

arbeiten. Was mich betrifft, so ist dies der einzig mögliche Weg, daß Sie der Verleger aller meiner künftigen Schriften werden, denn sobald ich für ein Journal schreibe, heben sich alle andere Verbindungen auf. Ließe ich aber meine Schriften einzeln drucken, so hätte Herr Göschen immer das erste Recht an meine neuesten Arbeiten, indem ich sie ihm schon versprochen habe.

Ich erwarte nun bloß einige Antworten auf meine an erwähnte Schriftsteller erlassene Briefe, und wenn diese ihren Beitritt versprechen, so steht unser Journal fest und unerschütterlich. Dann will ich Ihnen auch unsere Vergleichpunkte genau und ausführlich vorlegen, und wir wollen die Kontrakte wechseln.

Ihr ergebener Freund

F. Schiller.

An Christoph Gottlieb v. Murr.

Jena, den 16. Juni 1794.

Ich erhalte vor einigen Tagen erst aus den Händen des Herrn Hofrat Schütz ein Schreiben von Ew. Hochwohlgeboren, welches vom 17. Februar datiert ist. Ohne Zweifel ist es aus Vergeßlichkeit geschehen, daß mir dasselbe nicht nach Schwaben nachgeschickt wurde, wo ich mich den ganzen Winter aufhielt und von wo ich erst seit einigen Wochen wieder hier angekommen bin. Sie werden es also nicht als eine Nachlässigkeit von mir auslegen, daß ich den äußerst verbindlichen Inhalt desselben noch nicht beantwortet habe.

Eine Versicherung der Achtung von einem Mann, dessen Verdienste selbst soviel Achtung verdienen, kann mir nicht anders als schmeichelhaft sein, und als einen Ausdruck dieser Ihrer freundschaftlichen Gesinnung sehe ich auch Ihr gütiges Anerbieten an und bezeuge Ihnen dafür meine aufrichtige Dankbarkeit. Aber da ich nicht imstande bin, es Ihnen zu erwidern, so werden Sie

mir verzeihen, daß ich keinen Gebrauch davon machen kann. Als ein Zeichen Ihrer Wohlgewogenheit für mich würde ich mir eine Ehre daraus machen, eine Ihrer Schriften unmittelbar von Ihnen anzunehmen, doch nur unter der Bedingung, daß Sie mir erlaubten, Ihnen dagegen eine der meinigen zu präsentieren.

Mit auszeichnender Hochachtung verharre ich

Euer Hochwohlgeboren
gehorsamster Diener
F. Schiller.

An Georg Göschen.

Jena, den 16. Juni 1794.

Ich habe gegenwärtig Lust und Zeit, mit Anmut und Würde wichtige Abänderungen vorzunehmen, und einige Äußerungen Kants darüber in der zweiten Ausgabe seiner Religionslehre geben mir eine schöne Veranlassung dazu. Lassen Sie mich wissen, ob Sie jetzt eine zweite Ausgabe davon veranstalten wollen und ob bei Göpfert oder in Ihrer eigenen Druckerei.

Wieviel Stücke Thalia sollen noch erscheinen? Ich bin dafür, daß wir außer dem, welches jetzt in der Arbeit ist (dem vierten aus dem vorigen Jahrgang) allerhöchstens noch zwei nachliefern und dann die Thalia begraben. Der Abgang ist nicht so, daß Sie mehr dafür tun können, und mir trägt sie zu wenig Vorteile, besonders wenn ich eingesandte Stücke bezahlen und die meisten selbst machen muß.

Hier übersende ich Ihnen noch das Werk meines Vaters über die Baumzucht, welches zuverlässig in dem Fache, wovon es handelt, etwas Vorzügliches ist. Können Sie es, 1 Karolin für den Bogen, brauchen, so steht es Ihnen zu Diensten. Lassen Sie mich bald Ihren Entschluß wissen. Immerdar der Ihrige

Schiller.

An Ludovika von Simanowitz.

Ich schäme mich in der Tat, meine vortreffliche Freundin, Ihnen für die Mühe, die Sie mit unsern Porträts gehabt, und für die Zeit, die Sie dabei verloren, die geringe Belohnung anzubieten, die in meinen Kräften steht. Seien Sie indessen nachsichtig und nehmen die inliegende Kleinigkeit als Erstattung für die Farbe und für die Leinwand an; denn die Kunst kann und will ich Ihnen nicht bezahlen. Wie sehr wünschte ich in diesem Augenblick, daß meine Kräfte meinen Wünschen möchten angemessen sein.

Ihrem freundschaftlichen Andenken empfehle ich mich und die Meinigen aufs beste und nenne mich mit der aufrichtigsten Hochachtung und Freundschaft

Ihren innig ergebenen
F. Schiller.

Ihrem Herrn Gemahl bitte meine besten Empfehlungen zu machen.

An Gottfried Herder.

Jena, den 4. Juli 1794.

Euer Hochwürden

habe ich die Ehre, in beiliegendem Blatte den Plan zu einer periodischen Schrift vorzulegen, die durch die Anstalten, welche man bereits zur Ausführung derselben getroffen, Hoffnung macht, beträchtlich mehr zu leisten, als durch irgend ein Unternehmen ähnlicher Gattung bis jetzt hat möglich gemacht werden können.

Die Anzahl sowohl als der Name der bereits dazu verbundenen Mitarbeiter bürgen für eine nicht gemeine Vollkommenheit dieses Werks: denn außer den Herren Fichte, Woltmann und Herrn Legationsrat von Humboldt, die hier in Jena zu Herausgabe desselben mit mir zusammengetreten sind, haben sich bereits Herr Geheimer Rat v. Goethe, Herr Professor Engel in Berlin, Herr Professor Garve in Breslau, Herr Oberbergmeister v. Humboldt aus Bayreuth, Herr Appellationsrat Körner aus Dresden, Herr Matthisson und noch einige andere zu einem tätigen Anteil daran verstanden, und wir haben sehr wahrscheinliche Hoffnung, daß auch die Herren Kant, Klopstock, Jacobi, v. Thümmel, v. Schlieffen, v. Salis und Gotter uns mit Beiträgen beehren werden.

Mit Ungeduld erwartete ich die Zurückkunft Euer Hochwürden von der Reise, um Ihnen unsern Plan mitzuteilen und Sie um Ihren, in jedem Betrachte so entscheidenden Beitritt zu ersuchen. Je größer der Anteil sein wird, den Sie unserer Schrift schenken wollen, desto mehr werden Sie uns und das Publikum verpflichten; und hat unser Vorschlag das Glück, Ihren Beifall zu erhalten, so verstatten Sie uns vielleicht, über die eingesandten Manuskripte zuweilen Ihr Urteil einzuholen, wozu Herr Geheimer Rat v. Goethe bereits uns berechtigt hat. Übrigens unterwerfen wir uns mit Bereitwilligkeit allen Bedingungen, welche uns vorzuschreiben Ihnen gefallen wird.

Ich verharre mit unbegrenzter Verehrung

Euer Hochwürden

gehorsamster Diener

F. Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 4. Jul. 1794.

Du hast in deinen letztern Briefen über deine Hieherreise nichts bestimmt, und doch habe ich, sowie auch Humboldt, mit Ungeduld auf eine nähere Auskunft darüber gewartet. Auch um einstweilen Wohnung und Ameublement für euch zu besorgen, wünschte ich über die Zeit deiner Ankunft gewiß zu sein. Ich bitte dich also, diesen Punkt in deinem nächsten Brief zu berühren.

Für die Horen eröffnen sich sehr gute Aspekten. Goethe ist nicht nur als Mitarbeiter, sondern auch als Mitbeurteiler und als Mitglied des Ausschusses dazu getreten. Engel aus Berlin und Garve haben die Einladung angenommen und uns, wiewohl nicht auf bestimmte Zeiten, zu Beiträgen Hoffnung gemacht. Von den übrigen kann ich jeden Posttag Antwort erhalten. Überhaupt läßt es sich zu einer auserlesenen Sozietät an, dergleichen in Deutschland noch keine zusammengetreten ist, und das gemeinschaftliche Produkt derselben kann nicht anders als gut ausfallen. Ich hoffe, daß das Beispiel auch auf dich einen mächtigen Einfluß haben wird. Das Fach, das du dir erwählt hast, scheint mir vollkommen passend für dich zu sein, und es wird durch deine Behandlung alles das gewinnen, was ihm ein Reinhold und Konsorten, die die philosophierende Vernunft immer von der Individualität des Denkers absondern niemals geben können. Die philologischen Recherchen, die eine solche Arbeit erfodern dürfte, sind das einzige, woran ich noch Anstoß nehme — ich kenne von dieser Seite deine Kräfte noch nicht. Was den Plato betrifft, so kann dir vielleicht die Schrift von Tennemann: System der platonischen Philosophie viele unnötige Arbeit ersparen.

Es wäre zu versuchen, ob dir nicht die Biographie, besonders solcher Männer, die durch ihren Geist merkwürdig waren, glückte. Die Bibliothek in Dresden würde dir dazu die nötigen Materialien schaffen, und je nachdem du einen Mann wähltest,

würde sich eine solche Arbeit aufs engste mit dem Ganzen deiner Ideen verknüpfen.

Ich habe jetzt auf eine Zeitlang alle Arbeiten liegen lassen, um den Kant zu studieren. Einmal muß ich darüber ins reine kommen, wenn ich nicht immer mit unsichern Schritten meinen Weg in der Spekulation fortsetzen soll. Humboldts Umgang erleichtert mir diese Arbeit sehr, und die neue Ansicht, welche Fichte dem Kantschen Systeme gibt, trägt gleichfalls nicht wenig dazu bei, mich tiefer in diese Materie zu führen. Ich finde vielleicht bald Gelegenheit, dir einige von den Fichtischen Hauptideen mitzuteilen, die dich gewiß interessieren werden. Was du an seinen Beiträgen tadelst, ist gewiß schwer oder gar nicht zu verteidigen; aber bei allem Fehlerhaften trägt dieses Buch doch immer das Gepräge eines schöpferischen Geistes und erweckt große Erwartungen von seinem Urheber, die er jetzt schon zu erfüllen angefangen hat.

Humboldt, der dich und die Frauen auf das freundschaftlichste begrüßt, trägt mir auf, dir zu sagen, daß er wegen der Schlegelschen Angelegenheit noch immer in Unterhandlung begriffen sei. Vieweg in Berlin hat den Antrag abgewiesen, und er gedenkt, sich jetzt an Hemmerde in Halle zu wenden.

Humboldt hatte seit einigen Wochen einen Akzeß von einem intermittierenden Fieber, welches aber jetzt anfängt, ihn zu verlassen. Ich und meine kleine Familie befinden uns leidlich wohl. Deinen Rat wegen Karls will ich befolgen nnd hierin bloß die Natur wirken lassen.

Daß ich dir meine Briefe nach Dänemark noch immer nicht schickte, liegt bloß daran, daß ich sie noch nicht ins Reine habe bringen können, um sie dem Abschreiber zu übergeben. Seitdem ich sie absandte, wurde manche beträchtliche Verbesserung darin angebracht, ohne die ich sie dir nicht gern mitteilen möchte.

Lebe indessen wohl und gib mir bald wieder Nachrichten von dir und der Familie. Meine Frau läßt Euch herzlich grüßen und freut sich auf Eure Hieherkunft sehr.

Dein Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 10. Jul. 1794.

Das Paket mit 450 fl. habe ich richtig erhalten und danke Ihnen verbindlich für die pünktliche Besorgung. Ich bin also für diese Summe Ihr Schuldner, hoffe aber, mich dieser Schuld durch die Horen bald zu entledigen.

Zu diesen läßt es sich jetzt ganz vortrefflich an. Schon sind vier vortreffliche Männer unsrer Sozietät beigetreten: Goethe, Herder, Garve und Engel aus Berlin. Goethe und Herder wollen nicht nur Mitarbeiter sein, sondern sie werden sich auch mit der Beurteilung der eingeschickten Aufsätze befassen und Mitglieder unsers engern Ausschusses sein. Von Kant, Klopstock, Gottern, Jacobi aus Düsseldorf und noch einigen andern erwarte ich mit jedem Posttage Antwort. Nunmehr aber ist unsre Anzahl schon zu zwölf angewachsen, und es kann gar nicht fehlen, daß sie sich in einigen Monaten nicht verdoppeln wird.

Ich werde Wieland proponieren, den Deutschen Merkur eingehen zu lassen, aber ich erwarte nicht sehr viel davon. Soviel als der Merkur ihm einträgt, kann er bei uns nicht verdienen, ohne sich weit mehr anzustrengen, als er bei dem Merkur nötig hat. Für den Merkur ist jeder schlechte Aufsatz gut genug, und für uns müßte er ganz andere Arbeit liefern, die ihm jetzt vielleicht nicht mehr möglich ist. Er ist auch sehr furchtsam, in seinen alten Tagen noch einen Wettkampf mit jungen und rüstigen Autoren zu wagen, und ich weiß es von einer andern Gelegenheit her, daß er sich vor der Vergleichung mit andern fürchtet, der er doch in den Horen ausgesetzt sein würde. Alsdann rechne ich auch darauf, daß der Merkur nach dem ersten Jahr der Horen von selbst fallen soll, sowie alle Journale, die das Unglück haben, von ähnlichem Inhalt mit den Horen zu sein.

Wenn ich von allen eingeladenen Mitgliedern die Antworten beisammen habe, so sende ich Ihnen diese in der Urschrift zu und zugleich zwei Kopien unsers Kontraktes.

Soll ich nicht etwa mit dem Buchdrucker Göpfert wegen Druck und Papier sprechen und ihn einen Ansatz machen lassen, was zwölf Monatsstücke jedes à neun Bogen und zu zweitausend Auflage an Papier und Druckkosten betragen?

Können Sie mir beiliegend aufgezeichnete Schriften verschaffen und bald verschaffen, so verbinden Sie mich sehr. Die französischen Schriften würden mir gebunden am liebsten sein.

Ich hoffe, daß Ihnen das Bad wohl bekommen sein wird. Mit meiner Gesundheit ist es bis jetzt ganz erträglich gegangen, und ich habe gute Hoffnung, daß es anhalten wird. Herrn Professor Abel bitte ich mich bestens zu empfehlen.

Der Ihrige Schiller.

N. S. Zur Flora hoffe ich Ihnen nächstens einen Beitrag schicken zu können.

*

(Auf einem besondern Blatt.)

Vierhundertundfünfzig Gulden rheinisch sind mir von Herrn Cotta aus Tübingen vorschußweise auf den ersten Jahrgang unsrer Monatschrift: Die Horen, richtig und bar ausgezahlt worden, welches hiedurch bescheinige

Jena, den 13. Juli 1794.

Friedrich Schiller.

*

(Auf einem zweiten besondern Blatt.)

1. Bibliotheque de Campagne.
2. Confessions von J. J. Rousseau.
3. Le Sopha p. Crebillon le fils.
4. Don Quixote. Deutsch übersetzt von Bertuch. Nachdruck.
5. Schriften von Helfrich Peter Sturz. Nachdruck.
6. Dreißigjähriger Krieg von mir. Nachdruck.
7. Anthologie von mir.

An Gottfried Körner.

Jena, den 20. Juli 1794.

Daß wir euch wahrscheinlicherweise nicht hier sehen werden, tut mir sehr leid; besonders da ich selbst die Reise nach Leipzig nicht machen kann. Meine Gesundheit, die vorzüglich das Fatale hat, daß sie mir fast immer die Nächte raubt, und die mich überhaupt tausend kleinen Bedürfnissen aussetzt, die sich auf Reisen nicht befriedigen lassen, macht es mir unmöglich, dich in Leipzig aufzusuchen. Alles, was ich versprechen kann, ist, bis nach Weißenfels zu kommen, um dich wenigstens auf einige Stunden zu sehen, wenn du mir dahin entgegen reisen willst. Wenn Humboldt, der noch immer an einem neuerlichen Rezidiv seines kalten Fiebers laboriert, sich bis dahin erholt hat, so wird er mit mir kommen. Wir würden es so einrichten, gegen Nachmittag dort zu sein, und dann am folgenden Mittag wieder abreisen. Kannst du unsern Wunsch erfüllen, so gib uns zu rechter Zeit Nachricht, auf welchen Tag wir diese Zusammenkunft richten sollen.

Ich befinde mich immer am übelsten auf Reisen und habe noch immer erfahren, daß ich über den unannehmlichen Folgen des Reisens die Zwecke, warum ich reise, verliere. Bloß wenn ich zu Hause und in meiner Ordnung bin, kann ich meinen Zufällen einige heitre und freie Stunden abgewinnen. Gern hätte ich euch alle und auch die Kinder gesehen; aber ich bin es nun schon gewohnt, daß meine Krankheit mir die besten Freuden verdirbt, und ich muß lernen, mich darein zu ergeben.

Seit meinem letzten Briefe an dich hat die große Hitze meine Zufälle wieder sehr in Bewegung gebracht, daß ich zu Beschäftigungen fast ganz verdorben wurde. Das Studium Kants ist noch immer das einzige, was ich anhaltend treibe, und ich merke doch endlich, daß es heller in mir wird. An den Horen ist weiter nichts geschehen, und Kant hat noch nicht geantwortet. Wenn ich

während deiner Reise an dich schreibe, so werde ich den Brief nach Leipzig an Professor Ernesti schicken. Lebe wohl. Humboldt grüßt dich bestens. Von Lottchen an dich und die Frauen herzliche Empfehlungen. S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 21. August 1794.

Nächstens, Dienstag abends, werde ich mit Humboldt in Weißenfels eintreffen. Das ist alles, was ich wagen konnte, da ich erst heute mittag zum erstenmal wieder nach einer zwanzigtägigen Unpäßlichkeit auf die Gasse gekommen bin. Suche es also möglich zu machen, daß du etwa abends zwischen sieben und acht dort eintreffen und ein paar Tage bleiben kannst. Ich bin voll Verlangen, dich wiederzusehen, und diese Tage werden ein Fest für mich sein.

Ich verspare bis dahin auch alles übrige.

Dein

Sch.

Die Witterung wird auf mein Kommen gar keinen Einfluß haben, und nichts als ein sehr ernstliches Übelbefinden kann mich abhalten; in welchem äußersten Fall Humboldt allein kommt. Da wir kein Wirtshaus in Weißenfels kennen, so werden wir uns nach dem besten erkundigen, welches du auch beobachten kannst; — und so finden wir uns gewiß.

S.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 23. August 1794.

Man brachte mir gestern die angenehme Nachricht, daß Sie von Ihrer Reise wieder zurückgekommen seien. Wir haben also wieder Hoffnung, Sie vielleicht bald einmal bei uns zu sehen, welches ich an meinem Teil herzlich wünsche. Die neulichen Unter-

haltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Über so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwerezten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Natur-

gebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert, als jeden andern zu endigen — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen deckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, korrigieren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen vonstatten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist bei der Reflexion zu nehmen genötigt

ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr, denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurteile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimnis ist), ist die schöne Übereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größere Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch und sucht er in dem empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat; und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht.

Die kleine Schrift von Moritz, die Herr von Humboldt sich noch auf einige Tage ausbittet, habe ich mit großem Interesse

gelesen und danke derselben einige sehr wichtige Belehrungen. Es ist eine wahre Freude, sich von einem instinktartigen Verfahren, welches auch gar leicht irre führen kann, eine deutliche Rechenschaft zu geben und so Gefühle durch Gesetze zu berichtigen. Wenn man die Moritzische Ideen verfolgt, so sieht man nach und nach in die Anarchie der Sprache eine gar schöne Ordnung kommen, und entdeckt sich bei dieser Gelegenheit gleich der Mangel und die Grenze unserer Sprache sehr, so erfährt man doch auch ihre Stärke und weiß nun, wie und wozu man sie zu brauchen hat.

Das Produkt von Diderot, besonders der erste Teil, ist sehr unterhaltend und für einen solchen Gegenstand auch mit einer recht erbaulichen Dezenz behandelt. Auch diese Schrift bitte ich noch einige Tage hier behalten zu dürfen.

Es wäre nun doch gut, wenn man das neue Journal bald in Gang bringen könnte, und da es Ihnen vielleicht gefällt, gleich das erste Stück desselben zu eröffnen, so nehme ich mir die Freiheit, bei Ihnen anzufragen, ob Sie Ihren Roman nicht nach und nach darin erscheinen lassen wollen? Ob und wiebald Sie ihn aber auch für unser Journal bestimmen, so würden Sie mir durch Mitteilung desselben eine sehr große Gunst erzeigen. Meine Freunde so wie meine Frau empfehlen sich Ihrem gütigen Andenken, und ich verharre hochachtungsvoll

Ihr
gehorsamster Dr.
F. Schiller.

An Wilhelm und Christophine Reinwald.

Jena, den 24. August 1794.

Lieber Bruder und Schwester!

Ich kann Wolzogen nicht abreisen lassen, ohne euch einen freundlichen Gruß zu sagen und anzufragen, wie ihr euch befindet.

Unsre kleine Familie befindet sich erträglich wohlauf, der Kleine wird mit jedem Tag stärker und macht uns unaussprechlich viel Freude. Er fängt an, am Leitband zu gehen und zu sprechen, obgleich sein ganzes Diktionär in Hotto besteht und du also noch nicht viel Materialien zu einem Idiotikon bei ihm sammeln könntest. Meine Frau ist auch wohl und sagt euch die herzlichsten Grüße.

Hätte mich Wolzogens Ankunft nicht so unversehens überrascht, so hätte ich dir von den versprochenen Schriften noch mehrere schicken können; so aber sind sie noch nicht hier, und ich kann dir dermalen nur die Thalia, nebst dem neulich zurückgebliebenen Bogen senden. Sei doch so gut und bemerke in deinem nächsten Briefe die Bücher, welche ich dir versprach und noch nicht geschickt habe. Ich habe das Zettelchen verloren, worauf sie notiert waren.

Nun noch eine Bitte. Ich habe mich mit einem Buchhändler in einen Kontrakt wegen eines Musenalmanachs eingelassen, der womöglich noch auf das nächste Neujahr erscheinen soll. Es sind viele und sehr gute Mitarbeiter dabei, und ich wünschte sehr, dich auch darunter zu haben, besonders wenn du komische Stücke liefern könntest. Doch von welcher Art sie auch seien, sie werden mir immer willkommen sein. Mein Kontrakt mit dem Buchhändler läßt es zu, daß ich dir 2 Karolin für den Bogen geben kann, und ich gebe sie mit Freuden.

Hast du in der Bibliothek zu Meinungen nicht die Übersetzung von Hogarths Zergliederung der Schönheit? Wenn du sie findest, so sei doch so gut und sende mir sie auf einige Monate.

Nun adieu. Lebt beide herzlich vergnügt und wohl.

Euer treuer Bruder

Fr. Schiller.

An Friedrich Jacobi.

Jena, den 24. August 1794.

Hochwohlgeborner

Hochzuverehrender Herr Geheimer Rat!

Es ist ein zu alter und zu lebhafter Wunsch in mir, einen Mann zu begrüßen, dessen herrlicher Genius schon längst meine Huldigung hat, als daß ich die gegenwärtige Veranlassung dazu nicht mit Freuden ergreifen sollte. Beiliegendes Blatt unterrichtet Sie von einer literarischen Unternehmung, die sowohl durch die Anzahl als das bekannte Verdienst der dazu getretenen Mitarbeiter etwas nicht Gemeines in diesem Fache zu leisten verspricht. Dieser schöne Bund von Geistern würde aber unvollkommen sein, wenn der Verfasser von Allwills Briefsammlung und Woldemars sich davon ausschließen sollte. Ich bitte also Euer Hochwohlgeboren, sowohl in meinem eigenen als in aller Interessenten Namen, um Ihre tätige Teilnahme an diesem Institut, unter den in der Beilage bemerkten Bedingungen. Herr von Goethe, Herder, Garve, Engel, Fichte, beide Herren von Humboldt, Gentz aus Berlin und noch mehrere andere sind bereits dazu getreten, und wir haben Hoffnung, daß auch vielleicht Herr Kant uns einige Beiträge nicht verweigern werde. Unsere Verbindlichkeit würde dadurch noch vergrößert werden, wenn Sie uns in den Stand setzen wollten, gleich eines von den ersten Stücken mit einem Aufsatze von Ihrer Hand zu zieren. Übrigens unterwerfen wir uns bereitwillig allen Bedingungen, welche uns sonst noch vorzuschreiben, Ihnen gefallen wird.

Hochachtungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Diener

Fr. Schiller.

An Friedrich von Matthisson.

Jena, den 25. August 1794.

Gestern, mein hochgeschätzter Freund, habe ich die Rezension Ihrer Gedichte den Herrn Redaktoren der Literaturzeitung eingehändigt und die Versprechung erhalten, daß solche unverzüglich abgedruckt werden soll. Mit dem Inhalte derselben werden Sie, wie ich mir schmeichle, nicht unzufrieden sein. Ich glaube versichern zu können, daß ich gegen Sie nur gerecht war, und mehr braucht es nicht, um Ihr Lobredner zu werden.

Zugleich lege ich die Anzeige der Monatsschrift bei, von der ich Ihnen schon bei Ihrer Durchreise sagte, und die nun zu einer schönen und glänzenden Erfüllung reift. Goethe, Herder, Engel, Garve, Fichte, Gentz aus Berlin, Friedrich Jacobi und noch vier bis fünf andere sind diesem Unternehmen schon beigetreten, und ich habe Hoffnung, auch noch Kant zu bekommen. Auf Ihren recht tätigen Anteil an den Horen habe ich ebenfalls gerechnet, und wenn Sie den guten Willen, den ich Ihnen bei der Rezension Ihrer Gedichte zu zeigen suchte, belohnen wollen, so können Sie es nicht besser und weder für mich noch für das Publikum vorteilhafter tun als durch einen recht großen und tätigen Anteil an den Horen. Diese werden um so mehr gewinnen, wenn Sie auf den Wunsch, den ich mir in der Rezension entfallen ließ, einige Rücksicht nehmen wollen; denn alsdann können wir hoffen, daß Ihre Muse sich vielleicht in einem etwas größeren Ganzen versuchen wird.

Außer diesem literarischen Anliegen habe ich Ihnen noch ein anderes vorzutragen. Man ist in mich gedrungen, einen Musenalmanach herauszugeben, und ich gedenke, noch zu Ende des laufenden Jahres den Anfang damit zu machen. Auch zu dieser Sammlung, welche den Horen gar keinen Eintrag tun wird, habe ich schon mehrere vortreffliche Mitarbeiter und noch dazu solche, die noch nicht in Musenalmanachen aufgetreten sind. Ich verlasse

mich aber vorzüglich auch auf Ihre Teilnehmung und lade Sie hiemit förmlichst und inständigst dazu ein. Was aus Ihrer Feder fließt, wird mir willkommen sein. Der Kontrakt mit dem Buchhändler setzt mich in den Stand, Ihnen einen Friedrichsdor für den Bogen anzubieten.

Und nun, mein hochgeschätzter Freund in Apoll, lassen Sie mich bald die Gewährung dieses doppelten Wunsches von Ihnen erhalten und geben Sie mir zugleich Nachricht, wie Sie mit meinem Urteil in der Literaturzeitung zufrieden sind. An Herrn Füßli, der so gütig war, mir ein sehr schönes Exemplar Ihrer Gedichte zu übersenden, bitte ich Sie, sollten Sie denselben bald sehen oder ihm schreiben, meine verbindlichste Danksagung zu machen, wie auch bei ihm anzufragen, ob nicht der erste Band vom Wielandischen Shakespeare, der den Lear enthält, noch einzeln zu bekommen ist. Ich habe diesen Teil verloren, und nun ist das ganze Exemplar mir manc geworden.

Verzeihen Sie, daß ich Sie in einem Briefe mit so vielen Bitten belästige, und geben Sie mir bald Gelegenheit, Ihnen durch Taten die Achtung zu beweisen, mit der ich bin

Ihr ergebenster

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 31. August 1794.

Bei meiner Zurückkunft aus Weißenfels, wo ich mit meinem Freunde Körner aus Dresden eine Zusammenkunft gehabt, erhielt ich Ihren vorletzten Brief, dessen Inhalt mir doppelt erfreulich war. Denn ich ersehe daraus, daß ich in meiner Ansicht Ihres Wesens Ihrem eigenen Gefühl begegnete und daß Ihnen die Aufrichtigkeit, mit der ich mein Herz darin sprechen ließ, nicht mißfiel. Unsre späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man

oft tut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältnis zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, soviel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerm Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.

Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichtum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfnis und Streben ist, aus Wenigem Viel zu machen, und wenn Sie meine Armut an allem, was man erworbene Erkenntnis nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter und kann eben darum meine kleine Barschaft besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplifizieren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.

Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam kompromittiert zu haben. Im Grund ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisieren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Darnach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es

schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir, besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Los; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit, meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet.

Sie wollten, daß ich von mir selbst reden sollte, und ich machte von dieser Erlaubnis Gebrauch. Mit Vertrauen lege ich Ihnen diese Geständnisse hin, und ich darf hoffen, daß Sie sie mit Liebe aufnehmen.

Ich enthalte mich heute, ins Detail Ihres Aufsatzes zu gehen, der unsre Unterhaltungen über diesen Gegenstand gleich auf die fruchtbarste Spur einleitet. Meine eigenen, auf einem verschiedenen Wege angestellten Recherchen haben mich auf ein ziemlich damit übereinstimmendes Resultat geführt, und in beifolgenden Papieren finden Sie vielleicht Ideen, die den Ihrigen begegnen. Sie sind vor anderthalb Jahren hingeworfen worden, und sowohl in dieser Rücksicht als ihrer lokalen Veranlassung wegen (denn sie waren für einen nachsichtigen Freund bestimmt) kann ihre rohe Gestalt auf Entschuldigung Anspruch machen. Seitdem haben

sie allerdings ein besseres Fundament und eine größere Bestimmtheit in mir erhalten, die sie den Ihrigen ungleich näher bringen dürfte.

Daß Wilhelm Meister für unser Journal verloren sein soll, kann ich nicht genug beklagen. Indessen hoffe ich von Ihrem fruchtbaren Geiste und Ihrem freundschaftlichen Eifer für unsre Unternehmung einen Ersatz dieses Verlustes, wobei die Freunde Ihres Genius alsdann doppelt gewinnen. In dem Stück der Thalia, die ich hier beilege, finden Sie einige Ideen von Körner über Deklamation, die Ihnen nicht mißfallen werden. Alles bei uns empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Andenken, und ich bin mit der herzlichsten Verehrung

der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, 1. September 1794.

Wir sind glücklich und bei ziemlich guter Zeit hier eingetroffen; und ich hoffe, daß auch dir das schlimme Wetter nicht geschadet haben soll. Nimm noch einmal meinen herzlichen Dank an für das Opfer, das du mir gebracht hast; und der Minna versichere, daß ich ihr die Gefälligkeit sehr hoch anrechne, dich auf einige Tage mir überlassen zu haben. Es ist doch eine wohltuende Empfindung, sich, wenn man getrennt lebt, und auch, wie wir beide, sich im Geiste nahe bleibt, zuweilen wieder in das fleischliche Auge zu sehen. Ich wußte es vorher und zweifelte keinen Augenblick, daß ich dich ganz als denselben wiederfinden würde; aber es tat mir doch herzlich wohl, mich mit meinen Augen davon zu überzeugen und die Wirklichkeit meiner Erwartung gleichsam mit Händen zu greifen.

Auf deine Zusage wegen der musikalischen Abhandlung baue ich; denn du bist hier ganz in deinem Elemente, und das Geschäft

ist nicht so verwickelt, daß du bei deinen übrigen Arbeiten dich nicht recht gut dabei sammeln könntest. Gelegentlich denkst du dann auch auf einen anderen Stoff, und vielleicht führen künftige Veranlassungen einen herbei. Deine Idee zu einer Darstellung des philosophischen Egoisten und seines Gegenteils würde ein herrlicher Stoff für ein Drama oder Roman sein; aber bloß philosophisch behandelt, dürfte die Ausführung ins Trockene verfallen, wie zum Beispiel alle Mendelssohnschen Dialoge. Bei dem Versuche, Metaphysik zu popularisieren, wie du in Briefen an ein Frauenzimmer vorhast, wirst du, fürchte ich, auf unübersteigliche Schwierigkeiten stoßen; und der Gewinn würde die ungeheure Arbeit schwerlich belohnen.

Eine sehr schöne Materie würde die Aufstellung eines Ideals der Schriftstellerei und ihres Zusammenhangs mit der ganzen Kultur sein, und ich wüßte keine, die in so hohem Grade für dich taugte. Schriftstellereinfluß spielt in der neuen Welt eine so entscheidende Rolle, und es wäre zugleich so allgemein interessant und so allgemein nötig, darüber etwas Bestimmtes und aus der reinen Menschheit Hergeleitetes festzusetzen. Diese Materie stände mit der Einwirkung auf die Geister in dem nächsten Zusammenhange, und die reichhaltigsten Resultate der ganzen Philosophie würden darin zusammenfließen.

Bei meiner Zurückkunft fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein langes und breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgeteilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Übereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfnis, sich an

mich anzuschließen und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel, und was sich davon in Briefen mitteilen läßt, soll dir getreulich berichtet werden. Gestern erhielt ich schon einen Aufsatz von ihm, worin er die Erklärung der Schönheit: daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwendet.

Ein großer Verlust für unsere Horen ist es, daß er seinen Roman schon an Unger verkauft hatte, ehe wir ihn zu den Horen einluden. Er beklagt es selbst und hätte ihn uns mit Freuden überlassen. Doch verspricht er so viele Beiträge zu liefern, als in seinen Kräften steht.

Hier die versprochene Anthologie für Minna, und für dich die Thalia, worin du deinen Aufsatz über Deklamation finden wirst. Mehrere solche Aufsätze würden uns für die Horen sehr vorteilhaft sein. Du wirst dir selbst gestehen müssen, wenn du ihn wieder liest, daß diese simple und nachlässige Form dieser Materie sehr gut ansteht, und gewiß ist sie in kleinen Aufsätzen die allerpassendste.

Bei meiner Nachhausekunft fand ich alles wohl. Auch ich hatte mich zum erstenmal von meinem Kinde getrennt, wie du von deiner Familie, und es war mir eine ganz eigene Freude, mich wieder in meinen kleinen häuslichen Kreis zu finden. Jetzt bin ich auf drei Wochen hier allein, denn meine Frau ist mit dem Kleinen nach Rudolstadt geflüchtet, weil die Pocken hier inokuliert werden und er jetzt im Zahngeschäft ist.

S.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 1. September 1794.

Die Bücher habe ich richtig erhalten und danke Ihnen für gütige Besorgung. Können Sie es möglich machen, mir die

französischen etwa noch in diesem Monat zu liefern, so verbinden Sie mich sehr. Mir ist es gleichviel, sie mögen alt oder neu sein.

Ihr Vorschlag, den Druck der Horen in Tübingen zu besorgen, wird gar keine Schwierigkeit haben, und in mehr als einem Betracht ist es besser, wenn dieses ganze Geschäft unmittelbar durch Ihre Hände gehen kann. Wir Autoren können uns mit solchen Sachen nie recht befassen, weil wir es nicht verstehen, und einen dritten Mann zu finden, der ebenso ehrlich als habil dazu gewesen wäre, würde schwer gehalten haben. Ich übersende Ihnen also das Manuskript für ein ganzes Monatsstück immer auf einmal, und Sie sorgen dann dafür, daß in jedem Monat acht Bogen zu rechter Zeit gedruckt werden.

Ehe wir aber in diese Unternehmung ernstlich hineingehen, so überlegen Sie noch einmal genau, was Sie dabei zu wagen und zu hoffen haben. Von unsrer Seite ist nun gar keine Schwierigkeit mehr, und schon jetzt ist eine Sozietät von Schriftstellern beisammen, wie noch kein Journal (ich darf es wohl sagen) aufzuweisen gehabt hat. Goethe, Herder, Garve, Engel, Fichte, Friedrich Jacobi, Matthisson, Woltmann, Gentz aus Berlin und noch vier bis fünf andere, deren Namen das Publikum zwar noch nicht kennt, aber die in der literarischen Welt noch eine Rolle spielen werden, sind, außer mir, Teilnehmer an diesem Werk. Was von solchen Schriftstellern nur irgend geleistet werden kann, wird geleistet werden, und noch acht bis zehn andere stehen auf unsrer Liste, die wir eintreten lassen werden, sobald gegen alle Erwartung Mangel an vortrefflichen Aufsätzen von den genannten Mitarbeitern zu befürchten sein sollte. Auch dürfen Sie auf die möglichste Bekanntmachung dieses Journals sicher rechnen; denn nicht nur in der Allgemeinen Literaturzeitung, sondern in allen öffentlichen gelehrten Blättern soll es von Monat zu Monat angezeigt und, wo es angeht, ausführlich beurteilt erscheinen, so daß von einem Ende Deutschlands zum andern das Publikum davon unterhalten werden soll.

Dies ist die lachende Seite der Unternehmung; die bedenkliche ist der große Aufwand, auf den Sie sich gefaßt machen müssen. Hundert Bogen etwa enthält ein Jahrgang. Jeder Bogen kostet im Durchschnitt (denn die Kontrakte sind ungleich) 5 alte Louisdors Honorar; also 500. Dazu kommen noch 60 für den Redakteur; also 560 Louisdor bloß für die Autoren. Höher als 3 Laubtaler werden Sie das einzelne Exemplar nicht anschlagen dürfen; davon geht noch der Rabatt ab. Also ist zu vermuten, daß sie erst mit dem dreizehnten Hundert Ihre Auslage heraus haben werden. Freilich ist ein Absatz von 2000 Exemplaren bei einem solchen Werke eine Kleinigkeit, aber Sie müssen doch auch den allerunwahrscheinlichsten Fall in Betrachtung ziehen. Überlegen Sie nun alles wohl, und nehmen Sie auf uns gar keine Rücksicht; denn da wir einmal zusammengetreten sind, da alle Umstände sich so günstig anlassen, so wird das Journal auf jeden Fall durchgesetzt, selbst wenn Sie zurücktreten sollten. Wenn Sie aber über den Rubikon gegangen sind und sich ernstlich dafür entschieden haben, so erwarten Sie von unsrer Seite allen menschenmöglichen Eifer, aber auch Sie müssen ihrerseits keine Zeit, keine Industrie, keine Tätigkeit sparen, denn die Zerstreuung eines Buchs durch die Welt ist fast ein ebenso schwieriges und wichtiges Werk als die Verfertigung desselben.

Sobald Sie mir schreiben, daß Sie entschlossen sind, wozu Sie sich acht bis zwölf Tage Bedenkzeit nehmen mögen, so wollen wir dann den Kontrakt aufsetzen, Schrift, Papier, Format und was sonst nötig ist bestimmen und zum ersten Monatstück Anstalt machen. Goethe ist voll Eifer, er wird uns alles geben, was er vorrätig hat, und er hat schon erklärt, daß das Journal ihn in neue Tätigkeit setzen werde. Wahrscheinlich wird gleich das erste Stück etwas von ihm und auch von Herder enthalten. Von Kant erwarte ich noch Antwort. Er ist nicht der fleißigste Briefschreiber, aber etwas liefert er gewiß zu den Horen.

Für die Flora erhalten Sie gewiß etwas von mir, aber bis

jetzt hatte ich noch damit zu tun, die zwei letzten Stücke der Thalia zu besorgen, weil diese nun doch ordentlich geschlossen werden mußte.

Fichte hat seine Lehrbücher einer hiesigen Buchhandlung versprochen, und außer diesen Lehrbüchern und dem, was er für die Horen schreibt, ist jetzt nichts von ihm zu erwarten.

Schreiben Sie mir doch, ob es noch Zeit ist, wenn ich Ihnen zwischen heut und dem 1. Oktober einen kleinen Aufsatz für Ihren Gartenkalender schicke. Wenn es damit zu spät ist, so will ich etwas dafür für die Flora aufsetzen. Leben Sie wohl.

Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, den 4. September 1794.

Hier die unglückselige Oper, die ich neulich beizulegen vergaß, und die Rezension von Matthisson, die einige bedeutende ästhetische Erörterungen enthält, worüber ich deine Meinung zu hören sehr begierig bin. Eigentlich hätte ich diese Ideen noch lange zurückbehalten sollen, bis das vollendete Ganze ihnen einen Halt geben kann; aber was man in einer Zeitung und auf dem Katheder sagt, ist immer ein öffentliches Geheimnis, und wo man gewisse Sachen nicht sucht, findet man sie auch nicht. Ich schreibe nunmehr an meiner Abhandlung über das Naive und werde zugleich an den Plan zum Wallenstein denken. Vor dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube, mit jedem Tag mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophieren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich tun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rat zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Produkt zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Mut

zu machen, und ein Machwerk wie der Carlos ekelte mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichen Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen. Ich wollte, daß du dir ein Geschäft daraus machtest, mich zu wägen und mir meine Abfertigung zu schreiben. Sei so streng gegen mich, wie gegen deinen Feind, wie gegen dich selbst, wenn du die Feder in die Hand nimmst. Ich will dir buchstäblich folgen. Lebe wohl und sage den Frauen herzliche Grüße.

Dein

Sch.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 7. September 1794.

Mit Freuden nehme ich Ihre gütige Einladung nach Weimar an, doch mit der ernstlichen Bitte, daß Sie in keinem einzigen Stück Ihrer häuslichen Ordnung auf mich rechnen mögen, denn leider nötigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil sie mir des Nachts keine Ruhe lassen, und überhaupt wird es mir nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde sicher zählen zu dürfen. Sie werden mir also erlauben, mich in Ihrem Hause als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird, und dadurch, daß ich mich ganz isoliere, der Verlegenheit zu entgehen, jemand andres von meinem Befinden abhängen zu lassen. Die Ordnung, die jedem andern Menschen wohl macht, ist mein gefährlichster Feind, denn ich darf nur in einer bestimmten Zeit etwas Bestimmtes vornehmen müssen, so bin ich sicher, daß es mir nicht möglich sein wird.

Entschuldigen Sie diese Präliminarien, die ich notwendigerweise vorhergehen lassen mußte, um meine Existenz bei Ihnen auch

nur möglich zu machen. Ich bitte bloß um die leidige Freiheit, bei Ihnen krank sein zu dürfen.

Schon ging ich damit um, Ihnen einen Aufenthalt in meinem Hause anzubieten, als ich Ihre Einladung erhielt. Meine Frau ist mit dem Kinde auf drei Wochen nach Rudolstadt, um den Blattern auszuweichen, die Herr v. Humboldt seinem Kleinen inokulieren ließ. Ich bin ganz allein und könnte Ihnen eine bequeme Wohnung einräumen. Außer Humboldt sehe ich selten jemand, und seit langer Zeit kommt keine Metaphysik über meine Schwelle.

Mit Ramdohrs Charis ist es mir sonderbar ergangen. Beim ersten Durchblättern hat mir vor seiner närrischen Schreibart und vor seiner horribeln Philosophie gegraut, und ich schickte ihn über Hals und Kopf dem Buchhändler wieder. Als ich nachher in einer gelehrten Zeitung einige Stellen aus seiner Schrift über die niederländische Schule angeführt fand, gewann ich ein besseres Vertrauen zu ihm und nahm seine Charis wieder vor, welche mir nicht ganz unnütz gewesen ist. Was er im allgemeinen über die Empfindungen, den Geschmack und die Schönheit sagt, ist freilich höchst unbefriedigend und, um nicht etwas Schlimmeres zu sagen, eine wahre reichsfreiherrliche Philosophie; aber den empirischen Teil seines Buchs, wo er von dem Charakteristischen der verschiedenen Künste redet und einer jeden ihre Sphäre und ihre Grenzen bestimmt, habe ich sehr brauchbar gefunden. Man sieht, daß er hier in seiner Sphäre ist und durch einen langen Aufenthalt unter Kunstwerken sich eine, gewiß nicht gemeine Fertigkeit des Geschmacks erworben hat. Hier in diesem Teil spricht der unterrichtete Mann, der, wo nicht eine entscheidende, doch eine mitzählende Stimme hat. Aber es kann wohl sein, daß er den Wert, den er hier für mich notwendig haben mußte, für Sie völlig verliert, weil die Erfahrungen, auf die er sich stützt, Ihnen Etwas bekanntes sind, und Sie also schlechterdings nichts Neues bei ihm vorfinden konnten. Gerade das, was Sie eigentlich suchten,

ist ihm im höchsten Grade verunglückt, und was ihm geglückt ist, brauchen Sie nicht. Es sollte mich wundern, wenn ihn die Kantianer ruhig abziehen ließen und die Gegner dieser Philosophie nicht ihre Partei durch ihn zu verstärken suchten.

Da Sie doch einmal jenes Bruchstück von mir über das Erhabene gelesen haben, so lege ich hier den Anfang bei, wo Sie vielleicht einige Ideen finden, die über den ästhetischen Ausdruck der Leidenschaft etwas bestimmen können. Einige frühere Aufsätze von mir über ästhetische Gegenstände befriedigen mich nicht genug, um sie Ihnen vorzulegen, und einige spätere, die noch ungedruckt sind, werde ich mitbringen. Vielleicht interessiert Sie eine Rezension von mir über Matthissons Gedichte in der Allgemeinen Literaturzeitung, die in dieser Woche wird ausgegeben werden. Bei der Anarchie, welche noch immer in der poetischen Kritik herrscht, und bei dem gänzlichen Mangel objektiver Geschmacksgesetze befindet sich der Kunstrichter immer in großer Verlegenheit, wenn er seine Behauptung durch Gründe unterstützen will; denn kein Gesetzbuch ist da, worauf er sich berufen könnte. Will er ehrlich sein, so muß er entweder gar schweigen, oder er muß (was man auch nicht immer gerne hat) zugleich der Gesetzgeber und der Richter sein. Ich habe in jener Rezension die letzte Partei ergriffen, und mit welchem Rechte oder Glück, das möchte ich am liebsten von Ihnen hören.

Ich erhalte soeben die Rezension und lege sie bei.

Fr. Schiller.

An Johann Benjamin Erhard.

Jena, den 8. September 1794.

Ich kann den Professor Paulus nicht durch Nürnberg reisen lassen, ohne Sie, mein teurer Freund, mit ein paar Zeilen zu begrüßen. Man sagte mir kürzlich, daß Sie noch da wären, und ich wünsche es von Herzen, weil die gegenwärtigen Aspekten im

Österreichischen nicht sehr günstig sind. Ich fürchte selbst für Herbert, denn ein Mensch wie er muß den Freunden der Finsternis natürlicherweise ein Dorn im Auge sein.

In unserm Musensitze ist alles ruhig, und Fichte ist noch in voller Arbeit, seine Elementarphilosophie zu vollenden. Ich bin überzeugt, daß es nur bei ihm stehen wird, in der Philosophie eine gesetzgebende Rolle zu spielen und sie um einen ziemlich großen Schritt vorwärts zu bringen. Aber der Weg geht an einem Abgrund hin, und alle Wachsamkeit wird nötig sein, nicht in diesen zu stürzen. Die reinste Spekulation grenzt so nahe an eine leere Spekulation und der Scharfsinn an Spitzfindigkeit. Was ich bis jetzt von seinem System begreife, hat meinen ganzen Beifall, aber noch ist mir sehr vieles dunkel, und es geht nicht bloß mir, sondern jedem so, den ich darüber frage.

In einem publicum, das Fichte zu gleicher Zeit liest, hat er sehr herrliche Ideen ausgestreut, die eine Anwendung seiner höchsten Grundsätze auf die Menschen in der Gesellschaft enthalten.

Das Journal, von dem ich Ihnen schon geschrieben habe, kommt nun ganz gewiß zustande, und schon sind, außer Fichte, noch Garve, Engel, Goethe, Herder, Jacobi und mehrere andere als Mitarbeiter beigetreten. Das Honorar ist 4 Louisdor. Aber alle politische und Religion betreffende Aufsätze sind durch unsere Statuten ausgeschlossen. Ich hoffe, mein lieber Freund, bald einmal etwas von Ihnen zu erhalten. Nur richten Sie es so ein, daß es für ein Publikum paßt, welches wenig szientifische Kenntnisse mitbringt und nichts als einen natürlichen Verstand und einen guten Geschmack besitzt.

Mit meiner Gesundheit geht es weder besser noch schlechter, aber an Tätigkeit fehlt es mir nicht, und der Geist ist heiter. Meine Frau und Schwägerin sagen Ihnen einen freundschaftlichen Gruß. Von ganzem Herzen der Ihrige.

Schiller.

An Charlotte Schiller.

Montag, den 8. September 1794.

Meinen vorletzten Brief, worin ich einen Auftrag von Bills an dich ausrichtete, hast du hoffentlich erhalten. Ich schrieb dir darin, daß Bills die Bechlern weggeschickt hätten und das Rudolstädter Mädchen, von dem die chère mère sagte, mit erster Gelegenheit zu haben wünschten. Besorge es ja, denn sie ist jetzt nötig im Hause.

Hier ein Brief von der Kalb an dich und zwei von Wolzogen an die Frau. Da du gar nicht schreibst, wann die Frau zurückkommen werde, so wollte ich diese Briefe nicht hier liegen lassen. Indessen will ich noch hören, ob der Bote mir keine bestimmtere Nachricht bringt. Auf den Mittwoch kommt Professor Paulus durch Rudolstadt und wird dich, wenn er kann, einen Augenblick sehen. Solltest du Zeit haben, so könntest du ihm etwas von Briefen mitgeben. Ich habe an Danneckern geschrieben.

Sonst ist hier weiter nichts vorgefallen; der kleine Bill hat noch kein Fieber, obgleich schon der neunte Tag ist, aber die Wunde ist entzündet. Li ist auch besser und hat mich heute vormittag besucht. Ich bin noch nicht ausgegangen. Gestern schlief ich vor elf Uhr auf dem Sopha ein. Bill kam, und ich führte im Schlaf ein Gespräch mit ihm. Er ging bald, und ich schlief glücklich fort bis früh einhalbsechs Uhr, wo ich ordentlich zu Bette ging und mich wie ein anderer Mensch auszog.

Große Traktamente fallen jetzt nicht bei mir vor. Gewöhnlich bestelle ich das Mittagessen, wenn es schon auf dem Tisch stehen sollte, und da besteht es denn höchstens in einem Eierkuchen oder in Kartoffeln. Weil ich aber viel schreibe, so habe ich wenig Appetit und gehe manchmal ungegessen schlafen. Obst ist indessen gar nicht ins Haus gekommen, und die Pfirsiche habe ich mit Bills geteilt, weil ich dem Obst nicht mehr traue.

Ich freue mich auf den Boten, der mir von meinen lieben Kindern Nachricht bringen wird. Dem Goldsohn tausend Küsse. Lebe wohl.

Sch.

An Charlotte Schiller.

Freitag, den 12. September 1794.

Ich habe seit einigen Tagen mit rechter Ungeduld auf Nachricht von dir gehofft, ob ich gleich wußte, daß ich keine zu erwarten hatte. Zwischen dem Dienstag und Sonnabend ist ein gar langer Zwischenraum, der sich aber jetzt hoffentlich aufheben wird. Auf den Sonntag oder Montag gehe ich nach Weimar ab, wenn irgend meine Gesundheit es verstattet, und dann verändern sich unsre Posten. Hieher nach Jena wirst du vor dem zehenten Oktober nicht kommen dürfen, denn das Blatterngift hat bei dem kleinen Bill nicht gefaßt, und er ist heute wieder inokuliert worden. Du kannst aber, wenn es dir in Rudolstadt nicht mehr gefällt, so bald nach Weimar kommen, als du willst, denn nunmehr ist von mir keine Ansteckung zu fürchten. Ich werde mich in Weimar nach einem Logis für uns erkundigen, denn sobald du kommst, ziehe ich von Goethen aus, wo ich doch einige Bequemlichkeiten vermissen dürfte. Herzlich verlangt mich nach meinen Lieben, und ich bin doppelt froh, daß es sich so gefügt hat, daß wir einander in Weimar früher wieder sehen, denn ohne diesen Zufall wären wir volle fünf Wochen voneinander entfernt gewesen.

Ich lege dir eine englische Iphigenia bei, die mir Goethe gestern geschickt hat. Sie wird dir Freude machen. Auch ist an die kleine Maus noch ein anderes Geschenk gekommen, das sie aber erst finden kann, wenn sie nach Jena kommt. Es ist sehr hübsch und sehr brauchbar. Eine schweizerische Bekanntschaft von euch, Herr Rieter aus Winterthur, wird auch dieser

Tage nach Rudolstadt kommen und euch aufsuchen. Er soll sehr gut malen.

Die Stein hat mir dieser Tage geschrieben, daß Goethe kürzlich bei ihr gewesen, welches mir unerwartet gewesen ist. Von allen Orten her erfahre ich jetzt, wie sehr sich Goethe über die Bekanntschaft mit mir freut. An Meiern in Dresden hat er, wie Körner schreibt, vieles darüber geschrieben und auch mit der Stein viel davon gesprochen.

Die Herzogin Mutter kommt auf einige Wochen hieher, und dies darf dich trösten, daß du abwesend bist. Du hättest es nicht vermeiden können, dich ihr zu zeigen, und dies würde hier, wo sie einem keine Kunstsachen zu zeigen hat, keine große Freude sein. Ich bin froh, daß ich ihr entgehe.

Alexander hat an mich geschrieben und freut sich sehr über die Horen und die Verbindung mit mir. Auch Jacobi will mitarbeiten.

Ramdohr war hier und hat mich besucht. Eine nicht ganz uninteressante Bekanntschaft für mich, obgleich nicht sonderlich viel an ihm sein mag. Er spricht über Kunstsachen verständig, obgleich viel zu anmaßend; aber da ich jetzt gerade mit diesem Fach umgehe, so freute mich doch mit einem so heterogenen Kopf darüber Ideen zu wechseln.

Herr Jenisch schickte mir dieser Tage seine berüchtigte Borussias zum Geschenk und entwaffnet mich dadurch, daß ich über dieses elende Produkt nun nichts sagen werde.

Mit meinem Schlafen ist es diese ganze Woche recht gut gegangen, und überhaupt habe ich mich viel erträglicher befunden. Jetzt spüre ich das unruhige Wetter wieder, doch geht es noch. Heute mittag hat Bill Hendrichen und Fichten bei mir traktiert. Li konnte aber nicht kommen, weil man den kleinen Bill nicht austragen darf.

Ich korrigiere jetzt meine Korrespondenz mit dem Prinzen v. Augustenburg und lasse daran abschreiben. Diese Arbeit bekommt

nun ein ganz anderes Ansehen und gelingt mir sehr. Nun bin ich voll Erwartung, was die Berührungen mit Goethen Neues in mir entwickeln werden. Wir finden bei ihm einige schöne Landschaften, die er dieser Tage von Neapel erhielt. Jetzt lebewohl, liebes Herz. Den Goldsohn küsse mir tausendmal zu seinem Geburtstag. Schreibe ja recht fleißig, wie es dir und dem Kleinen geht und was sich etwas Neues an ihm entwickelt. Deine künftigen Briefe laufen nach Weimar. Grüße alle Rudolstädter Freunde herzlich. Lebe wohl. Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 12. September 1794.

Sie haben mir, vom vierzehnten an, einen Tag zu bestimmen überlassen. Ich werde also, mit Ihrer Erlaubnis, Sonntag nachmittag bei Ihnen eintreffen, weil ich so wenig als möglich von dem Vergnügen, das Sie mir bereiten, verlieren möchte. Herr v. Humboldt, den Ihre Einladung sehr erfreut, wird mich begleiten, um einige Stunden mit Ihnen zu verleben.

Ramdohr war vor einigen Tagen hier und hat sich wahrscheinlich auch bei Ihnen gemeldet. Wie er mir sagt, schreibt er jetzt an einem Buch über die Liebe, worin bewiesen sein wird, daß reine Liebe nur bei den Griechen stattgefunden habe. Seine Ideen über Schönheit holte er ziemlich tief von unten herauf, denn er ruft dabei den Geschlechtstrieb zu Hilfe.

Die englische Iphigenia erfreute mich sehr. Soviel ich davon urteilen kann, paßt diese fremde Kleidung ihr gut an, und man wird lebhaft an die große Verwandtschaft beider Sprachen erinnert.

Friedrich Jacobi will mit an den Horen arbeiten, welches unsern Kreis auf eine angenehme Art erweitert. Mir ist er ein sehr interessantes Individuum, obgleich ich gestehen muß, daß ich mir seine Produkte nicht assimilieren kann.

Charis ist hier nirgends zu bekommen, aber eine Abhandlung von Maimon über den Schönheitsbegriff, die lesenswert ist, will ich mitbringen.

Meine Frau trägt mir auf, Ihnen recht viel Freundschaftliches zu sagen. Ich sende ihr die englische Iphigenia, was ihr große Freude machen wird.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 12. September 1794.

Dein Brief hat mir große Freude gemacht, weil er mir bestätigte, wie gut wir einander verstehen, und wie notwendig wir uns sind. Nein, dir kann es ebensowenig als mir begegnen, daß heterogener Einfluß von außen die reine Form deines Wesens verderbt, denn unsrer beider Seele hat ein Vermögen, sich keusch zu bewahren, allen fremden Stoff auszuwerfen und über jede unheilige Berührung zu siegen.

Ich wollte, daß du dein Ideal der Schriftstellerei baldmöglichst hinwerfen möchtest. Herrlich wäre es, wenn wir unsre Horen damit eröffnen könnten. Auch halte ich diese Arbeit für besonders geschickt, dir Mut einzuflößen, deine Kraft ins Spiel zu setzen, und gewissermaßen dein schriftstellerisches Glück zu entscheiden. Kannst du, so gehe jetzt gleich daran; du wirst dabei recht gut fortfahren können, Materialien für die musikalische Abhandlung zu sammeln. Jacobi aus Düsseldorf hat sich nun auch erklärt, an den Horen zu arbeiten. Von Humboldts Bruder, der preußischer Oberbergmeister ist, haben wir über Pilosophie des Naturreichs sehr gute Aufsätze zu erwarten. Er ist jetzt in Deutschland gewiß der Vorzüglichste in diesem Fache und übertrifft an Kopf vielleicht noch seinen Bruder, der gewiß sehr vorzüglich ist.

Ich bearbeite jetzt meine Korrespondenz mit dem Prinzen v. Augustenburg, die ich dir gewiß binnen drei Wochen schicke. Sie

wird unter dem Titel: Über die ästhetische Erziehung des Menschen ein Ganzes ausmachen und also von meiner eigentlichen Theorie des Schönen unabhängig sein, obgleich sie sehr gut dazu vorbereiten kann. Sie macht mir aufs neu viel Freude, und ich suche ihr alle nur mögliche Vollkommenheit zu geben. —

Daneben arbeite ich an einem Aufsatz über Natur und Naivheit, der mich immer mehr fesselt und mir vorzüglich zu gelingen scheint. Ich schreibe hier mehr aus dem Herzen und mit Liebe. Es ist gleichsam eine Brücke zu der poetischen Produktion. — Ramdohr war dieser Tage hier und erzählte mir, daß er deine Bekanntschaft gemacht habe. Was hältst du von ihm? Ich muß sagen, daß mir seine Bekanntschaft gerade jetzt, wo ich mich mit Ideen über die Kunst abgebe, nicht ganz uninteressant gewesen ist. Freilich kommt es mir vor, als wären die guten Ideen, die er auskramt, nicht auf seinem Boden gewachsen, und der anmaßende Ton, mit dem er aburteilt, mißfällt mir nicht wenig. Dennoch sind selbst Menschen seiner Art so selten, daß man mit ihnen vorlieb nehmen muß. Er hat viele Kunstwerke gesehen, und seine Ideen berühren mehr die Erfahrung, ohne sich zu der Spekulation zu erheben. Er hat also etwas, was mir abgeht, ob ich gleich zweifle, daß er das, was ich ihm etwa geben könnte, zu empfangen imstand ist. —

Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar abreisen und bei Goethe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht wohl weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsre nähere Berührung wird für uns beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf. Der Hof ist nach Eisenach abgereist, und Goethe hat sich los gemacht, so daß wir nun ganz unseren Ideen leben können. Ich werde dir fleißig schreiben.

Seine Iphigenia ist ins Englische übersetzt und, soweit ich urteilen kann, so glücklich, daß man ein Original zu lesen glaubt, und mit reiner Beibehaltung des ganzen goethischen Charakters.

Auf deine weitere Erklärung über meine poetische Sendung und meinen dramatischen Beruf warte ich mit Ungeduld. — Du meinst, daß ich den Wallenstein zu sehr mit dem Verstand und zu wenig mit Begeisterung angreife. Aber das gilt nur von dem Plan, der nicht streng genug berechnet werden kann. Ausführen muß ihn die Imagination und die augenblickliche Empfindung. Dies ist es aber, wofür ich fürchte, daß mich die Einbildungskraft, wenn ihr Reich kommt, verlassen werde. Lebewohl. Von meiner kleinen Familie in Rudolstadt habe ich gute Nachricht, und mit meiner Gesundheit gehts erträglich. — An Minna und Dorchen meinen herzlichen Gruß. Solltest du jetzt, nachdem du das Graffische Original hast, Dorchens Kopie meines Bildes weggeben, so will ich eine Bitte darum eingelegt haben.

Adieu dein

Sch.

An Wilhelm Reinwald.

Jena, den 13. September 1794.

Liebster Bruder!

Deine überschickten Gedichte haben mir viel Freude gemacht und sind mir ein sehr schätzbarer Beitrag zu dem Musenalmanach. Schicke mir auch von den andern, ich wähle dann daraus, was für meinen Zweck, der vorzüglich auf Mannigfaltigkeit der Unterhaltung gerichtet ist, taugt, und was sich dazu weniger qualifiziert, bleibt dir immer. Unter denen, die du jetzt schicktest, sind einige Fabeln von schon bekanntem Inhalt, die du nur umgearbeitet hast, und diese will ich zurücklassen, weil das Publikum immer mit Novitäten unterhalten sein will.

Meine Frau und der Kleine sind auf drei Wochen nach Rudolstadt, um den Blattern auszuweichen, die einer unsrer Freunde seinem Kind inokulieren ließ. Deine Frau grüße herzlich von mir, dein treuer Bruder

Fr. Schiller.

An Charlotte Schiller.

Weimar, den 16. September 1794.

Seit drei Tagen bin ich hier, und nun schon ziemlich bei Goethe eingewohnt. Ich habe alle Bequemlichkeiten, die man außer seinem Hause erwarten kann, und wohne in einer Reihe von drei Zimmern, vornhinaus. Diese meiste Zeit aber bin ich fast immer mit Goethe zusammen gewesen, doch ohne den ganzen Genuß dieses Umgangs, weil ich mich selten wohl befand. Die Nächte waren viel besser, und ich schlief bald ein, aber meine Krämpfe inkommodierten mich den Tag über so sehr, daß ich nicht einmal die Stein besuchen konnte, ob ich gleich heute nachmittag schon auf dem Wege war und ihr Haus erreicht hatte. Sie war aber bei ihrer Mutter, wohin ich auch invitiert war, und dorthin konnte ich mich nicht mehr tragen, mußte also in ihrem Hause eine Viertelstunde anhalten, um mich zu erholen und dann wieder nach Hause gehen. Sage ihr doch dieses, und entschuldige mich.

Ich habe bei Goethe schon schöne Landschaften gesehen. Wir haben viel über Sachen gesprochen, auch von seinen Arbeiten in der Naturgeschichte und Optik hat er mir viel Interessantes erzählt. Doch alle diese Sachen, die für Briefe zu weitläufig wären, will ich aufsparen, bis wir uns sehen. Gesehen habe ich hier noch niemand, doch bin ich heute vormittag mit Goethe im Stern spazieren gewesen. In seinem Hause sahe ich noch niemand als ihn.

Ich habe auch nach besserer Überlegung gefunden, daß es besser ist, wenn du nicht hieherkommst. Da die Stein nicht hier ist und es schwer halten würde, in Goethens Nachbarschaft gleich ein Logis zu finden, so würde für uns beide nicht viel dadurch gewonnen. Besser also, du bleibst noch vierzehn oder achtzehn Tage in Rudolstadt, bis die Blattern vorbei sind. Es ist überhaupt möglich, daß sie gar nicht ausbrechen, denn Bill schreibt

mir, daß die zweite Wunde auch schon wieder heile. Auf den Sonnabend muß es sich entscheiden.

Ich sehne mich doch herzlich nach euch, ihr Lieben, und nach dem ruhigen Zusammenleben mit euch. Es wird mir nach der langen Trennung desto willkommner sein. Lebe wohl, mein Liebes, und küsse den Goldsohn tausendmal. Der chère mère meinen herzlichen Gruß.

Sch.

An Charlotte Schiller.

Weimar, den 20. September 1794.

Meinen Brief von Weimar wird mein Liebes nun vermutlich haben. Seit dieser Zeit ging es ganz ordentlich mit mir, bis auf ein Reißen in den Lenden, das ich mir durch eine Erkältung zugezogen haben mag und das einmal früh morgens so stark war, daß ich mich nicht im Bette rühren konnte. Es hat aber schon denselben Tag abgenommen und hindert mich doch nicht mehr an den notwendigsten Bewegungen.

Ich bringe die meiste Zeit des Tages mit Goethen zu, so daß ich, bei meinem langen Schlafen, kaum für die nötigsten Briefe noch Zeit übrig habe. Vor einigen Tagen waren wir von halb zwölf, wo ich angezogen war, bis nachts um elf Uhr ununterbrochen beisammen. Er las mir seine Elegien, die zwar schlüpfrig und nicht sehr dezent sind, aber zu den besten Sachen gehören, die er gemacht hat. Sonst sprachen wir sehr viel von seinen und meinen Sachen, von anzufangenden und angefangenen Trauerspielen u. dergl. Ich habe ihm meinen Plan zu den Maltesern gesagt, und nun läßt er mir keine Ruhe, daß ich ihn bis zum Geburtstag der regierenden Herzogin, wo er ihn spielen lassen will, doch vollenden möchte. Es kann auch ganz gut dazu Rat werden, denn er hat mir viel Lust dazu gemacht, und dieses Stück ist noch einmal so leicht als Wallenstein. Er hat mich gebeten, seinen Egmont

für das Weimarer Theater zu korrigieren, weil er es selbst nicht wagt, und ich werde es auch tun. Meinen Fiesko und Kabale und Liebe rät er mir, auch nur ein wenig zu retuschieren, daß diese Stücke ein bleibendes Eigentum des Theaters werden. Was seinen Anteil an den Horen betrifft, so hat er großen Eifer, aber freilich wenig vorrätige Arbeit. Seine Elegien gibt er uns und zwar gleich für die ersten Stücke. Alsdann hat er mir vorgeschlagen, einen Briefwechsel mit ihm über Materien zu eröffnen, die uns beide interessieren, und dieser Briefwechsel soll dann in den Horen gedruckt werden.

Herdern sprach ich gestern zum erstenmal nebst Rehberg und dessen Schwester, die eben hier sind. Rehberg hat eine fatale Physiognomie und mißfällt überhaupt, wenigstens auf den ersten Anblick. Seine Schwester ist ein artiges Geschöpf. Herder hat sich sehr alt gemacht, war aber recht freundschaftlich. Ich werde ihn nächstens einmal besuchen. Ausgegangen bin ich noch nirgends.

Humboldt war unterdessen wieder bei mir. Er zweifelt, ob die Blattern bei dem Kleinen ausbrechen werden, und in diesem Fall könntest du also in acht Tagen ohne Anstand nach Jena zurück. Zwar hat Hufeland sein Kind inokuliert, dies wird aber auf unsern Karl keine Folgen haben. Wann ich wieder nach Jena zurückgehe, weiß ich noch nicht. Jetzt ist es gerade eine Woche, daß ich hier bin, und da ich gar nichts hier arbeiten kann, so will ich es doch nicht zu lange machen. In acht Tagen werde ich mich also wohl auf den Rückweg machen. Wie froh will ich sein, meine Lieben da zu finden! Grüße chère mère und unsre Rudolstädter Freunde recht schön von mir. Dem Goldsohn tausend Küsse. Vergiß nicht, mir die Sevigné, die Heloise und den Rollin mitzubringen. Adieu, liebes Herz.

Sch.

An Charlotte Schiller.

Weimar, den 24. September 1794.

Bill schreibt, daß die Hoffnung nun ganz verschwunden sei, daß die Blattern bei dem Kleinen ausbrechen werden. Du kannst also ohne Anstand auf den kommenden Sonntag, als den 28., wenn du willst, deine Rückreise antreten. Womöglich werde ich an dem nämlichen Tag, wenn nicht früher, auch in Jena sein. Meine Briefe, die ich von hier aus an dich schrieb, wirst du hoffentlich nunmehr haben. Den letzten habe ich erst vorgestern abgeschickt. Von dir habe ich gestern zwei zugleich erhalten.

Die Nachrichten vom lieben Sohn freuten mich sehr. Ich vermute, daß ich ihn sehr verändert finden werde; weil du ihn täglich siehst, so können dir seine Fortschritte nicht so auffallen. Herzlich sehne ich mich nach euch beiden.

Mein hiesiger Aufenthalt bekommt mir übrigens sehr gut. Stelle dir vor, daß ich die zehen Nächte, die ich nun schon hier zugebracht habe, vortrefflich geschlafen habe, ohne durch Krämpfe gestört worden zu sein. Gewöhnlich war ich schon halb zwölf Uhr, auch manchmal noch früher, im Schlaf. Bei Tage aber war es in dem Verhältnis nicht besser, wiewohl ich noch ganz gut mit meinem Befinden zufrieden bin. Meine guten Nächte sind vielleicht meiner gänzlichen Enthaltung von Kaffee, Tee und Obst zuzuschreiben und vermutlich auch dem ordentlichen Abendessen, wo ich immer Wein und niemals Bier trinke. Überhaupt trinke ich des Tags mehr Wein als gewöhnlich, und dieser scheint mir besser als warme Getränke zu bekommen. Gemüse esse ich mittags und abends, und doch vermehren sie meine Blähungen nicht.

Das Spazierengehen mit Goethe abgerechnet, bin ich hier noch gar nicht ausgegangen und noch bei niemand gewesen. Ich war zu Herdern invitiert, befand mich aber nicht wohl genug dazu. Den Tag darauf sprach ich ihn und sie mit Rehbergs hier im Hause.

Alles übrige mündlich. Lebe wohl, Liebstes, und tausend Küsse dem Goldsohn. Chère mère grüße herzlich, auch Ulriken und Gleichens sage viel Freundschaftliches von mir. Adieu.

An Charlotte Schiller.

Weimar, den 26. September 1794.

Dies ist der vierte Brief, den ich dir von hier aus schreibe, rechne also nach, und sieh, ob keiner verloren gegangen ist. In dem letzten schrieb ich dir, daß du den 27. oder 28. ungehindert zurückkommen könnest, weil der kleine Bill die Blattern nun nicht mehr bekommen kann. Ich selbst werde Sonnabend mittag wieder in Jena eintreffen und euch mit Sehnsucht erwarten.

Vergiß nicht die Bücher von der Bibliothek und der chère mère mitzubringen.

Herzliche Grüße an unsre Freunde und tausend Küsse dem Goldsohn.

Die Frau ist diesen Mittwoch hier durch mit Humboldt. Ich habe sie nicht gesehen. Adieu.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 29. September 1794.

Ich sehe mich wieder hier, aber mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren sein. Es war meine Absicht, diese vierzehn Tage bloß dazu anzuwenden, soviel von Ihnen zu empfangen, als meine Rezeptivität erlaubt; die Zeit wird es nun lehren, ob diese Aussaat bei mir aufgehen wird.

Bei meiner Zurückkunft fand ich einen Brief von unserm Horenverleger, der voll Eifer und Entschlossenheit ist, das große

Werk bald zu beginnen. Ich hatte ihm absichtlich noch einmal alle Schwierigkeiten und alle möglichen Gefahren dieses Unternehmens vorgestellt, um ihm Gelegenheit zu geben, mit möglichster Überlegung diesen Schritt zu tun. Er findet aber, nach Erwägung aller Umstände, daß keine Unternehmung versprechender sein kann, und hat eine genaue Abrechnung mit seinen Kräften gehalten. Auf seine unermüdete Tätigkeit in Verbreitung des Journals, sowie auf seine Pünktlichkeit im Bezahlen können wir zählen.

Er äußert den Wunsch, daß wir seinem Assozié, einem jungen Gelehrten, in unserm Ausschuß eine konsultative Stimme geben möchten. Ich kann es ihm nicht verargen, daß er in dem Senat, der über seinen Geldbeutel disponieren soll, gern einen guten Freund haben möchte. Dazu kommt, daß dieser junge Mann, der sich Zahn nennt, zu der Handelskompagnie in Calw gehört, die das Cottaische Unternehmen deckt, und die so beträchtlich ist, daß man schon bei mehreren Extremitäten in Württemberg auf ihren Kredit gerechnet hat. Ich glaube daher, daß man wohl tut, diesen Mann so sehr als möglich in das Interesse unserer Unternehmung zu ziehen, und ihm also wohl eine ratgebende Stimme in unserm Ausschuß zugestehen kann. Weil dies ein Geschäft betrifft, das ad Acta kommt, so bitte ich Sie, beifolgendes Blatt, wenn Sie mit dem Inhalt einverstanden sind, zu unterschreiben.

Da ich nächster Tage an Herrn Arens schreiben will, so ersuche ich Sie, mir seine Adresse gütigst mitzuteilen. Sie sprachen neulich davon, daß Sie Herrn Hirt in Rom veranlassen wollten, uns das Neueste, was im artistischen Fach in Italien vorgeht, zu kommunizieren. Dies würde gewiß nützlich sein, und ich bitte, gelegentlich daran zu denken.

Die Luft ist heute so drückend, daß ich es bei diesem Redaktionsgeschäfte bewenden lassen muß. Herr v. Ramdohr hat hier, wie ich höre, über den Empfang, den er in Dresden bei Ihnen fand,

nicht zum besten gesprochen. Er ist hier so sehr für einen Kunstkenner bekannt, daß ihn Loder mit sich zum Tischler führte, um eine ganz gewöhnliche Kommode, die er da machen läßt, in Augenschein zu nehmen.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 29. September 1794.

Gar gern hätte ich dir früher und von Weimar aus geschrieben, aber es war nicht wohl möglich zu machen. Jeden Augenblick, wo ich zu irgend etwas aufgelegt war, habe ich mit Goethen zugebracht, und es war meine Absicht, die Zeit, die ich bei ihm zubrachte, so gut als möglich zu Erweiterung meines Wissens zu benutzen. Was ich dir also schuldig blieb, will ich von Jena aus nach und nach wieder einzubringen suchen.

Seit vorgestern bin ich wieder hier angelangt, nachdem ich vierzehn Tage mit ihm zusammengelebt hatte. Ich bin sehr mit meinem Aufenthalt zufrieden, und ich vermute, daß er sehr viel auf mich gewirkt hat. Doch das muß die Zeit lehren. Was in unsern Unterhaltungen aufs Tapet kam, was ich über ihn selbst bemerkt habe und zu welchen Resultaten wir gekommen sind, das soll dir nach und nach alles mitgeteilt werden. Heute habe ich weder Zeit noch Stimmung; denn ich fand bei meiner Zurückkunft allerlei Geschäft vor, und das Wetter setzt mir ziemlich hart zu. Auch den Inhalt deines letzten Briefes kann ich dir heute nicht beantworten.

Meine Frau und den Kleinen habe ich noch nicht wieder gesehen. Morgen erwarte ich sie. Humboldts Kind hat die Blattern nicht bekommen, obgleich man es zweimal inokulierte, und so ist die ganze Schererei vergebens gewesen.

Deine Tätigkeit freut mich sehr, und ich empfehle dir recht sehr, eifrig fortzufahren, damit man ja in den ersten drei Stücken auf

dich rechnen kann. Mit den Horen wird es jetzt ernstlich losgehen. Leb wohl. An Minna und Dorchen meine herzlichsten Grüße. Der letzteren versichere, daß ihr Versprechen mir unendlich viel Freude macht.

Dein Sch.

An Christian Gottfried Schütz.

Jena, den 30. September 1794.

Gern, mein verehrter und lieber Freund, hätte ich Ihnen den Inhalt dieses Billetts mündlich eröffnet, aber das schlimme Wetter erlaubt mir nicht, auszugehen, und also will ich mich meines Anliegens schriftlich entledigen.

Beiliegendes Blatt unterrichtet Sie von einer literarischen Unternehmung, die schon seit vier Monaten im Werke und jetzt ihrer Ausführung nahe ist. Wollen Sie derselben unter den angeführten Bedingungen beitreten, so werden Sie dadurch unsere ganze Sozietät, und mich insbesondere, höchlich verpflichten. Die Gesellschaft, welche sich zu diesem Werke vereinigt hat, besteht jetzt schon aus zwanzig Schriftstellern, davon die mehresten keiner weitern Empfehlung als ihres bloßen Namens bedürfen. In Weimar sind Goethe und Herder, hier in Jena Herr v. Humboldt, Fichte und Woltmann Mitarbeiter und Mitbeurteiler. Ferner sind Engel aus Berlin, Gentz, Garve, Friedrich Jacobi, Friedrich Schulz, Matthisson, Schlegel, Professor Meyer aus Weimar, Körner aus Dresden und Herr Oberbergmeister von Humboldt, nebst noch drei anderen, die weniger bekannt sind, dazu getreten und versprechen den tätigsten Anteil. Von Kant erwarte ich noch Antwort auf meine Einladung, und je nachdem die Umstände sind, wird das Personale noch mehr erweitert. Der Buchhändler, der das Werk unternimmt, ist tätig und zuverlässig und wird dabei durch eine sehr ansehnliche Handelskompagnie gedeckt. Sie sehen, daß alle Umstände sich vereinigen, ein Werk durchzusetzen, das, wie ich hoffe, nicht zu den gewöhnlichen gehört.

Um nun zugleich auch von außen nichts zu unterlassen, was eine Schrift dieser Art in lebhaften Umlauf bringen kann, so wünschten wir, daß jedes Monatstück, sobald es erscheint, und so vorteilhaft, als mit einer strengen Gerechtigkeit bestehen kann, in der Allgemeinen Literaturzeitung angezeigt würde. Da bei einer solchen gemeinschaftlichen Unternehmung jedem einzelnen daran liegen muß, daß das Ganze seine gehörige Würdigung erhalte, so müssen alle für einen stehen, und jeder, wie ruhig er auch sonst der Aufnahme seiner Produkte zusehen mag, ist nun lebhaft interessiert, daß allen übrigen ihr Recht widerfahre.

So wichtig nun eine zeitige, gründliche und ausführliche Rezension der einzelnen Stücke für die Ausbreitung des Journals werden kann, so notwendig ist es, daß die Interessenten desselben gemeinschaftliche Sache machen, solche zu erhalten. Nun dürfte es aber, wegen Mannigfaltigkeit der Materien, die in den Horen zur Sprache kommen werden, nicht so leicht sein, immer einen Rezensenten für die Literaturzeitung zu finden, der den Erwartungen unserer Gesellschaft entspricht, besonders da mehrere Mitarbeiter an derselben, und vielleicht nicht die unwichtigern, bereits auch an den Horen arbeiten. Ich gebe Ihnen also zu bedenken, lieber Freund, ob es für uns beide nicht vorteilhaft sein dürfte, wenn Sie die einzelnen Monatstücke unseres Journals durch Mitglieder unserer Sozietät rezensieren ließen. Es verstünde sich von selbst, daß der Rezensent eines Stücks an diesem Stücke nicht mitgearbeitet haben dürfte, und daß überhaupt eine anständige Gerechtigkeit beobachtet würde. Auf diese Weise, deucht mir, würden unangenehme Kollisionen zwischen Ihrer Sozietät und der unsrigen am besten vermieden und der Grund zu einem wechselseitigen guten Vernehmen gelegt, bei dem unsere beiden Entreprisen in jeder Rücksicht gewinnen müßten. Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen, wie viel Gutes man in der Welt durch Vereinigung ausrichtet und wie mißlich es auch für literarische Gemeinden ist, sich gegeneinander im Naturstande

zu befinden, der, wie Sie wissen, ein bellum omnium contra omnes ist.

Denken Sie meinem Vorschlage nach und lassen mich bald Ihre Entschließung wissen. Zugleich frage ich bei Ihnen an, ob Sie es wohl zufrieden sind, daß ich einen Gartenkalender rezensiere, der kürzlich in Schwaben erschienen ist, und der mir Gelegenheit gibt, mein Glaubensbekenntnis über die deutschen Parks und dergl. abzulegen.

Die Horen begrüßen Sie und geben Ihnen zu überlegen, daß man in der Welt nichts Besseres tun kann, als sich, soweit es angeht, gute Stunden zu machen. Ganz der Ihrige usw.

An Christian Garve.

Jena, den 1. Oktober 1794.

Die freundschaftlichen Gesinnungen, die in Ihrem Briefe atmen, und die wahre Sprache des Herzens, die in demselben nicht zu verkennen ist, haben mich höchlich erfreut, und von ganzen Herzen stimme ich in den Ton ein, den Sie für unser künftiges Verhältnis darin festgesetzt haben. Ja, mein vortrefflicher Freund, lassen Sie uns einander von nun an nicht aus den Augen verlieren, und betrachten Sie mich als einen alten Gefährten auf dem Wege zur Wahrheit, auf dem man nicht genug Gesellschaft finden kann und doch oft so vergeblich sucht.

Ich möchte gleich jetzt von diesem vertraulichen Verhältnis, das Sie mir erlauben, Gebrauch machen und fragen, mit welcher Materie Sie sich jetzt beschäftigen? Das Gebiet, worin Sie wirken und am liebsten verweilen, ich meine die durch philosophischen Geist beleuchteten moralischen Welterscheinungen, sind so mannigfaltig und unerschöpflich, daß sie sich unter den Händen des Forschers eher vervielfältigen als vermindern. Ich habe in Ihren Versuchen über verschiedene Gegenstände aus der Moral usw. aufs neue Gelegenheit gehabt, das schöne philosophische Licht zu

bewundern, das Sie selbst über solche Gegenstände zu verbreiten wußten, die der Willkür allein ihren Ursprung und ihre Form zu verdanken schienen. Ihre Betrachtungen über die Stelle von Rochefoucauld sind gewiß das Gedachteste, was je über diesen Gegenstand mag gesagt oder geschrieben worden sein. Ich erwähne hier deswegen dieses Aufsatzes insbesondere, weil er einer Arbeit, mit der ich mich seit einiger Zeit beschäftige, ziemlich nahe liegt und mich gewissermaßen zu Ihrem Nachbar in diesem Fache macht. Ich habe nämlich den Versuch gemacht, in einem Aufsatze über den ästhetischen Umgang den Grundsatz der Schönheit auf die Gesellschaft anzuwenden und den Umgang als ein Objekt der schönen Kunst zu betrachten. Da ich auf diesem Wege natürlicherweise darauf geführt werde, den sogenannten guten Ton, wie ihn Zeiten und Verhältnisse eingeführt haben, nach objektiven Prinzipien des Geschmacks zu beurteilen, so komme ich Ihnen sehr nahe, obgleich unsre beiden Felder nicht ineinander laufen. Aber es freute mich unendlich, zu sehen, daß meine Ideen über diese zarten und delikaten Phänomene den Ihrigen begegnen, und daß wir in den Hauptpunkten sicher einverstanden sind.

Es ist noch eine Materie, die ich von Ihnen vorzugsweise beleuchtet wünschte, das Verhältnis des Schriftstellers zu dem Publikum und des Publikums zu dem Schriftsteller. In unsern Zeiten, wo ein so großer Teil der Menschen seine eigentliche Erziehung durch Lektüre bekommt, und wo ein anderer, nicht unbeträchtlicher Teil sich diese Erziehung durch Schriften zum Geschäft seines Lebens macht, scheint es mir ebenso interessant als zweckmäßig, das Innere dieses wechselseitigen Verhältnisses aufzudecken, die Folgen, die es für beide Teile hat, anthropologisch zu entwickeln und es, wo möglich, durch ein aufgestelltes Ideal von dem, was es für beide Teile sein könnte und sollte, zu reinigen und zu veredeln. Vielleicht sind Sie nicht abgeneigt, diese Materie einmal Ihrer nähern Prüfung zu unterwerfen.

Ich will Ihnen bei dieser Gelegenheit auch melden, daß unser

Journal nun gewiß zustande kommt und alle Umstände sich zu Begünstigung desselben vereiniget haben. Es sind bereits sechzehn bekannte und gute Schriftsteller demselben beigetreten und versprechen den tätigsten Anteil. Darf ich mir Hoffnung machen, daß wir etwa in einem der ersten drei Monatstücken etwas von Ihrer Feder erhalten? Sie werden dadurch unsre Gesellschaft höchlich verbinden, am meisten aber

Ihren
herzlich ergebenen und Sie innig
verehrenden Freund
F. Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 2. Oktober 1794.

Den Gartenkalender habe ich erhalten und bin schon daran, ihn zu rezensieren. Hofrat Schütz, mit dem ich darüber gesprochen, ist es zufrieden, und Sie werden sie binnen drei oder vier Wochen (denn es liegt immer ein abgedruckter Vorrat von vierzehn Tagen in der Literaturzeitung da) abgedruckt finden.

Daß Sie mit Lust, Zuversicht und Eifer die Horen angreifen wollen, freut mich und unsre ganze Sozietät sehr, und bei solchen Dispositionen kann der Sukzeß nicht fehlen. Ich habe, um uns des letzteren zu versichern, noch einen Schritt getan, der Ihnen, wie ich hoffe, nicht zuwider sein wird. Da an einer schnellen, oft wiederholten und vorteilhaften Bekanntmachung des Journals in der Literaturzeitung so ungemein viel liegt und der Plan dieser Zeitung es bisher schlechterdings nicht erlauben wollte, daß Journale ordentlich und von Monat zu Monat in dieser Zeitung rezensiert wurden, so habe ich dem Hofrat Schütz proponiert, mit uns eine Ausnahme zu machen und jedes Monatstück in der nämlichen Woche, worin es erscheint, mit einiger Ausführlichkeit rezensieren zu lassen. Nach langem Hin- und Herüberlegen hat er

sich endlich unter der Bedingung dazu verstanden, daß der Verleger der Horen die Kosten des Papiers und Drucks an jeder Rezension trüge. Dies ist ihm aus zweierlei Ursachen nicht zu verdenken; denn ernstlich hätte er jährlich nur eine Rezension davon zu machen nötig, und die eilf übrigen sind für seinen Zweck etwas Überflüssiges. Er macht also den Aufwand für diese eilf Rezensionen zu unserm und nicht zu seinem Vorteil, welches man nicht umsonst verlangen kann: alsdann würden zweitens alle Verleger von Journalen eine gleiche Begünstigung fodern und über Parteilichkeit schreien; dieses fällt aber weg, wenn er ihnen antworten kann, daß der Verleger der Horen die Kosten für Druck und Papier trage. Weil Sie durch eine zeitige und vorteilhafte Rezension jedes Monatstücks den Zweck der Bekanntmachung des Journals vollkommen erreichen, so erspart Ihnen dieses alle übrigen Anzeigen in andern gelehrten Zeitungen, welche immer mit Kosten verknüpft sind, und es ist dann weiter nichts nötig, als noch in der Hamburger und Frankfurter Zeitung von jedem Stück eine Anzeige zu machen. Nach dem, was mir Hofrat Schütz sagt, könnten die Druck- und Papierkosten von zwölf Rezensionen, von der Größe, wie sie etwa ausfallen müssen, 100 Taler betragen. Wollen Sie diese Summe daran wenden, so ist die Sache getan, und die Horen genießen eine Begünstigung, die noch keinem Journal widerfahren ist. Übrigens ist die Spekulation höchstens in den ersten zwei Jahren nötig, denn in der Folge wird der Kredit der Horen dieser Hilfe entbehren können.

Daß Sie die einzelnen Stücke nicht über sieben Bogen wollen steigen lassen, sind wir ganz wohl zufrieden; doch, um an Inhalt nicht zu verlieren und dem Publikum für seine 5 Taler 8 Ggr. eine nicht zu kleine Masse zu geben, müßte der Druck etwas enger werden und die Seiten nicht unter vierunddreißig Zeilen enthalten. Ohne diese Veranstaltung hätten wir bei sieben Bogen nicht Raum genug, die gehörige Mannigfaltigkeit der Materien in die einzelnen Stücke zu bringen.

Wir alle sind sehr dafür, daß das Journal zwar mit dem 1. Januar anfange, aber die vier ersten Stücke erst in der Ostermesse zugleich ausgegeben werden. Das Publikum erhält dann auf einmal achtundzwanzig Bogen, worin man eine große Mannigfaltigkeit sowohl von Verfassern als von Fächern anbringen kann. Es wird ungleich mehr überrascht, und das Journal kann zugleich durch die Ostermesse in allgemeinern und schnellern Umlauf kommen. Die Anzeige an das Publikum dürfte der wirklichen Erscheinung des Journals höchstens vier Wochen vorhergehen, weil sonst die Aufmerksamkeit nachläßt, wenn zwischen der Ankündigung und der wirklichen Erscheinung ein zu großer Zwischenraum verstreicht. Übrigens werde ich in dem letzten Stück der Thalia das Publikum auf das neue Journal verweisen und vorbereiten.

Herr Zahn ist in unsre Sozietät aufgenommen, wie Sie aus der Beilage sehen. Ich habe die Mitglieder des Ausschusses Goethe, Fichte, Woltmann und Herrn v. Humboldt darüber stimmen lassen und von jedem eine schriftliche Einwilligung erhalten, die ich ad Acta gelegt habe. Weil wir ihn aber nicht als Schriftsteller kennen und eigentlich nur durch Sie mit ihm im Zusammenhange sind, so können wir ihm bloß eine konsultative Stimme und zwar nur unter der Bedingung akkordieren, als Sie der Verleger der Horen sind, welches aber, wie ich hoffe, immer der Fall sein wird. Indessen muß ich hier bemerken, daß wegen der großen Entfernung eigentliche Konferenzen zwischen Herrn Zahn und unsrer Gesellschaft nicht wohl möglich sind, und daß es sich also von selbst versteht, daß er sich begnügt, wenn wir ihm das Manuskript zu einem ganzen Stücke jedesmal zur Ansicht übersenden.

Ich komme eben von Weimar, wo ich vierzehn Tage bei Goethe gewohnt und mit ihm langes und breites über unsre Horen ausgemacht habe. Er ist einer der eifrigsten von uns und wird zu jedem Stücke des Journals einen Beitrag geben. Zugleich unterhält er deswegen einen Briefwechsel mit einem Freunde in Rom, um immer das Neueste aus dem artistischen Fache in Italien zu

erfahren. Goethe und ich werden eine Korrespondenz über die schöne Kunst miteinander führen, die gleichfalls bestimmt ist, einmal für die Horen gebraucht zu werden. Mein Schauspiel, hoffe ich, soll auch vor Ostern fertig sein und ein ganzes Monatstück der Horen einnehmen. Auch Goethe hofft uns im nächsten Jahre gleich etwas Dramatisches geben zu können. Auch Hofrat Schütz ist Mitarbeiter an den Horen und wird uns über Beredsamkeit und Poesie der Alten Beiträge liefern. Für das Fach der bildenden Kunst, der Musik, der Baukunst, der Schauspielkunst haben wir auch schon eigene Mitglieder, so daß kein Zweig der Ästhetik wird zurückgelassen werden.

Wir sind der Meinung, daß deutsche Schrift der lateinischen vorzuziehen sei, und ich schlage Ihnen vor, etwa Burkes Schrift über die französische Revolution von Gentz übersetzt zum typographischen Muster zu nehmen. Das Format dürfte wohl nicht kleiner sein.

Einen ordentlichen Kontrakt will ich aufsetzen, sobald alle diese Kleinigkeiten berichtiget sind. Haben Sie sonst noch etwas zu erinnern, so kommunizieren Sie mirs vorher. Ich habe überlegt, daß in den ersten Jahren, wo das Ansehen des Journals erst festgesetzt werden muß, die mehresten Aufsätze von solchen Verfassern sein werden, die das stärkste Honorarium erhalten. Außer mir und den vier Mitgliedern des Ausschusses, die ich oben genannt habe, erhalten Herder und noch zwei andere — 6 Friedrichsdor pro Bogen; vier andere erhalten 5 und die übrigen 4 Friedrichsdor. Sie müssen sich also darauf gefaßt machen, daß von den fünfundachtzig Bogen des ersten Jahrs (inklusive der Anzeige) vielleicht siebzig bis fünfundsiebzig mit 6 Friedrichsdor bezahlt werden. Übrigens bleibt es bei der alten Einrichtung, daß Sie uns erst nach Absetzung des zweiten Tausends an dem überschüssigen Gewinn Anteil nehmen lassen.*)

---

* Die 200 Reichstaler, welche wir bei Ihrem Hiersein für die Mitglieder des Ausschusses ausgemacht haben, fallen weg, und Sie bezahlen bloß 100 Dukaten für die Redaktion.

Zum Umschlag rate ich bloß buntes Papier, wie bei den broschierten französischen Büchern, zu nehmen, ohne ein eigenes Dessein und ohne den Titel auf den Umschlag zu setzen. Es wird dadurch immer einige Ersparnis gemacht, und das Journal unterscheidet sich dadurch von dem Heere der übrigen, ohne an äußerer Eleganz zu verlieren. Kupferverzierungen sind gar nicht nötig, aber das Papier müßte gut sein.

Was die Ausbreitung des Journals in den sächsischen Kreisen betrifft, so raten wir Ihnen an, sich an den Postsekretär Boxberg in Leipzig zu wenden und mit diesem einen Kontrakt zu machen. Er ist, wie man mir allgemein sagt, ein vortreffliches Subjekt zu diesen Geschäften, und die Literatur-Zeitung hat ihm viel zu verdanken.

Jetzt fällt mir nichts Wichtiges mehr bei, und ich bitte Sie, über das Bisherige nachzudenken. Zugleich ersuche ich Sie, mir die hier verzeichneten Schriften nebst den rückständigen Stücken der Flora mit ehester Gelegenheit zu übermachen. Mir fehlt das Junius-Stück noch von diesem Jahr. Den Julius und August haben Sie mir gesendet. Leben Sie recht wohl und empfehlen Sie mich Ihrem Assozié bestens. Ihr ergebener

Schiller.

N. S. Ich empfange eben Ihren Brief, und, um Sie nicht aufzuhalten, schreibe ich Ihnen nur ganz eilfertig, daß ich an der politischen Zeitung unmöglich Anteil nehmen kann und auf keine Weise dabei genannt werden darf. Meine Gründe sind zu weitläufig, um sie hieher zu setzen, und Sie können versichert sein, daß sie sehr wichtig sind, weil ich gern alles tun würde, um Ihnen etwas Angenehmes zu erweisen.

Die Rezension Ihres Kalenders ist schon fertig und kommt morgen in die Literatur-Zeitungs-Expedition. Ich hoffe, daß Sie und Rapp recht sehr damit zufrieden sein sollen.

(Auf einem besondern Blatt.)

Bei Schmieder in Karlsruhe.

		fl.	kr.
1.	Engels Philosoph für die Welt. .		30 kr.
2.	Geschichte Carl Ferdiners	3 fl.	
3.	Iselins Geschichte der Menschheit	1 fl.	12 kr.
4.	Archenholz kleine historische Schriften		36 kr.
5.	Schillers Don Carlos		40 kr.
6.	Posselts Geschichte Gustavs III. .	1 fl.	
7.	Hermes für Töchter edler Herkunft	1 fl.	12 kr.
8.	Veit Webers Sagen der Vorzeit .	3 fl.	15 kr.
9.	Antons Walls Bagatellen . . .		48 kr.
10.	Dessen Erzählungen		36 kr.
	Summa	12 fl.	49 kr.

Bei Grözinger in Reutlingen.

		fl.	kr.
1.	Archenholz, Siebenjähriger Krieg	1 fl.	
2.	Meißners Skizzen.	2 fl.	24 kr.
3.	Blumauers Äneis	1 fl.	30 kr.
4.	Meißners Dialogen	1 fl.	12 kr.
5.	Posselts Krieg der Franken im Original		45 kr.
	Summa	6 fl.	51 kr.

An Gottlieb Hufeland.

Vom Hause, den 2. Oktober 1794.

Die Beilage, lieber Freund, unterrichtet Sie von einem weitläufigen Unternehmen, an welchem ich Sie Anteil zu nehmen bitte. Ich weiß zwar, daß Ihre gehäuften Geschäfte Ihnen verbieten, so viel für diese gemeinschaftliche Schrift zu tun, als wir wünschen, besonders da Ihre vorzügliche Aufmerksamkeit auf das eigentlich Wissenschaftliche gerichtet ist, welches eine solche Monatsschrift, ihrer Natur nach, ausschließt. Indessen hoffe ich doch, daß sich irgend einmal entweder zu einem philosophischen oder historischen

Beitrage Zeit und Lust bei Ihnen finden soll, als welches ich Ihnen im Namen unserer ganzen Sozietät und insbesondere noch für mich selbst nahelege. Bereits beigetreten sind Goethe, Herder, Geheimer Rat Jacobi, Engel aus Berlin, Garve, Gentz, Matthisson, Schlegel, Fichte, Woltmann, beide Herren v. Humboldt, Körner, Fr. Schulz, Professor Meyer aus Weimar. Auch Schütz hat seinen Anteil uns zugesagt. Das übrige, wenn wir uns sehen, mündlich.

Meine Frau empfiehlt sich, so wie mich Ihrer vortrefflichen Frau Gemahlin.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Johann Heinrich Dannecker.

Jena, den 5. Oktober 1794.

Die Büste ist glücklich und ohne den geringsten Fehler angelangt, und ich kann dir nicht genug für die Freude danken, lieber Freund, die du mir damit gemacht hast. Ganze Stunden könnte ich davor stehen und würde immer neue Schönheiten an dieser Arbeit entdecken. Wer sie noch gesehen, der bekennt, daß ihm noch nichts so Ausgeführtes, so Vollendetes von Skulptur vorgekommen ist. Ich selbst habe einige Abgüsse von Antiken in meinem Zimmer stehen, die ich seitdem nicht mehr ansehen mag. Nun bin ich äußerst begierig, einige Künstler von Profession darüber zu hören und werde dir treulich alles, was sie anmerken, berichten.

Wenn meine Bitte nicht unbescheiden ist, so wollte ich dich ersuchen, noch einen Abdruck derselben für einen sehr intimen Freund von mir, Herrn Appellationsrat Körner in Dresden, an den du die Büste direkt schicken kannst. Daß ich dir aber alle Auslagen, die du dabei hast, erstatte, muß ich notwendig zur Bedingung machen, da ich dir doch die Kunst nicht bezahlen kann.

Gewiß ist diese Arbeit es wert, daß du sie in Marmor ausführst, und ein Käufer wird sich gewiß dazu finden, wenn es nötig ist. Wenn meine Gesundheit mich nicht hindert, eine Arbeit auszuführen, mit der ich jetzt umgehe, so gönne ich die Marmorbüste niemanden anders als mir selbst.

Ich umarme dich tausendmal, lieber Freund, und versichre dir, daß kein Tag von nun an vergehen wird, wo ich mich deiner Liebe und deiner Kunst nicht mit herzlicher Freude und Bewunderung erinnern werde.

Deiner lieben kleinen Frau wie auch Rapps sage recht viel Schönes und Freundschaftliches von mir. Rapps Aufsätze im Gartenkalender haben mir viel Vergnügen gemacht; in einem öffentlichen Blatte wird er meine Meinung darüber finden. Lebe recht wohl und behalte in gutem Andenken

deinen dir ewig ergebenen Freund

Schiller.

N. S. Meine Frau wird selbst schreiben.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 8. Oktober 1794.

Entschuldigen Sie das lange Ausbleiben dieses Briefes, der unsre Korrespondenz eröffnen soll. Einige dringende Geschäfte für die Literatur-Zeitung und die Thalia, die vorher abgetan sein mußten, haben ihn gegen meinen Wunsch und Willen verzögert.

Es wird nun auf Sie ankommen, ob der Pfad, den ich hier einschlage, ferner verfolgt werden soll. Mir schien es nötig, da wir uns in der Folge so oft darauf geführt sehen könnten, unsre Begriffe über das Wesen des Schönen vor der Hand ins klare zu setzen.

Mit Hofrat Schütz habe ich unsere Angelegenheit ziemlich in Ordnung gebracht. Der Hauptanstoß und eigentlich der einzige,

ist die große Kostenvermehrung für die Herren Redakteurs, wenn sie von dem nämlichen Buche jährlich zwölf Rezensionen liefern sollen, da sie nur zu einer einzigen eigentlich verpflichtet sind. Es wird aber wahrscheinlich arrangiert werden können, daß der Verleger der Horen die Hälfte der Unkosten ihnen abnimmt. Durch diese Auskunst hoffen sie auch den übrigen Herausgebern von Journalen, die sonst eine gleiche Begünstigung fodern könnten, den Mund zu stopfen.

Nach Ihrem Roman, den Sie mir kommunizieren wollten, verlangt mich sehr. Schütz hat mir angetragen, diesen Teil zu rezensieren, und ich bin sehr geneigt, ihm zu willfahren; besonders da ich ihn ungern in andre Hände kommen sehe.

Humboldts und meine Frau begrüßen Sie freundschaftlich, und ich bin Ihnen nahe mit allem, was in mir lebt und denkt.

Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, den 9. Oktober 1794.

Meine Büste ist glücklich von Stuttgart angelangt und ein rechtes Meisterstück geworden. Wer sie sieht, erstaunt über die Wahrheit und große Kunst der Ausführung. Dannecker will sie in Marmor ausarbeiten und hat schon karrarischen Marmor aus Italien bestellt. Dies macht ihn etwas diffizile in Ansehung der Abgüsse, doch hoffe ich, daß er mir noch einen liefern soll. Ich habe ihm schon darum geschrieben und daß er ihn gerade an dich abschicken möchte.

Mir machen jetzt meine Briefe nach Dänemark erstaunlich viel Arbeit, die nicht einmal die einzige ist. Ich habe deswegen noch nicht dazu kommen können, dir recht ausführlich zu schreiben, und bitte, noch eine Zeitlang Geduld zu haben. Einstweilen sende ich dir einen Aufsatz von Goethe, der aber bloß flüchtig hingeworfen und bloß zum Privatgebrauch bestimmt ist. Was er sonst von Sachen schickt und schreibt, sollst du kommuniziert erhalten.

Wir haben eine Korrespondenz miteinander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen; da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Korrespondenz wirklich interessant werden.

Seinen Roman will er mir bandweise mitteilen; und dann soll ich ihm allemal schreiben, was in dem künftigen stehen müsse und wie es sich verwickeln und entwickeln werde. Er will dann von dieser antizipierenden Kritik Gebrauch machen, ehe er den neuen Band in den Druck gibt. Unsere Unterredungen über die Komposition haben ihn auf diese Idee geführt, die, wenn sie gut und mit Sorgfalt ausgeführt werden sollte, die Gesetze der poetischen Komposition sehr gut ins Licht setzen könnte.

Seine Untersuchungen über Naturgeschichte, von denen ich dir einmal mehr sagen will, haben mich so sehr als sein poetischer Charakter interessiert, und ich bin überzeugt, daß er sich auch hier auf einem vortrefflichen Wege befindet. Auch was er gegen die Newtonische Farbentheorie einwendet, scheint mir sehr befriedigend zu sein.

Von Fichten sind in dieser Messe fünf seiner öffentlichen Vorlesungen abgedruckt erschienen, die ich dir sehr zum Lesen empfohlen haben will.

Was macht die Schriftstellerei und die Musik? In vierzehn Tagen wird schon zu dem ersten Horenstück gesammelt. Mache, daß ich dich in dem zweiten auftreten lassen kann.

Lebe wohl. Minna und Dorchen grüße herzlich von mir und meiner Frau, die einen Brief an D. beilegen wollte, aber nun verhindert wird.

Dein

Sch.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 17. Oktober 1794.

Wenn ich meiner Gesundheit trauen darf, welche durch das schlechte Wetter wieder beunruhigt worden ist, so komme ich morgen nach Mittag mit meiner Frau nach Weimar; doch bitte ich Sie, mich nicht eigentlich zu erwarten, weil jetzt noch wenig Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden ist.

Ich gebe jetzt meinen Briefen an den Prinzen v. Augustenburg die letzte Hand, weil ich den Anfang derselben für das erste Stück der Horen bestimmt habe. Künftigen Dienstag hoffe ich, sie Ihnen zusenden zu können. Mein erstes wird alsdann sein, die neulich berührte Materie fortzusetzen, die ich an einer gefährlichen Stelle fallen ließ. Den Elegien und der Epistel sehen wir mit großem Verlangen entgegen.

Alles empfiehlt sich Ihnen hier aufs beste.

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 20. Oktober 1794.

Hier mache ich also den Anfang, den Tanz der Horen zu beginnen, und sende Ihnen, was von meinen Briefen an den Prinzen für das erste Stück bestimmt ist. Ohne Zweifel wird es durch Ihre und meine Beiträge bis auf wenige Blätter voll werden. Vielleicht könnten wir einen kleinen Beitrag von Herdern gleich für das erste Stück erhalten, welches mir gar angenehm wäre. Übrigens ist, wenngleich keine Mannigfaltigkeit der Autoren, doch Mannigfaltigkeit der Materien genug in dem ersten Stücke, wie Sie finden werden.

Mein Debüt in den Horen ist zum wenigsten keine Captatio benevolentiae bei dem Publikum. Ich konnte es aber nicht schonender behandeln, und ich bin gewiß, daß Sie in diesem Stück

meiner Meinung sind. Ich wünschte, Sie wären es auch in den übrigen, denn ich muß gestehen, daß meine wahre ernstliche Meinung in diesen Briefen spricht. Ich habe über den politischen Jammer noch nie eine Feder angesetzt, und was ich in diesen Briefen davon sagte, geschah bloß, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen; aber ich glaube, daß das Bekenntnis, das ich darin ablege, nicht ganz überflüssig ist. So verschieden die Werkzeuge auch sind, mit denen Sie und ich die Welt anfassen, und so verschieden die offensive und defensive Waffen, die wir führen, so glaube ich doch, daß wir auf Einen Hauptpunkt zielen. Sie werden in diesen Briefen Ihr Porträt finden, worunter ich gern Ihren Namen geschrieben hätte, wenn ich es nicht haßte, dem Gefühl denkender Leser vorzugreifen. Keiner, dessen Urteil für Sie Wert haben kann, wird es verkennen, denn ich weiß, daß ich es gut gefaßt und treffend genug gezeichnet habe.

Es würde mir lieb sein, wenn Sie Zeit fänden, das Manuskript bald zu lesen, und es dann Herdern schickten, den ich prävenieren werde; denn es soll ja, nach unsren Statuten, noch in mehrere Hände, ehe es abgeschickt werden kann, und wir wollen doch bald Anstalten zum Abdruck der Horen machen.

Wissen Sie vielleicht schon, daß Engel in Berlin seine Theaterdirektion niedergelegt hat und jetzt in Schwerin ganz außer Diensten lebt? Er hat von jährlich 1500 Reichstalern, die er als Besoldung zog, ganz und gar nichts behalten. Wie ich höre, ist ist er jetzt sehr fleißig mit seiner Feder, und mir hat er nächstens einen Aufsatz zu schicken versprochen.

Ich habe jetzt wegen des Musenalmanachs, von dem ich Ihnen neulich in Weimar schon erzählte, mit dem Juden-Buchhändler ordentlich kontrahiert, und er wird künftige Michaelismesse erscheinen. Auf Ihre Güte, die mich nicht im Stich lassen wird, zähle ich dabei sehr. Mir ist diese Entreprise, dem Geschäfte nach, eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meine ökonomischen Zwecke desto glücklicher, weil ich sie auch bei einer

schwachen Gesundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit sichern kann.

Mit großem Verlangen sehe ich allem entgegen, was Ihr letzter Brief mir verspricht.

Wir alle empfehlen uns Ihrem Andenken bestens.

Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 22. Oktober 1794.

Da wir jetzt keine Zeit verlieren wollen, das erste Stück der Horen, welches bereits beisammen ist, zum Drucke zu befördern, vorher aber die Wahl des Papiers und der Lettern getroffen werden muß, so bitte ich Sie, mir mit umlaufender Post Schrift und Papierprobe zuzusenden. Unter den Schriftproben können lateinische und deutsche sein, und auch von dem Papier bitte ich Druck- und Schreib-Papier beizulegen. Das Format müßte aber das größte Oktav sein. Legen Sie zugleich einige Proben von buntem Papier bei, das Sie zum Umschlag bestimmen. Könnten wir sehr hellgrünes oder recht blaßrotes feines Papier dazu nehmen, so würde es ein gefälliges Aussehen haben. Sonst ist auch jedes bunte Papier gut, wie man es zu Dissertationen zu nehmen pflegt.

Alsdann hätte ich noch vorzuschlagen, ob es nicht angeht, nur das einzige erste Stück hier zu drucken, damit wir es zum Muster für alle folgenden einmal für immer einrichten könnten. Es gibt so viele Kleinigkeiten bei einer solchen Sache, die sich nicht gut durch Worte ausmachen lassen. Den Transport nach Tübingen wollten wir gerne tragen, und da doch eine große Quantität Exemplarien auf die Ostermesse nach Leipzig befördert werden muß, so könnte dies von hier aus kürzer geschehen. Es versteht sich, daß die Schrift und das Papier, welches wir aus Ihren Proben auswählen, hier zu finden sein muß.

Antworten Sie mir ja auf diese Punkte, sobald Sie können.

Der Ihrige Schiller.

An Gottfried v. Herder.

Jena, den 25. Oktober 1794.

Herr Geheimerat v. Goethe hat einen für die ‚Horen' bestimmten Aufsatz von mir in den Händen, den er auf meine Bitte Euer Hochwürden mitteilen wird. Nicht nur um Ihr neulich geäußertes Verlangen zu erfüllen, etwas von den ‚Horen' zu sehen, sondern vorzüglich, um meine Arbeit Ihrer Prüfung vorzulegen und mir Ihr Urteil zunutz zu machen, gebe ich diesen Aufsatz in Ihre Hand. Nächst den Elegien von Herrn v. Goethe ist er für das erste Stück des Journals bestimmt; aber ein großes Geschenk würde es für uns sein, wenn wir hoffen könnten, auch von Ihnen einen kleinen Beitrag für dieses erste Stück zu erhalten. Wollen Sie mir bei Zurücksendung meines Manuskripts eine solche Hoffnung machen, so wird es mich in den Stand setzen, die gehörige Einteilung zu machen. Die Anstalten sind so getroffen, daß der Druck des ersten Stücks in drei Wochen angefangen wird.

Euer Hochwürden
gehorsamster Diener
F. Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 25. Oktober 1794

Ich habe auf meinen ersten philosophierenden Brief an Goethe noch nicht die Antwort, die erst in einigen Tagen versprochen ist, sonst würde ich dir meinen und seinen Brief schon heute beilegen. Ich will dir lieber die Sachen selbst schicken, als aufs neue darüber schreiben, weil ich sonst aus diesem Gedankenkreis gar nicht herauskomme. In meinen Briefen an ihn wirst du dann auch das Wichtigste von unseren neulichen Unterredungen, ästhetische Dinge betreffend, finden, weil ich mich mehrmals darauf beziehe.

Über seinen Satz, in dem Aufsatze, den ich dir schickte, daß wir Tiere schön nennen, denen neben Befriedigung des Notwendigen noch Kraft zu willkürlichen Handlungen übrig bleibe, merke ich nur dies einzige an. Obgleich durch dieses Kennzeichen der Begriff des Schönen noch gar nicht bestimmt wird, so stimmt es doch gewiß damit überein. Das Kamel und der Esel haben überflüssige Masse, aber nicht Überfluß der Kraft, vielmehr müssen wir, beim Kamel besonders, diesen Überfluß als eine Hinderung der Kraft häßlich finden. Es ist gewiß nicht unbedeutend, den Überfluß, sobald er den Zweck nicht einschränkt oder die Kraft nicht hindert, als ein Element des Schönen anzunehmen, und mir scheint, daß man aus dem innersten Wesen der Schönheit auf diese Bemerkung geführt werden muß. Die Schönheit ist ein Effekt der Einbildungskraft oder, wenn du willst, ein Objekt derselben. Wenn etwas Intellektuelles oder überhaupt Vernunftmäßiges schön werden soll, so muß es erst sinnlich und ein Gegenstand der Einbildungskraft werden. Von der Einbildungskraft aber wissen wir, daß sie allen ihren Vorstellungen sinnliche Vollständigkeit, materielle Totalität zu verschaffen sucht. Der Verstand braucht aber von einer Vorstellung der Einbildungskraft nicht alle Teile, nicht das ganze Mannigfaltige. Sie gibt ihm also mehr, als er braucht, und gerade dadurch entsteht die Schönheit. Jede ihrer Vorstellungen ist durchgängig bestimmt, und diese durchgängige Bestimmtheit ist ein Überfluß für den Verstand. — Daß dieser Überfluß aber eine conditio sine qua non der Schönheit sei, können wir daraus abnehmen, daß ein Gleichnis zum Beispiel seine Schönheit ganz verliert, wenn man es dieses Überflusses beraubt, wenn man das Individuelle allgemeiner ausdrückt und die Punkte der Ähnlichkeit mit technischer Genauigkeit andeutet.

Meine Resultate über die Schönheit gewinnen nun bald eine sehr gute Übereinstimmung. Davon bin ich nun überzeugt, daß alle Mißhelligkeiten, die zwischen uns und unsersgleichen, die doch sonst im Empfinden und in Grundsätzen so ziemlich einig sind,

darüber entstehen, bloß davon herrühren, daß wir einen empirischen Begriff von Schönheit zum Grunde legen, der doch nicht vorhanden ist. Wir mußten notwendig jede unsrer Vorstellungen davon mit der Erfahrung im Widerstreite finden, wie die Erfahrung eigentlich die Idee des Schönen gar nicht darstellt, oder vielmehr, weil das, was man gewöhnlich als schön empfindet, gar nicht das Schöne ist. Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern vielmehr ein Imperativ. Es ist gewiß objektiv, aber bloß eine notwendige Aufgabe für die sinnlich vernünftige Natur; in der wirklichen Erfahrung aber bleibt sie gewöhnlich unerfüllt, und ein Objekt mag noch so schön sein, so macht es entweder der vorgreifende Verstand augenblicklich zu einem vollkommenen oder der vorgreifende Sinn zu einem bloß angenehmen. Es ist etwas völlig Subjektives, ob wir das Schöne als schön empfinden, aber objektiv sollte es so sein.

Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausgedrückt habe; ich werde aber an einem andern Orte ausführlicher darüber sein. Schicke mir das Manuskript von Goethe wieder, ich habe keine Abschrift davon. Mein erster Beitrag zu den Horen, der Anfang meiner Briefe, ist schon an Goethe abgegeben. Ich hätte dir das Manuskript zuerst geschickt, wenn nicht dadurch ein Aufenthalt entstanden wäre. Hoffentlich aber erhalte ich sie in wenigen Tagen zurück. Ich bin sehr gut mit diesem Anfang zufrieden, und ich auguriere, daß auch du es sein wirst. Möchtest du nur auch bald etwas liefern, daß ich dich wenigstens gleich in dem zweiten Stücke, welches sogleich nachfolgt, gedruckt sehen könnte. Von der Thalia erscheinen noch zwei Stücke: eins ist schon ganz abgedruckt, und das andere ist besetzt, so daß ich Schlegels Aufsatz nicht mehr plazieren kann. Er wird aber im Merkur wohl unterkommen können. Seinen Aufsatz habe ich bei Humboldt gelesen, aber, ob ich gleich die Idee nicht wegwerfen will, so hat mich seine Erklärung und Ausführung wenigstens nicht ganz befriedigt, und ich finde noch viel Willkürliches darin.

Pindar hat mir nie behagen wollen, und mein erstes Gefühl empörte sich auch gegen diese Wegwerfung des Genies. Bei Danneckern will ich sondieren, zweifle aber, daß er sein Vaterland verlassen wird: teils wegen einer sehr zahlreichen Verwandtschaft, die ihn dort fesselt; teils weil er sich bedenken wird, den Schein der Undankbarkeit gegen das herzogliche Haus, dem er seine ganze Bildung zu danken hat, auf sich zu laden.

Lebe wohl für heute. Herzliche Grüße für alle.

Dein

Sch.

An Benjamin Erhard.

Jena, den 26. Oktober 1794.

Mit der Nachricht, daß Sie in Nürnberg zu bleiben entschlossen sind, haben Sie mir, mein lieber und teurer Freund, eine recht große Freude gemacht und eine nicht geringere durch die vielen Winke, die Sie mir von Ihrer Aktivität gegeben haben. Auf die Ausführung Ihrer Ideen bin ich äußerst begierig, und das wenige, was Sie mir davon schreiben, spannt meine Erwartung sehr.

Die Ableitung des Eigentumsrechts ist jetzt ein Punkt, der sehr viele denkende Köpfe beschäftigt, und von Kanten selbst, höre ich, sollen wir in seiner Metaphysik der Sitten etwas darüber zu erwarten haben. Zugleich höre ich aber, daß er mit seinen Ideen darüber nicht mehr recht zufrieden sei und deswegen die Herausgabe vor der Hand unterlassen habe.

Gegen Ihre Postulation der Gottheit bei Ableitung des Rechts der ersten Possession habe ich dieses einzuwenden, daß Sie einen Zirkel begehen und die Gottheit bloß darum herbeirufen müssen, weil Sie sie schon vorausgesetzt haben. Sie sagen: was berechtigt mich, eine rem nullius zu der meinigen zu machen? Ich frage, was hindert Sie daran? Wie können Sie überhaupt hier nach

einem Rechte fragen, wenn Sie nicht schon vorausgesetzt haben, daß Gott der Eigentümer und gleichsam der Lehensherr des Bodens ist, den Sie sich zueignen wollen? Recht ist ein Begriff, der nur auf das Verhältnis eines moralischen Wesens zum andern anwendbar ist, und um also bei einer res nullius an ein Recht zu denken, müssen Sie schon eine Gottheit gesetzt haben.

Fichte scheint hier in Jena bald einen harten Stand zu bekommen. Er hat einen alten guten Freund von Leipzig her, Weißhuhn, hieher nach Jena zu ziehen veranlaßt, der ein sehr philosophischer Kopf sein soll. Dieser Weißhuhn ist aber sehr hart hinter dem Fichtischen System her, erklärt es rund heraus für einen subjektiven Spinozismus und wird dagegen schreiben. Ich selbst habe ihn noch nicht kennen lernen, aber alle Urteile stimmen überein, daß er einen entschiedenen Beruf zum Philosophieren habe.

Ich bin gegenwärtig noch sehr mit der Analytik des Schönen und einer Art von Elementarphilosophie für die schönen Künste beschäftigt, welche den Hauptgegenstand meiner Beiträge zu den Horen ausmachen wird. Zugleich hat sich zwischen mir und Goethe eine wissenschaftliche Korrespondenz darüber angefangen, welche die Sache ziemlich in Bewegung bringt und wovon wir auch einmal in den Horen Gebrauch machen werden.

Im ersten Stücke dieses Journals werden Sie einen Aufsatz von mir über die ästhetische Erziehung des Menschen finden, wo neben verschiedenen kleinen Ausfällen auf die Herren Politiker (auf der Philosophenbank) auch einiges ist, was ich meinem Freund Erhard ans Herz lege.

Auf Ihre Ideen über Plato freue ich mich. Können Sie sie auf eine schickliche Art in mehrere kleine Aufsätze teilen, so ist es mir lieber, als wenn sie einen einzigen unter dem nämlichen Titel ausmachen. Ihren Freund Grundherr bin ich sehr neugierig näher kennen zu lernen.

Meine Schwägerin ist nicht mehr hier, sondern in Stuttgart,

und zwar verheiratet mit dem wirttembergischen Legationsrat v. Wolzogen. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Ihrer Frau bestens.

Ihr

Sch.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 28. Oktober 1794.

Daß Sie mit meinen Ideen einstimmig und mit der Ausführung derselben zufrieden sind, erfreut mich nicht wenig und dient mir auf dem Wege, den ich betreten habe, zu einer sehr nötigen Ermunterung. Zwar sollten Dinge, die sich im Felde der bloßen Vernunft ausmachen lassen, oder sich doch dafür ausgeben, fest genug auf innern und objektiven Gründen ruhen und das Kriterium der Wahrheit in sich selber tragen; aber eine solche Philosophie gibt es noch nicht, und die meinige ist noch weit davon entfernt. Endlich beruht doch die Hauptsache auf dem Zeugnisse der Empfindung und bedarf also einer subjektiven Sanktion, die nur die Beistimmung unbefangener Gemüter ihr verschaffen kann. Meyers Stimme ist mir hier bedeutend und schätzbar und tröstet mich über den Widerspruch Herders, der mir meinen Kantischen Glauben, wie es scheint, nicht verzeihen kann. Ich erwarte auch von den Gegnern der neuen Philosophie die Duldung nicht, die man einem jeden andern System, von dem man sich nicht besser überzeugt hätte, sonst widerfahren lassen möchte; denn die Kantische Philosophie übt in den Hauptpunkten selbst keine Duldung aus und trägt einen viel zu rigoristischen Charakter, als daß eine Akkomodation mit ihr möglich wäre. Aber dies macht ihr in meinen Augen Ehre, denn es beweist, wie wenig sie die Willkür vertragen kann. Eine solche Philosophie will daher auch nicht mit bloßem Kopfschütteln abgefertigt sein. Im offenen, hellen und zugänglichen Feld der Untersuchung erbaut sie ihr System, sucht nie den

Schatten und reserviert dem Privatgefühl nichts, aber so, wie sie ihre Nachbarn behandelt, will sie wieder behandelt sein, und es ist ihr zu verzeihen, wenn sie nichts als Beweisgründe achtet. Es erschreckt mich gar nicht, zu denken, daß das Gesetz der Veränderung, vor welchem kein menschliches und kein göttliches Werk Gnade findet, auch die Form dieser Philosophie, so wie jede andere, zerstören wird; aber die Fundamente derselben werden dies Schicksal nicht zu fürchten haben, denn so alt das Menschengeschlecht ist und solange es eine Vernunft gibt, hat man sie stillschweigend anerkannt, und im ganzen darnach gehandelt.

Mit der Philosophie unsers Freundes Fichte dürfte es nicht diese Bewandtnis haben. Schon regen sich starke Gegner in seiner eignen Gemeinde, die es nächstens laut sagen werden, daß alles auf einen subjektiven Spinozismus hinausläuft. Er hat einen seiner alten akademischen Freunde, einen gewissen Weißhuhn, veranlaßt, hieher zu ziehen, wahrscheinlich in der Meinung, sein eigenes Reich durch ihn auszubreiten. Dieser aber, nach allem, was ich von ihm höre, ein trefflicher philosophischer Kopf, glaubt schon ein Loch in sein System gemacht zu haben und wird gegen ihn schreiben. Nach den mündlichen Äußerungen Fichtes, denn in seinem Buch war noch nicht davon die Rede, ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffend, und alle Realität ist nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt!! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich deklariert, wie wir neulich erwarteten.

Für die Elegien danken wir Ihnen alle sehr. Es herrscht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein echter körnigter Dichtergeist, der einem herrlich wohltut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es ist eine wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius. Einige kleine Züge habe ich ungern darin vermißt, doch begreife ich, daß sie aufgeopfert werden mußten. Über einige Stellen bin ich im Zweifel, den ich bei der Zurücksendung bemerken will.

Da Sie mich auffordern, Ihnen zu sagen, was ich für die ersten Stücke noch von Ihrer Hand wünsche, so erinnere ich Sie an Ihre Idee, die Geschichte des ehrlichen Prokurators aus dem Boccaz zu bearbeiten. Wie ich schon an sich selbst der Darstellung vor der Untersuchung den Vorzug gebe, so bin ich hier um so mehr der Meinung, weil in den drei ersten Stücken der Horen schon etwas zu viel philosophiert werden dürfte und an poetischen Aufsätzen Mangel ist. Wäre dieser Umstand nicht, so würde ich Sie an den Aufsatz über Landschaftmalerei erinnern. Nach den jetzigen Arrangements würde zu Anfang des Januars das dritte Stück der Horen abgeschickt werden müssen. Rechne ich nun, daß in dem ersten Stück Ihre Elegien und die erste Epistel, in dem zweiten die zweite Epistel und was Sie etwa diese Woche noch schicken und in dem dritten wieder eine Epistel und die Geschichte aus dem Boccaz von Ihnen erscheint, so ist jedem dieser drei Stücke sein Wert schon gewiß.

Ihr gütiges Anerbieten, die Epigramme betreffend, ist das vorteilhafteste für den Almanach. Auf welche Art man es anzufangen hat, um sie nicht zu trennen, darüber wird sich noch sprechen lassen. Vielleicht ginge es doch an, mehrere Lieferungen daraus zu machen, davon jede doch unabhängig von der andern bestehen könnte.

Daß Professor Meyer wieder in Weimar ist, erfreut mich zu hören, und ich bitte Sie, uns recht bald miteinander in Bekanntschaft zu bringen. Vielleicht entschließt er sich zu einer kleinen Exkursion hieher, und damit diese auch für den Künstler nicht ganz zwecklos sei, so habe ich ihm eine Büste von einem deutschen Bildhauer aufzuweisen, die, wie ich sagen zu können glaube, das Auge des echten Kunstrichters nicht zu fürchten hat. Vielleicht entschließt sich Herr Meyer, gleich diesen Winter etwas für die Horen aufzusetzen.

An die Malteser gehe ich gewiß, sobald ich meine Briefe, von denen Sie nur den dritten Teil gelesen, und noch einen kleinen

Versuch über das Naive vollendet haben werde; dies dürfte aber den Rest dieses Jahres noch hinwegnehmen. Für den Geburtstag der Herzogin kann ich also dieses Stück nicht versprechen, aber mit Ende des Winters denke ich wohl damit fertig zu sein. Ich spreche hier wie ein gesunder und rüstiger Mensch, der über seine Zeit zu gebieten hat; aber bei der Ausführung wird mich das Nichtich schon erinnern.

Erhalten Sie uns Ihr gütiges Andenken. Sie leben in dem unsrigen.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 29. Oktober 1794.

Hier einstweilen der erste Transport meiner Briefe, die du mir aber ehestens wieder zurückschicken wirst. Sie werden mit Goethes Elegien und einer Epistel von ihm das erste Stück der Horen ausfüllen. In dem zweiten hoffe ich deine Gesellschaft zu haben. Laß mich doch wissen, ob es der Aufsatz über Musik oder über Schriftstellerei ist, was dich jetzt beschäftigt. Ich eile, um dieses Paket fortzuschaffen. Grüße alles schönstens von uns.

Dein

Sch.

An Ferdinand Huber.

Jena, den 1. November 1794.

Deinen Auftrag habe ich besorgt und ohne Mühe erhalten, daß die Anzeige abgedruckt wird. Aus den Erkundigungen, die ich sonst eingezogen, muß ich schließen, daß sich die Herren von der Literaturzeitung gar nicht von dir beleidigt wissen und den dritten Band der Ansichten nicht einmal kennen, der auch mir weder hier noch in Weimar vorgekommen ist. Wäre ihnen aber

auch dein Angriff auf sie bekannt und stündet ihr noch so übel miteinander, so würde dieser Umstand für dein Hieherkommen und Hiersein von gar keiner Bedeutung sein; denn die Sozietät der Literaturzeitung bedeutet hier nicht mehr als jede andre Privatgesellschaft an irgend einem Ort bedeuten kann, und man kann hier sehr in Frieden leben, ohne dieser Sozietät zu gefallen. Übrigens wird es nicht schwerer sein, sie wieder zu versöhnen, als sie zu beleidigen.

Ob du sonst deine Rechnung in Jena finden dürftest, ist eine andere Frage. Seit etlichen Jahren hat es sich hier in manchen Stücken sehr verändert. Da die Universität im Zug ist, so hält es für einen Fremden, der eine Haushaltung hat, schwer, unterzukommen. Die Wohnungen sind in hohem Preis und zuweilen um Geld kaum zu haben. Noch kürzlich hat Herr v. Humboldt, den du auch kennst und der jetzt hier etabliert ist, Mühe gehabt, ein Quartier zu finden. Alsdann ist die gesellschaftliche Existenz für denjenigen, der außer Verhältnis mit der Akademie ist, nicht die anziehendste, und du müßtest dich zum wenigsten der spekulativen Philosophie widmen, um dir in Jena zu gefallen. In politischer Rücksicht hättest du übrigens (bei der nötigen Behutsamkeit versteht sich) gar nichts zu besorgen.

Mir ist eingefallen, ob nicht vielleicht Erfurt der Ort wäre, der deinen Absichten zusagte. Auf jeden Fall würdest du dort an dem Koadjutor einen guten Freund, einen angenehmen Gesellschafter und vielleicht in der Folge noch mehr finden. Durch fortgesetzten persönlichen Umgang müßte es dir nicht schwer werden, ihn lebhaft für dich zu interessieren; dabei ist er einer von den wenigen Großen, deren Umgang man, auch ohne einen Zweck mit ihnen zu haben, mit Vergnügen kultivieren kann. Du würdest für die Zukunft sorgen, ohne nötig zu haben, in der Gegenwart dafür ein Opfer zu bringen. Übrigens ist in den übrigen Dingen, die zum Leben gehören, zwischen hier und Erfurt wenig Unterschied.

Ich danke dir für dein Andenken an mich und an die Meinigen. Mit meiner Gesundheit ist es noch das alte; sie macht mich unbrauchbar für die akademische Bestimmung und für die größere Gesellschaft, aber bis jetzt hat sie mich an meiner übrigen Tätigkeit wenig gehindert und mir überhaupt noch nicht viel von dem geraubt, worauf ich einen Wert lege. Meine Frau und der Kleine sind recht wohlauf.

Lebe wohl, und gib mir von deinem künftigen Aufenthalt Nachricht. Dein treuer Freund Schiller. Meine Frau empfiehlt sich deinem Andenken.

An Wilhelm Archenholz.

Jena, den 7. November 1794.

Beikommendes Anzeigeblatt wird die Freiheit entschuldigen, die ich mir nehme, einen alten Bekannten in Ihre Erinnerung zu bringen. Ich freue mich dieser Veranlassung, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern und Ihnen zugleich die große Hochschätzung zu erkennen zu geben, die mir die meisterhafte biographische Darstellung Sixtus V., die ich vor nicht langer Zeit erst zu lesen bekam, gegen den Verfasser derselben eingeflößt hat. Beiträge von solchem Inhalt und in so geschmackvoller Form würden eine Zierde der Horen sein und nicht wenig dazu beitragen, die gute Aufnahme dieses Journals bei demjenigen Publikum dazu entscheiden, dessen Beifall allein für einen Schriftsteller Wert haben kann.

Unsere Sozietät zählt jetzt schon dreiundzwanzig Mitarbeiter, unter denen sehr geachtete Namen sind.

Goethe, Herder, Garve, Engel, Friedrich Jacobi, Friedrich Schulz, Fichte, Gentz und andere werden einen sehr tätigen Anteil daran nehmen. In einer solchen Gesellschaft, hoffe ich, werden

Sie nicht ungern erscheinen, und ich schmeichle mir, daß Sie mir erlauben werden, auch Ihren Namen dazu zu schreiben.

Hochachtungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 7. November 1794.

Ich habe mit dem heutigen Posttag auf die Retour meines Manuskripts, das ich am 29. Oktober an dich abschickte, gerechnet und muß dich dringend bitten, wenn du es noch nicht auf die Post gegeben hast, es sogleich zu tun. Cotta besteht darauf, daß wir die Herausgabe mit dem neuen Jahr beginnen, und so ist denn die höchste Zeit, weil ich es hier noch im Ausschuß muß zirkulieren lassen und der Weg von hier nach Tübingen auch zehen Tage wegnimmt.

Humboldt hat mich deinen Brief an ihn lesen lassen, der mich sehr freute, weil du ihm über seinen Stil sehr viel Wahres sagst. Ich fürchte wirklich, er hat zum Schriftsteller kein rechtes Talent, und er wird diesen Mangel durch Kunst nicht viel verbessern. Bei dir ist die Größe der Foderung, die du an dich machst, schuld, daß du sie weniger erreichst; bei ihm ist die Qualität des Ideals, das er sich vorsetzt, fehlerhaft. Daher kann dir, aber nicht leicht ihm geholfen werden.

Goethe war wieder eine Zeitlang mit Meyer hier, wodurch unsere schriftliche Unterhaltung unterbrochen worden ist. Er ist jetzt beschäftigt, eine zusammenhängende Suite von Erzählungen im Geschmack des Dekameron des Boccaz auszuarbeiten, welche für die Horen bestimmt ist. Sein Manuskript über das Schöne sende mir doch mit Gelegenheit zurück.

Ich bin sehr begierig zu hören, was du von dem ersten Trans-

port meiner Briefe urteilst. Goethen haben sie sehr gefaßt und ergriffen. Herder abhorriert sie als Kantische Sünden und schmollt ordentlich deswegen mit mir. Ich lege dir ein Paar von Goethens Briefen und auch ein Billett von Herder bei, woraus du das Weitere ersehen kannst.

Daß es mit deinen Arbeiten für die Horen so langsam geht, ist mir sehr leid, nicht sowohl wegen der Horen (weil die zwei ersten Stücke schon besetzt werden können), sondern wegen deiner selbst. Hoffentlich aber bescherst du mir zu Weihnachten etwas. Aus einem Brief von Garve, den ich beilege, siehst du, daß du seine Konkurrenz in dem Aufsatze über Schriftstellerei (auch wenn er über diese Materie schreiben sollte). nicht zu fürchten hast. Adieu.

Sch.

Schlegels Aufsatz wird in dem letzten Stücke der Thalia noch Platz finden.

An Gottfried Körner.

Jena, den 10. November 1794.

Was du über meine Briefe sagst, freut mich sehr, und ich vermutete mir auch diese Wirkung. Daß ich viele Kantische Ideen postulieren mußte, ohne den Beweis förmlich mitzugeben, war unvermeidlich, wenn eine solche Materie, die im Grunde doch den ganzen Menschen umfaßt, mit dieser Kürze behandelt werden sollte. Der Leser soll denken, das kann ihm bei philosophischen Materien nie erspart werden; und wenn er nicht in dem Kontext des Ganzen den Schlüssel zu den schwürigen Stellen findet, so kann ihm nicht geholfen werden. Willkürlich glaube ich nichts aufgestellt zu haben; denn der Aufsatz ist aus einem Stücke geschnitten. Eins steht für alles, und alles steht für eins. Übrigens beschäftigen sich die folgenden Briefe mit nichts anderm, als mit der weiteren Ausführung und Anwendung der hier aufgestellten Sätze.

Du hast mich wahrscheinlich nicht recht verstanden, wie ich dir den Gedanken über Schriftstellerei an die Hand gab, wenn du glaubst, daß ich dir diese Materie weggenommen habe. Mir deucht, daß noch alles zu sagen übrig ist, und eine Übereinstimmung in Prinzipien ist eher zu wünschen als zu fürchten. Desto besser, wenn wir auf einen Punkt wirken; daß wir nicht von einerlei Punkt ausgehen, bin ich sicher, denn dafür sorgt schon die verschiedene Individualität. — Bei Aufstellung des schriftstellerischen Ideals würde ich vorzüglich auf das Verhältnis der Objektivität und Subjektivität Rücksicht nehmen, worauf alles anzukommen scheint. In dem lebendigen Umgange wird alles Objektive Subjektivität, weil das ganze Individuum hier mitspricht, und auf ein Individuum gewirkt wird. Bei dem schriftstellerischen Vortrag soll auf die Gattung gewirkt werden, und das muß durch die Gattung geschehen. Es soll aber zugleich auf jedes Individuum, als solches, gewirkt werden, und das muß durch Individualität geschehen. Also ist die Foderung: generalisierte Individualität. Um diese Idee würde ich mich hauptsächlich drehen, wenn ich diese Materie zu behandeln hätte; aber sie ist noch unendlich reicher, wie du selbst finden wirst.

Meinen letzten Brief wirst du haben. Lebe wohl und grüße alles herzlich von mir und meiner Frau.

Dein

Sch.

An Georg Göschen.

Jena, den 10. November 1794.

Seien Sie doch so gut, lieber Freund, und lassen nachsehen, ob nicht eine Handzeichnung, den Abriß einer Baumschule betreffend, bei Ihnen liegt. Ich schickte Ihnen solche voriges Frühjahr mit dem Manuskript meines Vaters und bekam sie nicht wieder zurück. Weil das Manuskript seit der Zeit nicht gebraucht

wurde, so wurde daran nicht mehr gedacht; und jetzt, da es gedruckt werden soll, bin ich derselben benötigt.

Ich höre alles Gute von Ihrer Unternehmung, obgleich ich nichts davon sehe. Seien Sie versichert, daß der gute Erfolg Ihrer Angelegenheiten mich von Herzen erfreut.

Wenn Sie nächste Ostern eine medizinische Schrift über epidemische Fieber (von der ich Ihnen vielleicht schon geschrieben habe) und die einen vortrefflichen Arzt zum Verfasser hat, in Verlag wollen, so sagen Sie mir zwei Worte darüber in Ihrer Antwort. Ich kann über dieses Buch disponieren, und ich weiß, daß es ein guter Artikel ist. Es wird ein Alphabet im Druck betragen, und der Verfasser, ein Reichsländer, verlangt für das Ganze nur 25 Karolin Honorar.

Leben Sie recht wohl, lieber Freund. Ihrer Jette von uns beiden viele Grüße. Ihr

Schiller.

An Christian Gottfried Schütz.

Jena, den 12. November 1794.

Mein verehrter Freund! Inliegendes Blatt ist mir von Dresden geschickt worden mit der Bitte, es ins Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung einzurücken. Den Betrag bitte mir in Rechnung zu bringen.

Können Sie mir nun bestimmt sagen, wie es mit der Rezension der Horen in der Allgemeinen Literaturzeitung gehalten werden soll? Ich habe mit Goethe überlegt, daß es gerade genug sein würde, vierteljährlich und also für jeden Band eine eigene Rezension zu haben, das erste Stück noch extra gerechnet, welches ich gleich bei seinem Erscheinen beurteilt wünschte. Die Rezensionen selbst würde ich bitten, zwischen Ihnen, Herrn v. Humboldt, Fichten, Körnern und mir zu verteilen. Die Papier- und Druckkosten erbietet Cotta sich, zu tragen; auch bittet er, ihm vorher be-

stimmt wissen zu lassen, wie viel dieses bei einem einzelnen Zeitungsblatt beträgt.

Kann ich bald hoffen, mein lieber Freund, einen Beitrag von Ihnen zu erhalten? Das erste Stück ist schon unter der Presse, und ich werde in acht oder zehn Tagen Ihnen die Anzeige an das Publikum zusenden.

Ganz der Ihrige usw.

Es ist mir eingefallen, ob Sie nicht vielleicht die schlechtere Ausgabe von Thümmels Reisen, weil Sie das Buch doppelt haben, mit ein Drittel Rabatt wegzugeben Lust haben. In diesem Falle würde ich bitten, das Buch mir zu überlassen.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 14. November 1794.

Die deutsche Schrift, welche Sie vorschlagen, hat, so wie auch das Papier meinen vollkommenen Beifall. Der Umschlag ist recht schön und voll Geschmack. Es wird gut aussehen, wenn der Titel nicht der Breite, sondern der Länge nach, so wie bei der Flora, auf den Rücken gedruckt wird. Es sieht etwas nachlässig aus, welches bei Journalen gar nicht unrecht ist. Was alsdann noch auf dem Rücken leer bleibt, das kann mit Strichen oder Arabesken ausgefüllt werden. Bei der Einteilung richten Sie es so ein, daß dreißig Zeilen auf die Seite kommen; doch muß der Rand sowohl nach innen als nach außen etwas breit sein, weil ein schmaler weißer Rand einer Schrift ein zu dürftiges Ansehen gibt. Die Seitenzahl könnte oben in die Mitte gesetzt werden. Kommen in prosaischen Abhandlungen frische Absätze vor, so muß immer eine Linie leer bleiben. Kommen mehrere Gedichte vor, die sich auf einander beziehen, wie in dem zweiten Stücke gleich der Fall sein wird, so muß jedes auf einer neuen Seite angefangen

Die Horen 1795. Erstes Stück.

werden. Hexameter werden allemal gebrochen; doch müssen Sie darauf sehen, daß dies nicht bloß dem Zufall überlassen wird, sondern mit einer gewissen Ordnung und Symmetrie geschieht. Vor allen Dingen aber bitte und beschwöre ich Sie, für eine genaue Korrektur zu sorgen, damit von dieser Seite die Horen ein rühmliches Muster sind. Lassen Sie lieber drei Korrekturen besorgen, und bitten Sie Herrn Zahn, eine davon zu übernehmen. Da er ein Mitglied der Sozietät ist, so trägt er auch einige ihrer Lasten, und dazu gehört auch eine Korrektur, welche wir abwechslungsweise hier übernommen hätten, wenn der Druck hier geschehen wäre. Einige unsrer Mitglieder, zum Beispiel Goethe, sind in diesem Stück äußerst empfindlich, und wir könnten sie verlieren, wenn sie hierin Ursache zur Unzufriedenheit bekämen.

Unterstrichene Worte werden nicht mit Schwabacher, sondern mit derjenigen größern Schrift gedruckt, die der andern zunächst vorhergeht. Noten hingegen werden mit derjenigen kleinern gedruckt, die zunächst auf die Textschrift folgt.

Unter die einzelnen Aufsätze kommen die Namen der Verfasser nicht; sondern im letzten Stücke jedes Jahrganges, welches ein Hauptverzeichnis enthält, werden die Verfasser eines jeden Aufsatzes erst genannt. In dem Avertissement, wo die Mitarbeiter alle namentlich aufgeführt werden, wird dem Publikum diese Einrichtung bekannt gemacht, und es wird dadurch eine interessante Erwartung unterhalten, welche den Leser in Atem erhält.

Alle einzelnen Aufsätze werden numeriert. Da man nie genau wissen kann, wie groß ein Aufsatz im Druck ausfällt, so werde ich einige kleinere Sachen von ein oder zwei Seiten oder Blättern im Vorrat behalten und Herrn Zahn zustellen, der alsdann nach Bedürfnis davon einrücken kann, je nachdem auf dem siebenten Bogen Raum übrig bleibt.

Weil Sie doch darauf bestehen, daß die Horen mit dem Januar anfangen sollen, so müssen Sie dafür sorgen, daß sie auch mit Neujahr können ausgegeben werden. Sie sehen also, daß keine

Zeit zu verlieren ist, weil das Broschieren eines Stücks, auch wenn die Bogen einzeln zum Falzen gegeben werden, doch unter vierzehn Tagen kaum zustande kommen kann. Sie werden also wohl mit dem 25. dieses Monats den Druck anfangen lassen müssen, damit er am 20. Dezember fertig sei. Das noch restierende Manuskript zu diesem ersten Stücke läßt Goethe wirklich in Ordnung bringen, und ich sende es in spätestens zehn Tagen nach. Die Epistel ist von ihm und die Briefe von mir. Goethe will für jedes Stück des ersten Jahrgangs eine Epistel geben.

Noch ist mein Vorschlag, daß Sie auf Spekulation einige hundert Stücke auf holländischem Papier abdrucken lassen, welche vielleicht Liebhaber finden. Für mich und die Mitglieder des Ausschusses bitte ich vierundzwanzig auf holländischem Papier zu bestimmen, nämlich sechs für mich und achtzehn für die sechs übrigen Mitglieder (Goethe, v. Humboldt, Fichte, Woltmann, Körner und Zahn).

Schreiben Sie mir auch in Ihrem nächsten Brief, wie viele Exemplars von dem Avertissement, das einhalb Bogen stark sein wird, abgedruckt werden sollen, denn dies muß hier gedruckt werden, daß ich es mit der Literaturzeitung sogleich versenden kann.

Zu der Flora hätte ich Ihnen gerne etwas geschickt, aber die übrigen Arbeiten fesseln mich jetzt so, daß ich kaum Atem schöpfen kann. Um aber doch Ihr Verlangen nicht ganz unerfüllt zu lassen, lege ich Ihnen hier einen Brief von mir bei, von dem Sie, wenn Sie wollen, in der Flora einen öffentlichen Gebrauch machen dürfen. Kann ich Goethen dazu disponieren, so sollen Sie von diesem auch etwas für die Flora erhalten. Ich habe gerade eine Kleinigkeit von ihm geschickt bekommen, die er Ihnen vielleicht überläßt. Die Flora will ich, wenn Schütz nichts dagegen hat, in der Literaturzeitung anzeigen.

Sie waren so gütig, mir anzubieten, daß Sie noch mehr Geld schicken wollen. Ich nehme Sie beim Wort, denn da ich dieses Jahr alle meine schriftstellerischen Arbeiten für die Horen zurück-

behielt und meine Pension aus Dänemark noch nicht erhalten, so sind meine Einnahmen dieses Jahr schlecht. Seien Sie so gut und senden mir, sobald Sie können, 360 Gulden rheinisch, etwa so, daß ich es in drei Wochen a dato haben kann.

Um künftig unsere Korrespondenz zu beschleunigen, will ich nichts mehr durch die fahrende Post senden. Seien Sie nur so gut und bemerken in den nächsten zwei Monaten genau, an welchem Tag Sie jeden Brief erhalten, damit ich daraus ersehe, welcher Posttag hier der günstigste für schnelle Expeditionen ist. Künftig sollen die Horen ein eigenes Siegel erhalten, daß man die dahin einschlagenden Briefe gleich von außen unterscheiden kann.

Zu dem Gedicht auf den Frieden kann ich Ihnen keine wahrscheinliche Hoffnung machen, denn da ich seit vielen Jahren nichts Poetisches gemacht und zu Poesien am meisten Stimmung erfodert wird, so ist ein Mensch, der so ganz von seinem Körper abhängt wie ich, äußerst unzuverlässig für solche Dinge, die in einer bestimmten Zeit fertig sein müssen. Auch erfodern die Horen jetzt meine ganze Tätigkeit, und meine jetzigen dahin einschlagenden Arbeiten erfodern meine ganze Aufmerksamkeit. Kommt aber der Friede erst auf den Sommer zustande, so hat sich unterdessen vielleicht eine gute Stunde bei mir gefunden, Ihr Verlangen zu erfüllen.

Den ersten Aushängebogen der Horen bitte ich, sogleich an mich zu senden.

(Einschluß:)

Aus einem Briefe Herrn Hofrat Schillers an den Herausgeber der Flora.

Jena, den 14. November 1794.

Mit sehr vielem Vergnügen habe ich Ihre Flora durchlesen und kann nicht umhin, einer periodischen Schrift, die sich durch zweckmäßige Mannigfaltigkeit, durch guten Geschmack in der Be-

handlung und durch eine lebhafte Darstellung vor so vielen Werken ihrer Gattung rühmlich unterscheidet, die größte Verbreitung und die längste Dauer zu wünschen. Vorzüglich wohl gefallen mir die darin enthaltnen Erzählungen sowohl durch die angenehme Leichtigkeit ihres Tons als durch ihren interessanten und lehrreichen Inhalt; und ihre Verfasser verstehen sich vortrefflich auf die schwere Kunst, die Erwartung immer in Atem zu erhalten. Die Beiträge der Herren Pfeffel und Huber gereichen dem Journal zu einer vorzüglichen Zierde: aber auch unter den anonymischen sind mehrere, die einen rühmlichen Beweis von der Geschicklichkeit ihrer Verfasser ablegen.

Aber ich kann es Ihnen kaum verzeihen, daß Sie sich bisher bloß auf eine angenehme Unterhaltung des schönen Geschlechts einschränken, das einer ernsthaftern Belehrung und Bildung so sehr empfänglich und würdig ist. Sie scheinen mir also auch die Meinung zu hegen, als ob Schriften, die bei der weiblichen Welt ihr Glück machen sollen, schlechterdings nur Spiel bleiben dürften; eine Verleumdung, deren ich mich nicht schuldig machen mag. Vielmehr ist es diese ungerechte Voraussetzung, welche macht, daß so viele Werke, welche von Messe zu Messe an das schöne Geschlecht gerichtet werden, gar nicht an ihre Adresse gelangen; denn der edlere Teil dieses Geschlechts (und wer möchte auch für den andern sich verwenden?) will Geistesnahrung, nicht bloß Belustigung. Das Frauenzimmer hegt zwar den rühmlichen Trieb, zu gefallen, aber es ist auch vermögend, etwas zu schätzen, was ihm nicht zu gefallen strebt.

Wenn Sie also meinem Rat folgen wollen, so erweitern Sie den Plan Ihres Journals und geben auch ernsthaftern Materien einen Platz in demselben. In diesem Falle kann auch ich einigen Anteil daran nehmen, der mir in einer so guten Gesellschaft und für einen so schönen Zweck nicht anders als ehrebringend ist. Einen sehr großen Wert würden Sie diesem Werke verschaffen, wenn Sie die wichtige Materie der Erziehung (derjenigen be-

sonders, welche entweder den weiblichen Teil betrifft oder durch den weiblichen Teil geschehen muß) in Ihren Kreis ziehen wollten. Doch wünschte ich, daß dies nicht sowohl lehrend als darstellend und in Handlung geschehen möchte, weil nur das letztere lebendige Überzeugung bewirkt. Dem schönen Geschlecht kann kein größeres Geschenk gemacht werden, als wenn man es in den Stand setzt, sich über diese seine edelste Rolle im Staat, durch welche es in das große Ganze der Menschheit handelnd eingreift, und über die schwierigste seiner Pflichten durch Beispiel und Anschauung zu belehren. Ich bin und so fort.

Fr. Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 16. November 1794.

In dem Briefe, den ich vor einigen Tagen nebst Manuskript für die Horen an Sie abschickte, und den Sie hoffentlich erhalten haben, habe ich einige Punkte, unser Journal betreffend, zu bemerken vergessen und verliere daher keine Zeit, solche nachzuholen.

Über das Titelblatt des ersten Stücks, welches allen folgenden zur Regel dienen soll, habe ich darin nichts bestimmt, weswegen ich hier das Schema dazu beilege. Meiner Meinung nach können fürs künftige . . . . solche Blatt für Titel und Inhaltsverzeichnis bestimmt und durch den Buchbinder an den ersten Bogen angeklebt werden. Es würde uns zu sehr einschränken, wenn wir diese zwei Blatt von den sechsundfünfzig, die wir in allem zu unserer Disposition haben, noch verlieren sollten. Wahrscheinlich werden Sie in kurzem Inserenda bekommen, welche dann dem Titelbogen einverleibt werden können.

Bei meinen Briefen habe ich zu bemerken vergessen, daß jeder Brief auf einer frischen Seite angefangen werden muß. In dem Manuskript ist es nicht so, und ich bitte daher, es dem Setzer zu notifizieren.

In eben diesem Manuskript sind mehrere Striche und Zeichen mit Bleistift stehen geblieben, welche nichts bedeuten, und auf die der Setzer keine Rücksicht zu nehmen hat. Ich ersuche Herrn Zahn, solche auszulöschen, wo er sie findet, so wie ich ihn auch bitte, da, wo das Wort entzweit oder entzweien vorkommt, das jedesmal auszustreichen.

Alle Buchdruckerstöcke und alle Striche, wodurch man sonst die Distanzen auszufüllen gewohnt ist, bitte ich schlechterdings wegzulassen und anstatt derselben lieber die Intervalle um eine Zeile größer zu machen. Auch die Anmerkungen brauchen durch keinen Strich von dem Text abgesondert zu werden, sondern werden bloß um ein Wort weiter einwärts gerückt, und durch kleinere Schrift unterschieden. Wir wollen alles vermeiden, was Schnörkel und Überladung ist, und Schnörkel heißt mir in einem Buch alles, was nicht Buchstabe und Interpunktion ist. Zu einem guten äußern Eindruck gehört vorzüglich auch, daß die Überschriften nie eng auf dem Text aufliegen, sondern frei und in einer gehörigen Entfernung davon abstehen. Wo ich das Gegenteil bemerke, drückt es mich allemal, und ich bitte Sie also, auch auf diese Kleinigkeit Rücksicht zu nehmen.

Sie schreiben wohl zuweilen an Pfeffel? Wollen Sie ihn nicht in meinem Namen zu den Horen einladen? Ihrer Flora soll dadurch kein Nachteil erwachsen, denn ich möchte für das ganze Jahr bloß ein paar Kleinigkeiten von ihm, um einen so verdienstvollen Schriftsteller unter der Zahl meiner Mitarbeiter an den Horen zugleich mit aufführen zu können.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 16. November 1794.

Dieses unholde Wetter, das alle Empfindungswerkzeuge zuschließt, hat mich in voriger Woche für alles, was Leben heißt, vernichtet, und mir ist, da ich aus diesem Geistesschlummer

wieder zu mir selbst komme, als ob ich Sie nach einem langen Zwischenraum wieder fände. Herzlich verlangt mich nach einer freundlichen Spur von Ihnen. Damit etwas bei Ihnen sei, was mich Ihnen zuweilen vergegenwärtigt, so gönnen Sie beifolgendem Bilde irgend einen Platz in Ihrem Hause, welchen Sie wollen, nur nicht den, wo Sie das Reinholdische Porträt begraben haben.

Hier folgen auch auf Verlangen die Elegien nebst den Stolbergen mit meinem verbindlichsten Danke zurück. Das erste Manuskript der Horen ist vorgestern an den Buchhändler abgegegangen. Ich habe ihm geschrieben, daß er den Rest des ersten Stücks in vierzehn Tagen zu erwarten habe.

Das Lustspiel, die Witwe, das Sie neulich mitnahmen, erbitte ich mir auf vierzehn Tage zurück. Es soll in der Thalia abgedruckt werden, mit welcher Sie es alsdann zurückerhalten, wenn Sie Lust haben, Gebrauch davon zu machen.

Auf ein Manuskript von Meyern habe ich diese Woche mit Verlangen gewartet. Wollen Sie mich in sein Andenken zurückrufen? Herr v. Humboldt wird auf den nächsten Sonnabend seine Reise nach Erfurt antreten.

Wir alle empfehlen uns Ihrer freundschaftlichen Erinnerung.

Schiller.

An Caspar und Dorothea Schiller.

Jena, den 21. November 1794.

Schon seit vier Wochen, liebste Eltern, haben wir jeden Posttag auf Nachrichten von Ihnen gewartet, da wir auf zwei Briefe, die seitdem an Sie abgegangen sind, noch keine Antwort erhielten. Hoffentlich bedeutet dieses Stillschweigen nicht, daß Sie krank sind, denn sonst würde doch eine von den Schwestern geschrieben haben.

In meinem letzten Briefe schrieb ich Ihnen, daß der Buch-

händler Michaelis Ihr Buch angenommen. 24 Karolins sind akkordiert. Es wird zwanzig bis einundzwanzig Bogen, Klein-Oktav, betragen, und der erste davon ist schon gedruckt.

Bei uns ist alles leidlich wohl auf. Zwar ist es mit meiner Gesundheit im Ganzen noch eins, aber die Beschwerungen sind doch nicht so stark, daß sie mich an meinen Geschäften hindern, deren jetzt eine sehr große Menge ist. Ich bin auch gottlob munter an Geist und voll Mut und liebe die Arbeit trotz dem Gesündesten.

Der kleine Goldsohn wird jetzt scharmant. Er geht seit fünf Wochen und jagt schon im Zimmer herum, als ob er es schon ein Jahr lang getrieben hätte. Auch fängt er an, viel zu plappern, und versteht schon recht vieles. Er zeigt ein sehr lenksames weiches Herz, denn wenn er etwas getan hat, was ihm verboten worden, so darf ich ihn nur ernsthaft ansehen, und er kommt gelaufen und küßt mich, wieder gut zu machen. Ich zeige ihm oft Ihre beiden Bilder, und er weiß sie zu finden und zeigt darauf, wenn ich ihn nach Großpapa und Großmama frage. Sobald ich aufstehe, erhalte ich einen Besuch von ihm, Mittags ißt er mit uns am Tische, und des Abends haben wir auch unsre Freude mit ihm. Ich kann nicht beschreiben, wie viel mir das Kind ist.

Sie werden nun wohl wissen, daß Wolzogen mein Schwager geworden ist. Ich wollte Ihnen nicht früher von dieser Sache schreiben, teils weil ich immer noch gehofft hatte, sie rückgängig zu machen, teils weil sie mir in so vielem Betracht fatal ist. Nun ist es geschehen, und ich schlage mir sie aus dem Sinn, so gut ich kann. Diese zwei Leute schicken sich gar nicht zusammen und können einander nicht glücklich machen. Aber wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen. Ich bekümmere mich nichts mehr darum. Diese Geschichte hat meine Schwägerin und mich ziemlich gegeneinander erkältet, und Sie werden sich daher nicht wundern, wenn sie Ihnen wenig Freundschaft bezeugt.

Geben Sie uns doch bald Nachricht von Ihrem Befinden und

von Ihrer Lage, bei den jetzigen Zeitumständen. Meine Frau sagt Ihnen die herzlichsten Grüße, wie auch meinen Schwestern, die auch ich brüderlich grüße. Der Himmel erhalte Ihre Gesundheit, liebste Eltern, und Ihre Liebe Ihrem

gehorsamen Sohn
Fr. Schiller.

An Friedrich v. Hoven.

Jena, den 21. November 1794.

Schon seit dem Sommer habe ich es von Woche zu Woche mir vorgenommen, liebster Freund, dir zu schreiben, aber über abwechselnden Unpäßlichkeiten nnd Geschäften, deren noch nie soviele auf mir lagen, als in dieser Zeit, nie zur Ausführung kommen können. Desto angenehmer überraschte mich dein und deiner guten Heinrike liebes Andenken, und herzlich danke ich euch dafür. Die Erinnerung an euch beide lebt in meinem Herzen, und der vergangene Herbst hat mir die Zeit wieder lebhaft zurückgebracht, die wir voriges Jahr zusammen verlebten. Du weißt, daß ich ein schlechter Briefschreiber bin, aber meine Freunde deswegen nicht weniger lieb behalte, und in dieser Rücksicht wirst du mir eine Sünde verzeihen, die mir schon so oft hat verziehen werden müssen.

Um den Inhalt deines Briefes sogleich zu beantworten, bitte ich dich, mir dein Manuskript nur unverzüglich zuzuschicken, sobald es fertig ist. Mit dem Werke in der Hand läßt sich am besten marchandieren. Weniger als 1 Karolin pro Bogen sollst du nicht erhalten, aber soviel drüber, als dem Buchhändlervolke sich nur abzwacken lassen. Dafür, daß es elegant gedruckt wird, will ich sorgen. Du mußt dich nicht daran stoßen, wenn ich dir vielleicht einen Juden (einen solchen nämlich, der wirklich beschnitten ist) zum Verleger aussuche. Es ist wirklich in Strelitz ein solcher als Buchhändler aufgestanden, und er hat von mir einen Musen=

almanach in Verlag. Die sächsischen Juden haben viel Kultur und bedeuten etwas. Dieser, der sich Michaelis nennt, ist ein junger unternehmender Mann, der Kenntnisse besitzt, in guten Verbindungen steht und bei dem Herzog von Mecklenburg viel Kredit hat. Er hat auch eine Schrift meines Vaters über die Baumzucht im Verlag, welche hier gedruckt wird. Dies würde auch mit deinem Opus der Fall sein, und ich könnte dir den Druck selbst dirigieren.

Vielleicht hat dir Fama schon gesagt, daß künftiges Jahr ein neues Journal von mir anfangen wird. Es ist das berühmte Weltjournal, wovon wir oft gesprochen haben, und, dieses kommt nun wirklich zustande. Cotta ist mutig genug, es zu verlegen, und die Aspekten sind allerdings äußerst günstig. Ich habe schon sechsundzwanzig Mitarbeiter, worunter die mehrsten bekannte Schriftsteller sind: Goethe, Herder, Engel, Garve, Fichte, Friedrich Jacobi, Gleim, Pfeffel, Friedrich Schulz, Schütz, Hufeland, Matthisson, Schlegel, Gentz aus Berlin, der Koadjutor von Mainz und andere mehr sind dabei. Ein engerer Ausschuß von sieben Mitgliedern, worunter Goethe und Herder sind, wird über die Aufnahme der eingesandten Stücke erkennen. Goethe ist mit ganzer Seele dabei, und er allein wird die drei ersten Stücke zur Hälfte besetzen. Auch schreibt er mir an meinem Musenalmanach. Überhaupt bin ich in diesem Sommer endlich mit Goethen genau zusammengekommen, und es vergeht keine Woche, daß wir einander nicht sehen oder schreiben. Vor einiger Zeit habe ich mehrere Wochen in Weimar bei ihm gewohnt und ihn ganz in seinem Wesen kennen lernen. Er ist ein höchst interessanter Charakter in jedem Betracht, und seine Sphäre ist so weit ausgebreitet. In naturhistorischen Dingen ist er trefflich bewandert und voll großer Blicke, die auf die Ökonomie des organischen Körpers ein herrliches Licht werfen. Sein Dichtergeist ist noch ganz und gar nicht ausgelöscht, nur hat er sich seit einiger Zeit auf alle Teufeleien eingelassen, davon du in den ersten Stücken des

Journals Proben finden wirst. Über die Theorie der Kunst hat er viel gedacht und ist, auf einem ganz andern Wege als ich, zu den nämlichen Resultaten mit mir gekommen. Gegenwärtig korrespondieren wir darüber. Meine Briefe nach Dänemark erscheinen ganz umgearbeitet in diesem Journal. Du wirst dich darüber freuen, denn sie sind das Beste, was ich in meinem Leben gemacht habe.

Das Journal führt den Namen: „Die Horen", und jeden Monat erscheint ein Stück. In sieben Wochen wird das erste Stück zu lesen sein. Vielleicht erhalten wir auch Kant zum Mitarbeiter: ich habe ihn eingeladen. Er hat in der neuen Ausgabe seiner philosophischen Religionslehre auf den Angriff gar schön geantwortet, den ich in meiner Anmut und Würde auf ihn gemacht, und dies hat mich in Bekanntschaft mit ihm gesetzt. Seidem ich wieder in Jena bin, habe ich mich sehr mit Kantischer Philosophie abgegeben und mich sehr wohl dabei befunden. Fichte interessiert mich auch sehr. Er hat ein neues System in der Philosophie aufgestellt, welches zwar auf das Kantische gebaut ist und es aufs neue bestätigt, aber doch sehr viel Neues und Großes in der Form hat. Es wird sehr viel Aufsehen und Streit erregen; aber Fichtens überlegenes Genie wird alles zu Boden schlagen, denn nach Kant ist er gewiß der größte spekulative Kopf in diesem Jahrhundert. Vorige Messe hat er fünf Vorlesungen aus einem seiner Kollegien drucken lassen, die du dir anschaffen mußt. Sie führen den Titel: Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten von Fichte und enthalten kaum acht Bogen.

Denkst du noch an deinen Herrn Bechler? Dies würde ein schöner Beitrag zu den Horen werden können. Vielleicht muntert dich dieses Journal dazu auf.

Mit meiner Gesundheit ist es diesen Sommer und Herbst leidlich gegangen, wiewohl von Zeit zu Zeit neue Stöße von meinen Krämpfen kamen. Am Arbeiten hat es mich wenig gehindert; nur die Nächte inkommodierte es mich sehr. Meine Frau

und der kleine Karlos sind recht wohlauf. Der letzte rückt mit jedem Tag einen Schritt weiter. Seit einigen Monaten geht er und fängt an zu sprechen. Er küßt seiner Pate die Hände. Grüße deine liebe Frau herzlich von mir, und gib ihr einen recht schönen Kuß. Ihr Andenken ist mir unvergeßlich, und in mancher Stunde sehe ich sie vor mir in ihrer lieben, freundlichen Geschäftigkeit. Auch unsern gemeinschaftlichen Freunden und deiner Familie sage viele Grüße von mir. Meine Frau wird heute an deine Heinrike schreiben. Lebe recht wohl und behalte lieb deinen dir ewig ergebenen

Schiller.

Sei so gut, beiliegenden Brief auf die Solitude zu tragen. An Maders Anverwandten will ich denken, sobald sich Gelegenheit zeigt. Empfiehl mich ihm bestens.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 29. November 1794.

Sie haben mich mit der unerwartet schnellen Lieferung des Eingangs zu Ihren Erzählungen sehr angenehm überrascht, und ich bin Ihnen doppelt dankbar dafür. Nach meinem Urteil ist das Ganze sehr zweckmäßig eingeleitet, und besonders finde ich den strittigen Punkt sehr glücklich ins reine gebracht. Nur ist es schade, daß der Leser zu wenig auf einmal zu übersehen bekommt und daher nicht so imstande ist, die notwendigen Beziehungen des Gesagten auf das Ganze gehörig zu beurteilen. Es wäre daher zu wünschen gewesen, daß gleich die erste Erzählung hätte können mitgegeben werden. Aber ich möchte nicht gerne in meinen Wünschen unbescheiden sein und Sie veranlassen, Ihre Teilnahme an den Horen als ein Onus zu betrachten. Ich unterdrücke also diesen Wunsch und versichere Ihnen bloß, daß, wenn Sie ihn, ohne sich zu belästigen, realisieren können, Sie mir ein großes Geschenk machen würden.

Nach dem Überschlag, den ich gemacht (und ich habe einige Blätter durch die Worte gezählt), kann das Manuskript nicht mehr als zweiundeinhalb Bogen betragen, daß also noch immer ein ganzer Bogen zu füllen übrig bleibt. Wenn es auf keine andere Art zu machen ist, so will ich zu diesem siebenten Bogen Rat schaffen und ein Morceau aus der niederländischen Geschichte, das für sich interessieren kann, die Belagerung von Antwerpen unter Philipp II., die viel merkwürdiges hat, kurz beschreiben. Diese Arbeit macht mir weniger Mühe, und es würde der kleine Nebenzweck dabei erreicht, daß schon im ersten Stück das historische Feld besetzt wäre. Es versteht sich aber, daß dieses Expediens, wenigstens für das erste Stück unterbleibt, sobald Hoffnung da ist, noch mehr von Ihren Erzählungen zu erhalten. Daß die Erscheinung dieses ersten Stücks nun um eine Woche verzögert wird, kann freilich nicht vermieden werden; indessen ist das Übel so groß nicht, und vielleicht können wir es dadurch gut machen, daß das zweite Stück gleich eine Woche nachher erscheint.

Weil ich mich in meiner Annonce an das Publikum auf unsere Keuschheit in politischen Urteilen berufen werde, so gebe ich Ihnen zu bedenken, ob an dem, was Sie dem Geheimrat in den Mund legen, eine Partei des Publikums, und nicht die am wenigsten zahlreiche, nicht vielleicht Anstoß nehmen dürfte? Obgleich hier nicht der Autor, sondern ein Interlokutor spricht, so ist das Gewicht doch auf seiner Seite, und wir haben uns mehr vor dem, was *scheint*, als was ist, in acht zu nehmen. Diese Anmerkung kommt von dem Redakteur. Als bloßer Leser würde ich ein Vorwort für den Geheimrat einlegen, daß Sie ihn doch durch den hitzigen Karl, wenn er sein Unrecht eingesehen, möchten zurückholen und in unserer Gesellschaft bleiben lassen. Auch würde ich mich des alten Geistlichen gegen seine unbarmherzige Gegnerin annehmen, die es ihm fast zu arg macht.

Ich glaubte aus einigen Zügen, besonders aus einer größeren Umständlichkeit der Erzählung am Anfange schließen zu können,

daß Sie die Absicht haben, die Vermutung bei dem Leser zu erwecken, daß etwas wirklich Vorgefallenes im Spiele sei. Da Sie im Verlauf der Erzählungen ohnehin mit der Auslegungssucht oft Ihr Spiel treiben werden, so wäre es wenigstens nicht übel, gleich damit anzufangen und das Vehikel selbst in dieser Rücksicht problematisch zu machen. Sie werden mir meine eigene Auslegungssucht zugute halten.

Die Aushängebogen der Horen werden mir von Woche zu Woche geschickt werden; ich zweifle indes, ob wir vor vierzehn Tagen den ersten zu erwarten haben.

Die Sottise von Herrn Unger ist mir sehr verdrüßlich; denn ich harre mit einer wahren Sehnsucht auf diese Schrift. Aber mit nicht weniger Verlangen würde ich die Bruchstücke von Ihrem Faust, die noch nicht gedruckt sind, lesen; denn ich gestehe Ihnen, daß mir das, was ich von diesem Stücke gelesen, der Torso des Herkules ist. Es herrscht in diesen Szenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den besten Meister unverkennbar zeigt, und ich möchte diese große und kühne Natur, die darin atmet, so weit als möglich verfolgen.|

Herr v. Humboldt, der sich Ihnen aufs beste empfiehlt, ist noch ganz voll von dem Eindruck, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat, und er hat in uns allen ein solches Verlangen darnach erweckt, daß wir Ihnen, wenn Sie wieder auf einige Tage hieher kommen, keine Ruhe lassen werden, bis Sie auch eine solche Sitzung mit uns halten.

Mit meinen ästhetischen Briefen ist es bisher sehr langsam gegangen, aber die Sache erfoderte es, und ich kann nun hoffen, daß das Gebäude in den Fundamenten gut beschaffen ist. Wenn nicht diese kleine historische Arbeit dazwischen käme, so könnte ich Ihnen vielleicht in acht bis zehn Tagen eine Lieferung zuschicken.

Alles bei uns empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Andenken.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Heinrich Meyer.

Jena, den 30. November 1794.

Durch Mitteilung Ihrer Papiere haben Sie mich, mein hochgeschätzter Freund, recht sehr verpflichtet. Es ist gar keine Frage, daß diese Gedanken über den Gang der Kunst im allgemeinen jeden, der über diese Materie denken mag, sehr aufmerksam machen und zu weiterem Nachdenken einladen müssen. Auch haben sie schon in ihrer jetzigen Gestalt alle die Klarheit, die bei einer Materie, wo so viel auf unmittelbare Anschauung ankommt, möglich ist. Unter allen unbeschreiblichen Dingen ist das unbeschreiblichste die Schönheit und ihr Effekt, und hier muß immer auf die Einbildungskraft des Lesers gerechnet werden. Nach reiflichem Überlegen, wie etwa die Form einzurichten sein möchte, finde ich, daß die einfachste wohl auch die passendste sein möchte. Diese ist die aphoristische, wo kurze Sätze aneinander gereihet werden, wie Sie zum Teil schon in dem gegenwärtigen beobachtet haben. Man gewinnt durch diese Form, daß die einzelnen Sätze, eben weil sie so einzeln und rund dastehen, das Nachdenken mehr auffordern und anspannen, und daß überhaupt die Sache als solche reiner aufgefaßt wird. Nur würden in diesem Fall die Lieferungen kleiner sein müssen, weil man in solcher Form nicht gerne viel auf einmal mit gleicher Aufmerksamkeit liest. Ich wäre also dafür, das gegenwärtige Manuskript nicht viel mehr zu verändern, als etwa hie und da die Schreibart erfordern dürfte, und dem ersten Abriß einer so schweren Sache selbst seine Härte nicht zu nehmen, die ihm nicht so übel ansteht. Was Sie von Epochen der Kunst sagen, gilt auch von Epochen der Wissenschaft. Die ersten Versuche sind fest und schwer, aber dafür auch bestimmter und wecken den Verstand mehr zum Nachdenken. Es ist noch ein weiter Weg zu machen, bis man in dieser Materie Lieblichkeit mit Bestimmtheit verknüpfen kann. Finden Sie, daß einzelne Sätze einer größern Erläuterung fähig sind, so ist es gut, sie ihnen zu geben.

Nur gegen eine wesentliche und durchgängige Umarbeitung protestiere ich, weil ich glaube, daß die Schwierigkeit den Erfolg übersteigen würde.

Die Sprache ist zwar für eine öffentliche Mitteilung noch nicht rein und korrekt genug, aber sie ist kräftig und gediegen und oft sehr ausdrucksvoll. Die meisten Änderungen würde noch der Periodenbau nötig haben. Wollen Sie es mir überlassen, so will ich diese kleine Mühe gern übernehmen und, ohne im Inhalt mir die geringste Änderung zu erlauben, bloß dem Ausdruck einige Rundung zu geben suchen. Ich proponiere Ihnen dieses in keiner andern Absicht, als um die Gewalt zu verhindern, die Sie vielleicht selbst an dem Manuskript ausüben möchten. Meine Meinung wäre alsdann, es in drei Lieferungen den Horen einzuverleiben. Könnten wir uns vorher mündlich darüber besprechen, so wäre es wohl gut. Wir würden es miteinander lesen, und so würde sich alles am besten geben.

Ich erwarte bald mündlich oder schriftlich zu erfahren, was Sie beschlossen haben, und bin mit immerwährender Achtung

Ihr

ergebenster Freund und Diener

F. Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 3. Dezember 1794.

Da ich eben einen Brief von Cotta erhalte, worin er wünscht und verspricht, noch vor Ende dieses Monats das erste Horenstück zu versenden, wenn es nicht an Manuskripte fehle, so bitte ich Sie, mir die Erzählungen womöglich Freitags zu übersenden, wo ich sie abschicken kann. Sieben Tage lang bleiben die Briefe unterwegs, und noch zweimal soviele Zeit wird ohngefähr nötig sein, den Rest des Stücks abzudrucken und es zu broschieren. Leider seh ich voraus, daß mein historischer Beitrag zu diesem

Stück nicht wird fertig werden können, besonders da meine Unpäßlichkeit mir zwei Tage weggenommen hat und die Ankündigung des Journals für das Publikum wohl auch mehrere Tage kosten dürfte. Indessen hoffe ich, daß diese Ankündigung selbst, welche dem ersten Stücke soll beigedruckt werden, einigermaßen zur Ergänzung dienen soll.

Da die Post sogleich abgeht, so habe ich nur soviel Zeit, um Ihnen für die Güte, mit der Sie meine Bemerkungen aufnahmen, und für den übrigen Inhalt Ihres Briefs von ganzem Herzen zu danken.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 5. Dezember 1794.

Ich gebe dir ein kleines Lebenszeichen, weil ich über Redakteursarbeiten kaum zu Atem kommen kann. Meine ästhetischen Briefe für das zweite Stück der Horen haben mich sehr viel Anstrengungen gekostet, und weil ich alles darüber vergaß, so wurde die Ankündigung der Horen dadurch verzögert, welche jetzt über Hals und Kopf fertig gemacht werden muß. In acht Tagen wirst du sie im Intelligenzblatt der Literaturzeitung lesen. Ich führe dich auch, aber unter einem andern Namen, den du künftig in den Horen führen mußt, darin auf; denn es liegt daran, auch durch die große Anzahl der Mitarbeiter dem Publikum Respekt einzuflößen. Die Zahl ist mit dir sechsundzwanzig.

Humboldt ist über deinen Brief sehr erfreut gewesen. Aber eine Reise, die er in dieser Zeit nach Erfurt hat machen müssen, hinderte ihn, dir zu schreiben.

Nun bitte ich dich recht inständig, laß die Arbeit für die Horen ja nicht liegen und widerlege mir nicht die tröstliche Hoffnung, die ich hatte, daß die Horen eine Gelegenheit sein würden, dich in eine zweckmäßige und belohnende Tätigkeit zu setzen.

Goethens Epistel ist längst abgegangen, daß ich sie dir also nicht anders als gedruckt schicken kann. Von ihm findest du in dem ersten Stück noch den Anfang einer Reihe von Erzählungen; aber dieser Anfang, der zur Einleitung dienen soll, hat meine Erwartung keineswegs befriedigt. Leider trifft dieses Unglück schon das erste Stück; aber es war nicht mehr zu ändern. Alles grüßt dich und die Deinigen herzlich.

Dein

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 6. (fälschlich für den 5.) Dezember 1794.

Hier folgen die Erzählungen von Goethen, die für das erste Stück der Horen bestimmt sind. Da ich nicht gut bestimmen kann, wieviel Platz die drei Artikel einnehmen werden, so werde ich Ihnen zur Fürsorge noch einen vierten Aufsatz von Fichte schicken, der jetzt eben in Ordnung gebracht und heut über acht Tage nachfolgen wird. Er wird gegen einen Bogen, nach meiner Schätzung, betragen. Sollte er mehr Platz einnehmen, als zu Ausfüllung des siebenten Bogens erfodert wird, so werden Sie einige Blätter zugeben müssen.

Das Avertissement nehme ich heute vor und hoffe, daß es von heut über acht Tagen abgedruckt sein soll. Die Literaturzeitung wird ein eigenes Intelligenzblatt dazu bestimmen und Ihnen dann in Rechnung bringen.

Die Aushängebogen bitte ich mir jedesmal doppelt zu schicken, indem einer an den Rezensenten abgegeben werden muß, damit dieser einstweilen über die Rezension nachdenken kann. Sollte bei Abgang des ersten Aushängebogens schon eine Probe von dem Umschlag fertig sein, so seien Sie so gut, mir eine solche beizulegen, weil Goethe sehr neugierig darauf ist.

Den Preis des Journals will ich auf 6 Taler 8 gute Groschen

sächsisch ansetzen, wie Sie wünschen. Ich werde überhaupt auch in Ihrem Namen eine besondere Anzeige beifügen, worin alles, was das Äußre des Buchs betrifft, berührt werden soll.

Mit Thümmel habe ich keine Bekanntschaft. Ich weiß aber von Göschen, daß er ein höchst träger und unzuverlässiger Schriftsteller ist und seine Verleger Jahre lang auf Manuskript warten läßt. Indessen könnten Sie es ja mit ihm probieren. Ich dächte, Sie ließen einen Jahrgang der Flora binden, machten ihm ein Präsent damit und lüden ihn förmlich ein. Warten Sie aber noch einige Wochen oder Monate, weil unterdessen Ihre Handlung durch die Horen in Sachsen mehr bekannt werden wird. Auch hat Göschen ehmals gegen mich merken lassen, daß Thümmel desperat hohe Foderungen mache. Seine Arbeit, deucht mir übrigens, ist so vieler Anstalten nicht wert.

Die Post geht. Dieser Brief ist Freitags den 6. Dezember abgeschickt worden. Der Ihrige

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 6. Dezember 1794.

Indem ich eben aus dem Bette steige, erhalte ich Ihr Paket zu meiner großen Freude und Beruhigung. Nach der gespenstermäßigen Geschichte will ich mich mit dem heutigen Tage sogleich sorgfältig umtun. Ich habe nichts davon weder gelesen noch gehört.

Fichte hat noch einen vierten Aufsatz zu diesem ersten Stücke binnen heut und acht Tagen zu liefern versprochen, da er unter seinen Papieren Materialien dazu vorrätig hat. Die Ladung wird also voll sein, und da das Avertissement noch extra vorgedruckt wird, werden wir sogar überkomplett haben. Wenn Sie indessen, während daß das erste Stück gedruckt wird, mit der Kontinuation der Unterhaltungen fertig werden sollten, so ist der

Setzer sogleich für das zweite Stück beschäftigt. Für dieses, denke ich, wird Ihre zweite Epistel, die Fortsetzung der Unterhaltungen, die Fortsetzung meiner Briefe und die Belagerungsgeschichte von Antwerpen hinreichend sein.

Cotta wünscht gar zu sehr, daß zu den einzelnen Aufsätzen die Namen gedruckt werden möchten. Man könnte ihm, deucht mir, unter der Restriktion willfahren, daß er bei denjenigen Aufsätzen wegbliebe, wo der Verfasser nicht gleich genannt sein will. Bei Ihren Elegien, die ohnehin kein Leser, dem es nicht ganz an Judizium gebricht, verkennen kann, wird gar kein Name nötig sein. Sollten Sie bei den Unterhaltungen entweder gar nicht genannt oder nur mit einem simpeln G. bezeichnet zu werden wünschen, so werden Sie die Güte haben, mich in ihrem nächsten Briefe davon zu benachrichtigen. Ohnehin kämen die Namen nicht unter die Aufsätze zu stehen, sondern würden bloß auf dem Inhaltsverzeichnis erwähnt.

In Ansehung der Rezensionen des Journals in der Literatur-Zeitung ist nunmehr arrangiert, daß alle drei Monate eine ausführliche Rezension davon gemacht wird. Das erste Stück wird jedoch gleich in der ersten Woche des Januar weitläufig angezeigt. Cotta wird die Kosten der Rezensionen tragen, und die Rezensenten werden Mitglieder unsrer Sozietät sein. Wir können also so weitläufig sein, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile; da man dem Publikum doch alles vormachen muß.

Mit meiner Gesundheit geht es heute wieder recht brav, und ich werde mich sogleich an das Avertissement machen.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 9. Dezember abgegangen.

Hier folgt ein Brief von Archenholz, der Sie vielleicht veranlaßt, sich beim Vertrieb der Horen seines Rats und seiner

Konnexionen zu bedienen. Vielleicht geht es an, daß Sie ihm gegen gewisse Prozente eine Anzahl Exemplars en gros überlassen können.

Das Paket mit 360 Gulden nebst Flora und Franklin habe richtig vorigen Sonnabend erhalten und danke Ihnen verbindlichst für Ihre Gefälligkeit. Anbei folgt ein Schein über das Geld.

Unter den Titeln, die ich heute, als Montag, erhalten, gefällt mir der erste auch am besten. Nur ist mein Rat, daß Sie zu der zweiten Zeile:

Jahrgang 1795

die Schrift von Nummer C nehmen, und daß die dritte Zeile:

Erstes Stück

gleichfalls mit größerer Schrift gedruckt werde, weil die gegenwärtige zu unproportioniert klein ist. Sie können dieselbe Lettern dazu nehmen, womit das: Jahrgang in Nummer A gedruckt ist. Alsdann schlüge ich noch vor, den ganzen Titel überhaupt etwas mehr gegen die Mitte zu rücken, daß zwischen dem Titel und der Anzeige des Druckorts kein zu großer Zwischenraum entsteht. Der letzte könnte daher auch um einige Zeilen heraufgerückt werden.

Das neulich übersandte Manuskript haben Sie nun hoffentlich in Händen. In vier Tagen folgt der Rest. Heute kommt die Ankündigung der Horen in die Druckerei.

Ich erwarte mit großer Neugierde die ersten Bogen. Leben Sie recht wohl.

Sch.

*

(Auf einem besondern Blatt.)

360 Gulden Honorar für die Horen sind an Endesunterschriebenen von Herrn J. G. Cotta vorschußweise ausbezahlt worden, welches hiedurch bescheinige.

Jena, den 7. Dezember 1794.

F. Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 9. Dezember 1794.

Mit wahrer Herzenslust habe ich das erste Buch Wilhelm Meisters durchlesen und verschlungen, und ich danke demselben einen Genuß, wie ich lange nicht und nie als durch Sie gehabt habe. Es könnte mich ordentlich verdrüßen, wenn ich das Mißtrauen, mit dem Sie von diesem trefflichen Produkt Ihres Genius sprechen, einer andern Ursache zuschreiben müßte, als der Größe der Foderungen, die Ihr Geist jederzeit an sich selbst machen muß. Denn ich finde auch nicht etwas darin, was nicht in der schönsten Harmonie mit dem lieblichen Ganzen stünde. Erwarten Sie heute kein näheres Detail meines Urteils. Die Horen und deren Ankündigung, nebst dem Posttag, zerstreuen mich zu sehr, als daß ich mein Gemüt zu einem solchen Zweck gehörig sammeln könnte. Wenn ich die Bogen noch einige Zeit hier behalten darf, so will ich mir mehr Zeit dazu nehmen und versuchen, ob ich etwas von dem fernern Gang der Geschichte und der Entwicklung der Charaktere divinieren kann. Herr v. Humboldt hat sich auch recht daran gelabt und findet, wie ich, Ihren Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle. Gewiß wird diese Wirkung allgemein sein. Alles hält sich darin so einfach und schön in sich selbst zusammen, und mit wenigem ist soviel ausgerichtet. Ich gestehe, ich fürchtete mich anfangs, daß wegen der langen Zwischenzeit, die zwischen dem ersten Wurfe und der letzten Hand verstrichen sein muß, eine kleine Ungleichheit, wenn auch nur des Alters, sichtbar sein möchte. Aber davon ist auch nicht eine Spur zu sehen. Die kühnen poetischen Stellen, die aus der stillen Flut des Ganzen wie einzelne Blitze vorschlagen, machen eine treffliche Wirkung, erheben und füllen das Gemüt. Über die schöne Charakteristik will ich heute noch nichts sagen. Ebensowenig von der lebendigen und bis zum Greifen treffenden Natur, die in allen Schilderungen herrscht,

und die Ihnen überhaupt in keinem Produkte versagen kann. Von der Treue des Gemäldes einer theatralischen Wirtschaft und Liebschaft kann ich mit vieler Kompetenz urteilen, indem ich mit beidem besser bekannt bin, als ich zu wünschen Ursache habe. Die Apologie des Handels ist herrlich und in einem großen Sinn. Aber daß Sie neben dieser die Neigung des Haupthelden noch mit einem gewissen Ruhm behaupten konnten, ist gewiß keiner der geringsten Siege, welche die Form über die Materie errang. Doch ich sollte mich gar nicht in das Innere einlassen, weil ich es in diesem Augenblicke nicht weiter durchführen kann.

Auf Ihren und unser aller Namen habe ich bei Cotta Arrest gelegt, und er mag sich, wenn auch murrend, darein ergeben. Das Avertissement habe ich heute zu meiner großen Erleichtrung geendigt, und es wird dem Intelligenzblatt der Literaturzeitung beigeschlossen werden. Ihr Versprechen, nach Weihnachten auf eine Zeitlang hieher zu kommen, ist mir sehr tröstlich und läßt mich mit etwas heitererm Gemüt in diesen traurigen Winter blicken, der nie mein Freund gewesen ist.

Von der Geschichte, Mademoiselle Clairon betreffend, habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Doch erwarte ich noch einige Nachrichten darüber. Meiner Frau ist es noch erinnerlich, davon gehört zu haben, daß in Bayreuth bei Öffnung eines alten Gebäudes die alte Markgrafen sich hätten sehen lassen und geweissagt hätten. Hufeland, der Jurist, der sonst wie jener gute Freund de rebus omnibus et de quibusdam aliis zu sprechen weiß, wußte mir nichts davon zu sagen.

Alles empfiehlt sich Ihnen aufs beste und freut sich über Ihre versprochene Hieherkunft sehr. Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 12. Dezember abgeschickt.

Hier erhalten Sie den vierten Aufsatz für das erste Stück der Horen. Sollte kein Platz mehr dafür sein, so können Sie mir

ihn zurücksenden, weil Fichte vielleicht noch Änderungen damit trifft. Anbei folgt auch das Avertissement, welches Sie in Groß-Oktav können abdrucken und vornen an die Horen hinter den Titel binden lassen, weil man doch vielleicht wünscht, es aufzubewahren. An die Hamburgische und Berlinische politische Zeitung will ich einen Auszug senden, und für die Frankfurter Zeitung will ich Ihnen einen solchen . . . folgen lassen. Auf diese Art, hoffe ich, soll es ziemlich zerstreut werden. Außer den zweieinhalb Tausend Exemplaren, die für die Literaturzeitung abgedruckt werden, lasse ich noch fünfhundert Exemplare nachschießen, die ich durch Privatbriefe und gute Freunde versenden will. Sorgen Sie nur für die Bekanntmachung der Anzeige in Schwaben, der Schweiz, Bayern, Österreich, Franken und am Rhein. Für die übrigen Provinzen will ich sorgen.

Das beiliegende Billett von Fichten empfehle ich Ihnen.

Meinen letzten Brief mit dem zurückfolgenden Titelblatt der Horen haben Sie hoffentlich erhalten. Werde ich die bisherige Adresse an das Postamt fort behalten können? Mir deucht doch, daß die Briefe nicht prompter gehen als vorher, da Ihr letzter Brief neun Tage unterwegs geblieben ist.

Leben Sie wohl. Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 12. (?) Dezember 1794.

Jenes Zeugnis, das Herr Fichte dem erwähnten Verfasser und seinen Arbeiten gibt, kann ich gleichfalls bestätigen, und ich sollte denken, daß die Schrift, wovon die Rede ist, nicht bloß dem Orientalisten, sondern auch dem Geschichtsforscher, dem an der richtigen Zerlegung und Ordnung der mosaischen Urkunden sehr viel liegen muß, ein angenehmes Geschenk sein werde. Von dem Verfasser, der auch mit den griechischen Klassikern vortrefflich bekannt ist, läßt sich ein nicht bloß popularer, sondern auch belebter und angenehmer Vortrag erwarten. Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 19. Dezember 1794.

Ich sende dir hier eine Partie Avertissements. Suche sie zu zerstreuen, wo es am besten angelegt ist. Mache Geßlern zu einem deiner Kommissionärs, da seine Verbindungen uns zustatten kommen können. Es wird wohl nicht angehen, daß ich dir die Fortsetzung meiner ästhetischen Briefe noch in Manuskript schicke. Ich werde erst in acht Tagen fertig, und in drei Wochen muß Cotta sie haben. Ich werde in dieser zweiten Lieferung deinen Vorwurf, daß ich kantisiere, leider noch mehr verdienen; aber das war nicht anders zu machen, sobald die letzten Gründe entwickelt werden sollten. Indes hoffe ich doch eine größere Simplizität, als man bisher gewohnt gewesen ist, darin beobachtet zu haben.

Für deine Bemühungen um Schlegels Dante danke ich dir sehr. Es ist ein sehr guter Beitrag für unsere Horen. Seines Bruders Aufsatz habe ich an Biester abgetreten, weil dieser Anerbietung macht, die ich nicht machen kann; auch wäre kein Raum mehr in der Thalia dafür übrig.

Laß uns nun bald auch Früchte deines Fleißes sehen. Ich wäre es gar wohl zufrieden, wenn du Biographien bearbeiten wolltest, und du würdest viel darin leisten. Aber mir ahndet, daß du dieses Vorhaben nicht ausführen wirst. Ich habe aus Erfahrung, daß die Vorarbeiten zu einer historischen Produktion äußerst abschreckend sind, und bei keiner Arbeit wird soviel Zeit weggeworfen. Bald würdest du finden, daß du etwas Besseres treiben könntest, und die Leerheit nicht aushalten, die man durchwandern muß, um zu einem erträglichen Resultat zu gelangen. Interessanter fändest du vielleicht eine Charakteristik von großen Genies, besonders dichterischen. Hier steht alles in Beziehung auf etwas Großes und Wichtiges, das den Geist immer angespannt erhält, und gerade dieser Punkt ist es, um den sich deine Ideen am liebsten drehen. Auch etwas Allgemeineres, wie zum Beispiel Über das

poetische Genie, Über die Unterschiede der Geister, Über Erschaffen und Genießen und so fort, wäre für dich.

Meine Büste erhältst du nun gewiß und vielleicht, eh' ein Monat vergangen ist. Abgegossen ist sie nun, wie mir Dannecker schreibt, und er hat nun bloß die letzte Hand daran zu tun. Meyer und Goethe sind äußerst wohl damit zufrieden.

Dieser Tage hat mir Goethe die Aushängebogen von dem ersten Buch seines Romans mitgeteilt, welche meine Erwartungen wirklich übertroffen haben. Er ist darin ganz er selbst: zwar viel ruhiger und kälter als im Werther, aber eben so wahr, so individuell, so lebendig und von einer ungemeinen Simplizität. Mitunter wird man auch von einzelnen auffahrenden Funken eines jugendlich feurigen Dichtergeists ergriffen. Durch das Ganze, soweit ich davon las, herrscht ein großer, klarer und stiller Sinn, eine heitere Vernunft und eine Innigkeit, welche zeigt, wie ganz er bei diesem Produkt gegenwärtig war. Du wirst dich sehr darüber freuen.

Noch muß ich dich bitten, einige Avertissements an Funk zu schicken, dessen Adresse ich nicht weiß. Entschuldige mich bei ihm, daß ich ihn ungefragt unter die Mitarbeiter setzte. Ich glaubte zuverlässig auf ihn rechnen zu können. Dich habe ich weggelassen, weil ich dir keinen falschen Namen geben wollte. Lebe wohl und grüße die Deinigen herzlich von uns.

Dein Sch.

An Zacharias Becker.

Von Jena, den 21. Dezember 1794.

Darf ich Sie um die Gefälligkeit ersuchen, mein verehrter Freund, beiliegender Anzeige oder einem Auszuge derselben ein Plätzchen in Ihrer Deutschen Zeitung oder in dem Reichsanzeiger einzuräumen? Sie werden dadurch unsre Sozietät und mich insbesondere sehr verpflichten und uns zu jedem Gegendienst bereitwillig finden.

Alle Kosten, die damit verknüpft sind, trägt die Verlagshandlung der Horen, wenn Sie nicht lieber für die gegenwärtige Anzeige des Avertissement und für die Anzeige jedes künftig herauskommenden Stücks in Ihren Zeitungen ein Exemplar der Monatschrift von uns annehmen wollen. Hochachtungsvoll der Ihrige. Schiller.

An Wilhelm Reinwald.

Jena, den 21. Dezember 1794.

In lauter Redaktionsgeschäften versunken, deren Gegenstand du aus der Beilage ersehen wirst, kann ich dir bloß einen freundlich Gruß schreiben und dich bitten, diese Anzeigen da, wo es am besten angelegt ist, zu verbreiten. Eine davon sei so gut, an den Herzog abzugeben. Ich hoffe, lieber Bruder, daß dir die Schrift, von der darinnen die Rede ist, Freude machen soll.

Gib mir bald wieder Nachricht, ob ihr beide euch wohl befindet. Mit mir geht es erträglich, wie du schon aus meiner Aktivität schließen kannst. Nächstens wird die Thalia ganz geendigt sein, und dann schicke ich dir die zwei letzten Stücke, denn das vierte von 1793 habe ich dir, wie ich denke, schon geschickt. Auch den Carlos werde ich beilegen, der eben jetzt gebunden wird.

Ich erinnere mich, vor elf Jahren, als ich noch in Bauerbach war, ein Buch aus der Bibliothek, welches eine Geschichte aus der Bastille enthält, und dessen Verfasser mit C oder mit K anfängt, gelesen zu haben, dieses Buch wünschte ich noch einmal zu haben, da ich es zu etwas gebrauchen kann. Vielleicht findest du es, und du würdest mir einen Gefallen erweisen, wenn du es mir schicktest. Ich erinnere mich, daß es ein dicker Oktav-Band mit Kupfern ist.

Meine liebe Schwester umarme ich herzlich. Der kleine Karl läuft schon seit sechs Wochen und fängt an, recht viel zu plaudern. Lebt wohl, ihr Lieben. Meine Frau grüßt recht schön, und ich bin ewig dein treuer Bruder Schiller.

Eben erhalte ich den Carlos gebunden und lege ihn sogleich bei.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 22. Dezember 1794.

Hier erhalten Sie endlich eine Anschauung der Horen, von der ich wünsche, daß sie Ihnen gefallen möchte. Etwas eng ist der Druck ausgefallen, wobei das Publikum mehr profitiert als wir. Doch kann man in der Folge, besonders in den poetischen Stücken, eine Änderung treffen und sich etwas breiter machen. Für den ganz ersten Anfang ist es mir nicht unlieb, daß die großen Aufsätze scheinbar zusammengehen. Auch werde ich dafür sorgen, daß Cotta diejenigen von uns, welche viel kontribuieren, und bei denen also die Verengerung des Druckes im ganzen ein Objekt macht, auf irgendeine Art entschädigt. Ohnehin ist es in unserem Kontrakt, daß nach Absatz von zweitausend Exemplarien an uns mehr bezahlt werden muß, aber außer diesem muß er noch mehr tun.

Ich hoffe, daß Sie keine Druckfehler finden sollen. Mir wenigstens ist keiner aufgefallen. Lettern und Format geben dem Buch ein solides und dauerhaftes Ansehen und unterscheiden es sehr vorteilhaft von dem Haufen der Journale. Auch das Papier ist derb und scheint es ordentlich auf die Dauer anzulegen.

Cotta liegt mir sehr um Manuskript für das zweite Stück an; ich sollizitiere daher um die zweite Epistel.

Diese Bogen bitte ich mir zurückzuschicken, weil Hofrat Schütz, der das erste Stück rezensieren wird, sich bogenweise gern damit bekannt machen möchte. Eine Probe des Umschlags habe ich auch bestellt und werde solche über acht Tage erhalten.

Herzlich freue ich mich auf Ihre baldige Zurückkunft nach Jena. Frau v. Kalb ist seit einigen Tagen hier.

Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 22. Dezember 1794.

Heute habe ich Ihre beiden Briefe mit den Aushängebogen der Horen zugleich erhalten und kann nicht anders sagen, als daß ich für mein Teil sehr wohl damit zufrieden bin. Die Schrift nimmt sich sehr gut aus und gibt dem Ganzen ein sehr solides und schickliches Ansehen. Das Papier ist auch sehr gut, und alles stimmt recht brav zusammen. Aber der enge Druck verschlingt viel Manuskript, und daß statt dreißig Zeilen zweiunddreißig auf die Seite gehen, macht in einem ganzen Stücke schon eine sehr beträchtliche Veränderung. Es zeigt sich solches gleich in diesem ersten Stücke, zu dessen Ausfüllung meiner Ausrechnung nach die vier Aufsätze völlig hinreichen sollten und hingereicht hätten, wenn nicht auf jede Seite zwei Zeilen mehr gekommen wären, welches in sieben Bogen schon sieben Seiten ausmacht. Gerade um soviel wird es nun an Manuskript fehlen; doch kann dieses durch den Abdruck des Avertissement wieder ins Gleiche gebracht werden. Ich bin nun neugierig, wie Goethe den engen Druck aufnehmen wird, denn von seinem Roman, der jetzt gedruckt wird, gehen gerade zwei Bogen auf einen Bogen der Horen, und so könnte er im Honorar etwas zu kurz kommen. Nur um Goethen ist mirs eigentlich, denn was mich betrifft, so ist mir der engere Druck sogar lieb, und ich bin vollkommen zufrieden. Die übrigen Mitarbeiter sind es ohnehin. Damit wir aber bei Goethen, der eins unserer wichtigsten und zugleich tätigsten Mitglieder ist, nicht von einem andern überboten werden, so wollte ich Ihnen raten, die versifizierten Beiträge, welches sehr wohl angeht, künftig weiter auseinander setzen zu lassen, daß vier Zeilen weniger auf eine Seite kommen. Sie nehmen sich auf diese Art auch etwas besser aus: mein Vorschlag ist ganz uneigennützig, denn ich werde schwerlich Verse in die Horen geben, weil die wenigen, die ich etwa mache, für den Musenalmanach bestimmt

sind. Was seine prosaischen Aufsätze anbetrifft, so würde es eine sehr gute Wirkung tun, wenn Sie ihm beim Abschluß der Rechnung nach der Ostermesse von freien Stücken etwas zu dem ausgemachten Honorar zulegten. Sie legten ihm dadurch eine Verbindlichkeit auf, die Sie nicht viel kostete, weil doch verschiedene Aufsätze kommen werden, die Sie nicht 6 Louisdor pro Bogen kosten. Dies ist, wie gesagt, bloß bei Goethen nötig, der zwar nicht eigennützig ist, aber doch erwartet, daß er bei den Horen besser als sonst irgendwo bezahlt wird. Wenn es ihm aber nicht auffallen sollte, so könnten Sie diese Ausgabe sich ersparen. Ich will Ihnen also davon Nachricht geben, was er schreibt.

Hier folgt das Conclusum der Literaturzeitungssozietät, in Rücksicht auf künftige Rezension der Horen, womit Sie, wie ich hoffe, zufrieden sein werden. Wir können Ihnen dabei noch die Ersparnis machen, daß wir, die wir im Ausschuß der Horen sind, kein Honorar für die Rezension der Horen nehmen, wodurch etwas beträchtliches wieder von den 20 Reichstalern abgeht, die für jedes Zeitungsblatt angesetzt sind.

Neues Manuskript zum zweiten Stück der Horen wird in zehn oder zwölf Tagen abgehen. Ich verspreche Ihnen, daß das Ende des zweiten Stückes von heut über drei Wochen in Ihren Händen sein soll.

Ich lege Ihnen hier ein Manuskript von einem sehr geschickten Schriftsteller bei, der auch künftig für die Horen zu brauchen sein dürfte. Wenn Sie es, den Bogen zu 1 Karolin, für die Flora brauchen können, so behalten Sie es. Wo nicht, so senden Sie es mir mit umgehender Post zurück. Geschrieben ist es sehr gut. Nur die Materie könnte vielleicht für das schöne Geschlecht zu materiell sein. Die Flora will ich rezensieren und Ihnen bald etwas schicken. Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, den 29. Dezember 1794.

Meinen Glückwunsch zum neuen Jahr, das dich und die Deinigen hoffentlich vergnügt gefunden haben wird. Ich muß aber das neue Jahr gleich damit eröffnen, daß ich dich als Redakteur presse, und in allem Ernst. Denn du kannst mich durch einen Aufsatz, den du binnen jetzt und drei Wochen für die Horen gibst aus einer wirklichen Verlegenheit reißen. Unsrer guten Mitarbeiter sind bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, wenig; und von diesen guten ist fast die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen. Ich komme daher in dem ersten Stück in eine gedrängte Lage, weil Goethe und ich fast alles dafür liefern, und leider Goethe nicht die exquisitesten Sachen und ich nicht die allgemeinverständlichsten. Goethens Erzählungen und meine Briefe machen in den ersten Stücken die Masse aus, und jene sind nicht von dem Wert wie seine übrigen Arbeiten, diese kennst du. Wir müssen also für eine größere Mannigfaltigkeit an guten Sachen, wenn sie auch gleich gerade nicht zu den popularen gehören, Rat schaffen, und darin erwarte ich Hilfe von dir. Goethe will seine Elegien nicht gleich in den ersten Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul, die andern lassen nichts von sich hören. Ich rufe daher: Herr, hilf mir, oder ich sinke!

Laß mich also auf den nächsten Posttag hören, daß ich in der anberaumten Zeit einen Aufsatz, welcher es sei, von dir zu erwarten habe. Gibst du mir dieses Versprechen, so sende ich meine ästhetischen Briefe um eine Woche später an Cotta, um sie dir noch im Manuskript mitzuteilen. — Übrigens bitte ich dich, mich zugleich wissen zu lassen, wie bald ich auf Schlegels Aufsatz über Dante rechnen kann, der mir sehr willkommen sein wird. Kannst du mir ihn gleich schicken, so kann ich meine Briefe um so ehr noch einige Posttage zurückbehalten und jenen Aufsatz vorangehen lassen.

Hier legt dir Humboldt einen Brief von Biestern bei, des andern Schlegels Angelegenheit betreffend. Sein Aufsatz hätte in meiner Thalia wirklich nicht wohl mehr Raum gehabt, weil Göschen mich bat, das letzte Stück kleiner zu machen.

Der Dr. Gros, von dem in dem Avertissement die Rede ist, ist der nämliche M. Gros von dem ich dir öfters schon geschrieben. Einer der besten Köpfe und der reifsten Denker, die ich habe kennen lernen. Er studiert gegenwärtig die Jurisprudenz in Göttingen.

Vom Koadjutor ist vor der Hand nichts zu fürchten, weil er über Zerstreuung nicht zu sich selbst kommen kann. In dem Verhältnis, worin ich mit ihm stehe, mußte ich ihm das Kompliment machen.

Die Materien, worüber du schreiben willst, erregen schon im voraus mein Interesse. Besonders deuten die zwei ersten, über den Grund des Zweifels und über das Unwillkürliche in den Begriffen, auf eine feine Materie hin. Kannst du einen von diesen Aufsätzen jetzt ausführen, so wird es mir um so lieber sein. Sonst würde mir etwas über die Musik das Willkommenste sein.

In dem ersten Stück findest du noch einen Aufsatz vom Professor Meyer aus Weimar (Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst) den ich noch habe nachschicken müssen, weil das Manuskript nicht reichte. Dieser Aufsatz, den ich in Rücksicht auf Sprache etwas umformen mußte, hat sehr viel Gehalt und wird dir Vergnügen machen. Es ist so selten, daß ein Mann wie Meyer das Glück hat, in Italien sich umzusehen, oder daß einer, der Italien besucht, Meyers Kunstverstand besitzt. Deswegen ist eine solche Arbeit kostbar, weil seltene Dinge zusammentreffen müssen, um sie möglich zu machen.

Humboldts Aufsätze über die Weiber (denn es werden deren mehr) sind kein unbedeutender Beitrag für die Horen. Er behandelt diesen Gegenstand wirklich mit einem großen Sinn, und

ich bin überzeugt, daß noch nichts so Zusammenhängendes über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Seine Schreibart hat wenigstens etwas von ihrer Trockenheit und Steifheit verloren, obgleich ihm das alte Übel noch immer im Wege steht. Über den Begriff des Geschlechts und der Zeugung, den er durch die ganze Natur und selbst durch das menschliche Gemüt und die geistigen Zeugungen des Genies durchführt, ist eine schöne und große Idee. Sobald er fertig ist, soll er dir ihn schicken.

Was meine Arbeiten betrifft, so bin ich jetzt ungemein gut mit mir zufrieden. — Mein System nähert sich jetzt einer Reife und einer innern Konsistenz, die ihm Festigkeit und Dauer versichern. Alles hängt aufs beste zusammen, und durch das Ganze herrscht eine Simplizität, die sich mir selbst bei der Ausführung durch eine größere Leichtigkeit bemerkbar macht. Alles dreht sich um den Begriff der Wechselwirkung zwischen dem Absoluten und dem Endlichen, um die Begriffe von Freiheit und von Zeit, von Tatkraft und Leiden. Doch ich will dir nicht vorgreifen.

Lebe recht wohl. Meine Frau grüßt dich und die Deinigen aufs beste. Mein kleiner Sohn ist frisch und gesund und macht die Freude meines Lebens aus. Mir ist trotz meines ewigen Krampfübels, selten so wohl im Geist und Herzen gewesen. Übrigens geht es mit meiner Gesundheit erträglich genug, daß ich wenigstens an meiner Tätigkeit keinen großen Abbruch leide.

Dein Sch.

Gedruckt für den Verlag Georg Müller in München auf Hadernpapier von Hoffmann und Engelmann in Neustadt a. d. H. in der Offizin W. Drugulin in Leipzig im April und Mai 1913. Gebunden von Hübel und Denck in Leipzig. Zweihundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen und in Ganzmaroquin gebunden.



